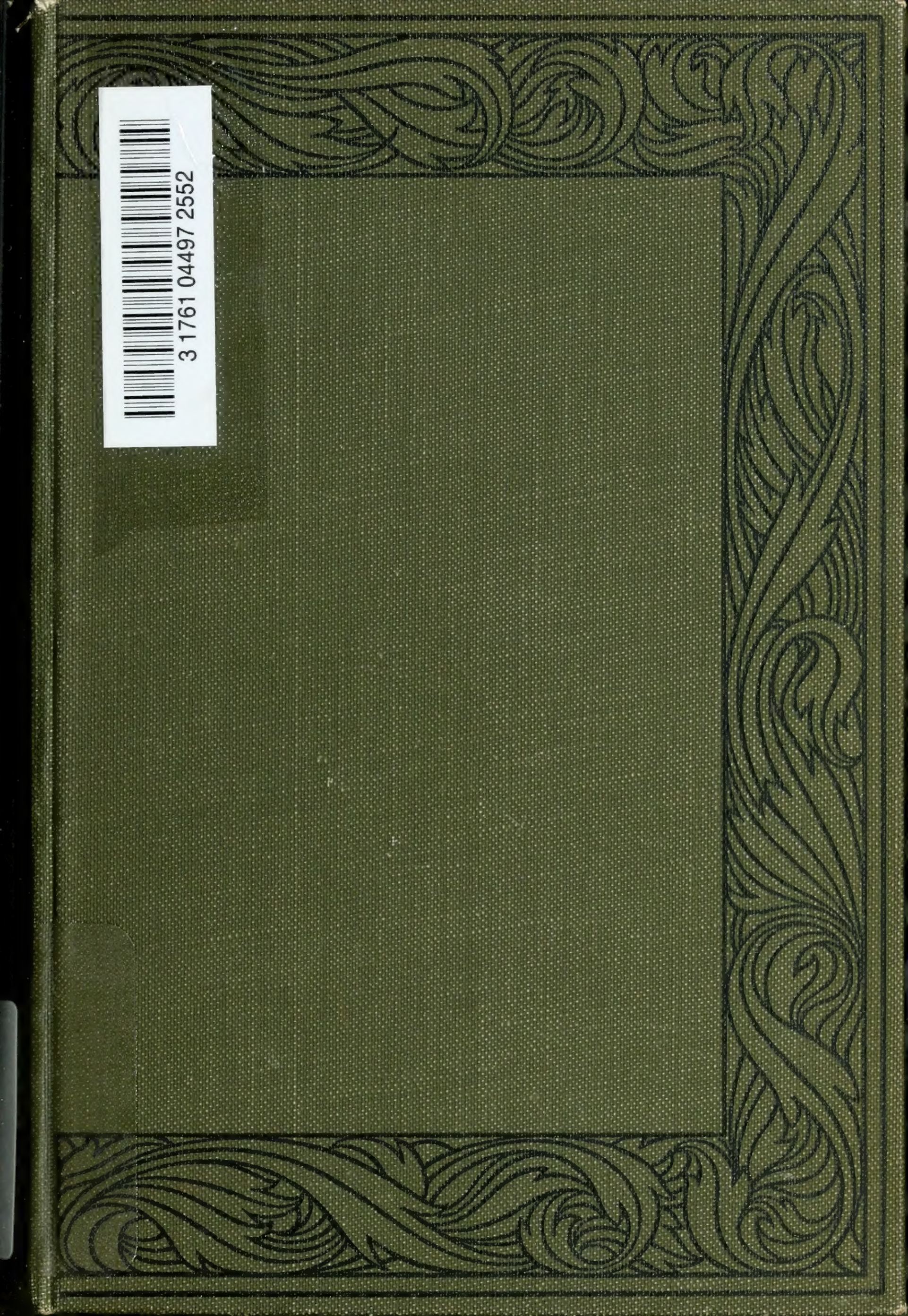

3 1761 04497 2552



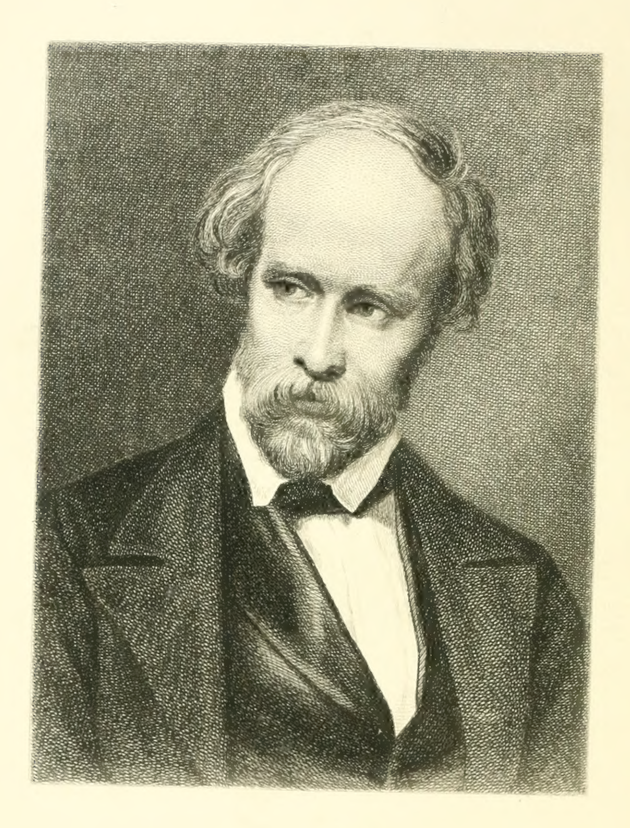


Hebbels Werke.

Erster Band.

Meyers Klassiker-Ausgaben

herausgegeben von Prof. Dr. **Ernst Elster.**



Fr. Lieber.

Hebbels Werke.

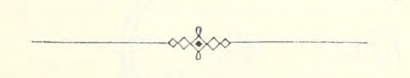
Herausgegeben

von

Dr. Karl Zeiß.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Erster Band.



Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.



LIBRARY
APR 1 1996
UNIVERSITY OF TORONTO

Vorwort des Herausgebers.

Das künstlerische Ansehen Hebbels ist in den beiden letzten Jahrzehnten merklich gestiegen. Doch ist auch heute noch eine gründliche Kenntnis der Werke des großen Mannes nicht häufig. Das mag seinen Grund mit darin haben, daß die bisherigen Ausgaben der „Sämtlichen Werke", deren erste Emil Kuh 1865—67 veranstaltete, bei der Fülle und dem Nebeneinander poetischer Meisterschöpfungen und mißlungener Werke, bei ihrer unvorteilhaften Anordnung das Eindringen in den Dichter nicht eben erleichterten. Gegenüber dieser wahllosen Vollständigkeit scheint mir gerade eine rücksichtsvolle Auswahl geeigneter zu sein, eine auf wirklicher Einsicht beruhende Würdigung des Dichters herbeiführen zu helfen. Und daß eine biographische Einleitung und eine Erläuterung der einzelnen Werke und des Textes bei einer so schwer faßbaren Erscheinung wie der Hebbels notwendig ist, wird ohne weiteres einleuchten.

Wenn der Herausgeber über die aufzunehmenden dramatischen Erzeugnisse nicht lange im Zweifel war, so ist bei den Gedichten ein Ausscheiden nicht leicht gewesen. Vielleicht wird dieser Versuch einer Auswahl und die chronologische Anordnung der Gedichte mit dazu beitragen, den bisher arg vernachlässigten Lyriker Hebbel zu verdienten Ehren zu bringen. Nur der Vollständigkeit halber sind auch einige Erzählungen aufgenommen worden, und die hauptsächlichsten ästhetischen Schriften des Dichters durften bei ihrem Wert und ihrer Eigenart nicht fehlen.

Für den Text unserer Ausgabe sind die ersten Drucke verglichen worden. Das war um so nötiger, als die beiden neueren

Auflagen der „Sämtlichen Werke“ bezüglich des Textes nicht zuverlässig sind und eine kritische Gesamtausgabe, die erfreulicherweise R. M. Werner vorbereitet, zur Zeit noch nicht vorhanden ist. Bei den Gedichten, die nach der von Hebbel selbst besorgten Gesamtausgabe von 1857 noch erschienen, konnten, dank dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Professor Dr. Suphan, die Handschriften im „Goethe- und Schiller-Archiv“ zu Weimar verglichen werden; nach einer derselben ist auch das unserer Ausgabe beigegebene Faksimile hergestellt worden.

Für mannigfache Förderung der Ausgabe bin ich dankbarst verpflichtet den Herren Prof. Adolf Stern, Oberregisseur M. Grube, Dr. A. Neumann und Dr. K. Reuschel. Für freundliche Mitteilungen habe ich zu danken den Herren E. Duboc, Dr. Kilian, Oberlehrer Krumm, F. Lemmermayer, Dr. A. Lier, Prof. Minor, Prof. W. H. Roscher, Hofrat Dr. W. Meyer, Prof. R. M. Werner und Frau Christine Hebbel, der hochbetagten Witwe des Dichters; außerdem den Verwaltungen des K. K. Hofburgtheaters in Wien, der Königl. Theater in Berlin und München, des Deutschen Theaters in Berlin und des Hoftheaters in Weimar.

Lebhaften Dank schulde ich Herrn Dr. V. Schweizer für vielfache Anregung und für die liebenswürdige Unterstützung bei meiner gesamten Arbeit.

Dresden, Frühjahr 1899.

Dr. Karl Zeiß.

12. Gebet.

Die du über die Sterne weg,
Mit der geleerten Schale
Aufschwebst, um sie am ewigen Born
Eilig wieder zu füllen:
Einmal schwenke sie noch, o Glück,
Einmal, lächelnde Göttin!
Sieh, ein einziger Tropfen hängt
Noch verloren am Rande,
Und der einzige Tropfen genügt,
Eine himmlische Seele,
Die hier unten in ~~Angst~~ Schmerz erstarrt,
Wieder in Wonne zu lösen.
Ach! sie weint dir süßeren Dank,
Als die Andern alle,
Die du glücklich und reich gemacht;
Laß ihn fallen, den Tropfen!

6 Febr 1843.

Hebbels Leben und Werke.[1]

Friedrich Hebbel wurde am 18. März 1813 zu Wesselburen, einem Marktflecken in Norderdithmarschen, geboren. Diese an Elbe und Nordsee gelegene holsteinische Landschaft gehörte seit dem 16. Jahrhundert zu Dänemark, war aber erst nach harten und langen Kämpfen völlig unterworfen worden. Im täglichen Kampf mit dem Meere, gegen das der heimische Boden verteidigt werden mußte, hatte sich eine ausgeprägte Stammesart entwickelt. Immer im Besitze bedroht, war der Dithmarsche ernst und hart geworden, aber auch stolz auf seine thätige Kraft. Er wagte den Elementen zu trotzen: er brauchte sich nicht zu beugen vor der Macht der Menschen. So hatten die Dithmarschen lange einen unabhängigen Freistaat gebildet, ihr besonderes Recht im „Dithmarscher Landbuch" aufgezeichnet, und die Dänen hatten kein leichtes Spiel mit ihnen.

Wie die Dithmarschen in gemeinsamer Not zusammenstanden, so bildeten sie auch in ruhigen Zeiten eine festgeschlossene Landsgemeinde.

[1] Außer dem Bruchstück einer Selbstbiographie („Meine Kindheit") kommen für Hebbels Leben als Hauptquellen in Betracht: „Fr. Hebbels Tagebücher. Herausgegeben von F. Bamberg" (2 Bände, Berlin 1885 und 1887), „Fr. Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Herausgegeben von F. Bamberg" (2 Bände, Berlin 1890 und 1892). Neben diesen beiden, leider nicht vollständigen Veröffentlichungen ist zu nennen die „Biographie Fr. Hebbels von Emil Kuh" (2 Bände, Wien 1877), die trotz mancher Mängel schon deshalb einen bleibenden Wert besitzt, weil sie aus einem langjährigen vertrauten Verkehr mit dem Dichter entstanden ist. Nach 1892 sind noch eine Reihe neuer Hebbelbriefe ganz oder bruchstückweise veröffentlicht worden von Strodtmann, H. Schacht, Karpeles, dem Herausgeber und vor allem von F. Lemmermayer, der einen dritten Band des Briefwechsels vorbereitet. Einen Teil der älteren Hebbel-Litteratur bringt das „Biographische Lexikon des Kaisertums Österreich von C. v. Wurzbach", ein genaues Verzeichnis der Schriften Hebbels bis zum Jahre 1842 A. Neumanns wertvolle Untersuchung „Aus Friedrich Hebbels Werdezeit" (Zittau 1899). Aus der bereits sehr umfangreichen neueren Litteratur über Hebbel seien hier nur noch Erinnerungen und Aufsätze von Männern angeführt, die Hebbel im Leben nahestanden: „C. Kulke, Erinnerungen an Fr. Hebbel", 1878; „Litterarisches Bilderbuch von Fr. Dingelstedt", 1878 (S. 187 ff.); L. A. Frankl, „Zur Biographie Fr. Hebbels", 1884; A. Stern, „Studien zur Litteratur der Gegenwart", 1895, und F. Bambergs Artikel „Hebbel" in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (Band 11). Alle übrigen Litteraturangaben finden sich unter dem Text unserer biographischen Einleitung.

Ein schöner Gemeinsinn war und ist diesem Friesenstamme eigen; der Dithmarsche ist stolz auf die Geschichte des Landes, auf die großen Thaten, die die Altvordern bei Hemmingstedt in der wilden Schlacht vollbrachten. Er hängt mit großer Liebe an seiner Heimat, die in üppiger Fülle ihm stetige Arbeit lohnt. „Dort in Wesselburen", erzählt der aus dem benachbarten Heide stammende Klaus Groth, „war es mir fast zu reichlich an allem Guten, selbst die Pracht der Wiesen und Äcker, wenn das Grün rein emporquoll und die Blumen strotzten, übermannte mich fast. Dazu der unendliche Himmel, Deich und Meer und die großen Gestalten, die davon ihr Gepräge erhalten."[1]

Das geistige Leben des Dithmarschen ist nicht arm. Einen Schatz von Märchen und Sagen, von denen sich einige durch eine groteske Phantastik, andere durch das Düster-Gespenstige auszeichnen, verwahrt das Volk. Auf der anderen Seite ist ihm wieder eine außergewöhnlich scharfe Verstandesthätigkeit zu eigen, Begabung für Mathematik und Mechanik. Eines freilich fehlt ihnen: die Grazie und die schöne Form der Geselligkeit, wie sie südlicher wohnende Stämme besitzen. Tanzen dürfe man sie nicht sehen, bemerkte einmal Hebbel selber. Das Gefühl sicherer Kraft erzeugt das Phlegmatische ihrer Art, und wenn es sich einmal äußert, so geschieht es in ungeschminkter Derbheit, wie ja auch ihre Mundart derb und rauh das Ohr trifft. „Die Holsteiner sind als grob verschrieen, die Dithmarscher als noch gröber und die Wesselburer als die allergröbsten."[2]

Hebbels Eltern waren arme Leute. Der Vater war Maurer, und die Mutter mußte sich zu Lohnarbeiten und als Amme verdingen, um die Ausgaben des Haushalts, der bald durch ein zweites Kind sich noch vergrößerte, bestreiten zu helfen. Doch besaß die Familie in der ersten Zeit immer noch ein kleines Haus, mit einem Gärtchen daran, in dem der kleine Friedrich oft zu finden war und seine heitersten Stunden verlebte, namentlich wenn der joviale Tischlermeister vom Nachbarhaus seinen Scherz mit ihm trieb. Die Freude des Kindes aber verwandelte sich in Angst, wenn das kalte und strenge Auge des Predigers, der nebenan wohnte, über den Zaun blickte. Diese und andere Gestalten aus der Nachbarschaft sind samt den Örtlichkeiten dem Dichter bis ins Alter in frischer Erinnerung geblieben. Friedrich war das Muttersöhnchen. Die

[1] „Lebenserinnerungen von Klaus Groth", hrsg. von E. Wolff. Kiel und Leipzig 1891, S. 56.

[2] Anmerkung Hebbels zu „Mutter und Kind", s. S. 229 unserer Ausgabe.

äußerst gutherzige Mutter sah ihm vieles nach, was der strenge Vater mit harter Rede oder derber Züchtigung strafte. Unerquickliche Szenen, die sich namentlich im Winter, wo es an Brot fehlte, zwischen beiden abspielten, mit anzuhören, blieb ihm nicht erspart, wohl aber der Hunger selbst, was freilich oft nur dadurch möglich wurde, daß sich die Mutter mit dem Zusehen begnügte. Häufig mußte dem Vater verheimlicht werden, daß sie dem Liebling etwas zugesteckt hatte, und doch hielt sie ihn dann wieder zu strengster Wahrhaftigkeit an.

Früh schon empfing der Knabe Eindrücke religiöser Art, denn in der Dämmerung sangen die beiden Kinder, Friedrich und sein Bruder Johann, oft Choräle mit dem Vater zusammen. Die Nachbarin Ohl las fleißig in der Bibel, und den ersten, fürchterlichen Eindruck „aus diesem düsteren Buch" empfing der empfindsame Friedrich, als sie einst aus dem Jeremias jene Stelle vorlas, worin der zürnende Prophet weissagt, daß zur Zeit der großen Not die Mütter ihre eigenen Kinder schlachten und essen würden. Lebhafter aber noch wurde der junge Sinn in Anspruch genommen, wenn eine im Hause wohnende Taglöhnersfrau den Kindern Hexen- und Spukgeschichten erzählte, oder wenn die aus der Fremde ins Winterquartier zurückgekehrten Brüder des immer vergnügten Nachbars Ohl allerhand Räubergeschichten auftischten.

In seinem vierten Jahre kam Friedrich in die Klippschule, in der die energische alte Jungfer Susanne, die weiße thönerne Pfeife im Mund und eine Tasse Thee vor sich, den Unterricht leitete. Zu Weihnachten fand hier eine Verteilung von Nüssen und Kuchen statt, wobei Friedrich zum erstenmal beobachtete, wie die Kinder der angeseheneren Eltern am besten wegkamen, denn Susanne rechnete auf Gegengeschenke. Sobald ihm das zum Bewußtsein kam, hatte er, erzählt er später selbst, den Zauberkreis der Kindheit überschritten. In stärkerer Weise wurde er aus dem kindlichen Vorstellungskreis, in dem der allgewaltige Vater noch die erste, unantastbare Stellung einnahm, herausgerissen, als ein fürchterliches, verwüstendes Gewitter, das während der Schulstunde ausbrach, die erste Ahnung Gottes in seiner jungen Seele aufdämmern ließ. Nun begriff er, warum der Vater alle Sonntage in die Kirche ging, und plötzlich verwandelte sich das „eingelernte Geplapper seiner Lippen in ein wirkliches ängstliches Gebet".

In Susannas dumpfer Schulstube lernte er, dessen Gemüt überaus zart und empfindsam organisiert war, auch zum erstenmal die Liebe kennen. Es war bei seiner Einführung, als er den ängstlichen,

niedergeschlagenen Blick erhob und ein schlankes, blasses Mädchen erblickte, das ihm gerade gegenüber saß. Sie hieß Emilie und war die Tochter des Kirchspielschreibers Voß. „Ein leidenschaftliches Zittern überflog mich", berichtet er später, „das Blut drang mir zum Herzen, aber auch eine Regung von Scham mischte sich gleich in mein erstes Empfinden, und ich schlug die Augen so rasch wieder zu Boden, als ob ich einen Frevel begangen hätte. Seit dieser Stunde kam Emilie mir nicht mehr aus dem Sinn, und die vorher so gefürchtete Schule wurde mein Lieblingsaufenthalt."[1] Diese so früh erwachte kindliche Neigung setzte sich bis in sein achtzehntes Jahr fort, ohne freilich Gegenliebe zu erwecken.

Sehr lebhaft war auch in jener Zeit schon die Phantasie des Knaben. Wenn er abends zu Bett gebracht war, sah er in allen Winkeln und Ecken des Zimmers Fratzengesichter, die Balken über ihm fingen an zu kriechen, und im unruhigen Schlummer rief er oft um Hilfe. Er hatte furchtbare Träume, so daß er nur mit Sträuben zu Bette gebracht werden konnte. Ein Traum kehrte siebenmal wieder und machte die Woche, in der es geschah, zur entsetzlichsten seiner Kindheit. Er träumte, der liebe Gott habe zwischen Himmel und Erde ein Seil ausgespannt und schaukele ihn darin, so daß er in rasender Eile in die Höhe und wieder in die Tiefe fuhr. Auch am Tage war seine Phantasie sehr rege. So erfüllten ihn häßliche Menschen, unter andern ein kleiner buckeliger Schneider, mit Grauen; Knochen konnte er nicht sehen, und das Wort „Rippe" in seiner Fibel kratzte er mit den Nägeln aus; dafür hatte er dann aber auch den doppelten Genuß wie andere, wenn er die Wörter Rose, Lilie, Tulpe buchstabieren durfte. Da zauberte ihm seine Phantasie den Sommer in all seiner Pracht vor die Seele.

In Susannas Privatschule, in der er bis in sein siebentes Jahr blieb, lernte Friedrich lesen, außerdem prägte er sich die zehn Gebote und die anderen Hauptstücke des christlichen Glaubens ein. So elementar dieser Unterricht auch sein mochte, so vermittelte er ihm doch die Vorstellung einer großen Persönlichkeit. Es war die Luthers, und der Grund lag darin, daß er das Bild des Reformators täglich im Katechismus sah, und „daß sein donnerndes ‚Was ist das?' immer augenblicklich hinter den majestätischen Lakonismen Jehovas her erscholl."

Es war von großem Vorteil für die Entwickelung des Knaben,

[1] „Meine Kindheit." Sämtliche Werke 1891, Bd. 9, S. 185. Das schöne autobiographische Bruchstück hat H. Krumm mit vollem Recht in die 2. Auflage der „Sämtlichen Werke" aufgenommen.

daß, als er sechs Jahre alt geworden war, gerade in Holstein eine Reform des im argen liegenden Volksschulwesens durchgeführt wurde. Auch Wesselburen erhielt nun seine Elementarschule, und für diese wurde ein Mann als Lehrer gewählt, dessen Namen Hebbel später nicht ohne ein Gefühl der Dankbarkeit niederschreiben konnte, weil er trotz seiner bescheidenen Stellung einen unermeßlichen Einfluß auf seine Entwickelung ausgeübt habe: Franz Christian Dethleffsen.

Zu der Zeit, als er in die helle und freundliche Elementarschule, wo er bald einer der Ersten wurde, einzog, mußte der Vater sein kleines Besitztum aufgeben und eine Mietwohnung beziehen. Er hatte vorzeiten eine Bürgschaft übernommen, und ein verkommener Wirt, der sie ihm aufgeschwatzt hatte, verlangte nun sein Geld. Erst später ist es dem Knaben ganz deutlich geworden, was dieser Auszug aus dem Hause, das schon die Großeltern innegehabt hatten, eigentlich für ihn bedeutete. Die Familie, die sich gewiß schon erst nicht in glänzenden Verhältnissen befunden hatte, wurde damit auf die unterste soziale Stufe des Ortes herabgedrückt. Der „Kätner", der Hausbesitzer, war zum „Häuerling" geworden, und die Eltern trugen von nun ab die Kleidung dieser Klasse der Bevölkerung, sie wurden als Hungerleider eingekleidet, wie sich Hebbel ausdrückt. So bitter der Knabe den Wechsel empfand, so sehr ihn nun die Schulgenossen seine Armut als eine Schande empfinden ließen, etwas Gutes war doch im Gefolge. Es galt nun oft, sich seiner Haut zu wehren, und in dem Maße, wie dies geschah, wurde er selbständiger. Das Muttersöhnchen begann in der Achtung des Vaters, der ihn bisher für einen Träumer gehalten, merklich zu steigen.

Das ärmliche Dasein, das die Familie bis jetzt geführt hatte, verwandelte sich unter den neuen Verhältnissen in bittere Not. Je mehr die beiden Kinder wuchsen, um so schwieriger wurde es, auch nur die Mittel zum bloßen Dasein zu schaffen. Der Sinn des Vaters wurde immer düsterer, Spiel und Scherz der Kinder wurden ihm, der seufzend die harte Fronarbeit des Tages vollbringen mußte, beinahe verhaßt. Verzweifelten Hohn und schneidende Vorwürfe bekamen die Kinder zu hören, wenn sie nur ein Stück Brot verzehrten, und der im Grunde des Herzens gutmütige Vater wurde in der Schule der Not zum Schrecken der Familie. „Die Armut hatte die Stelle seiner Seele eingenommen", lautet ein späteres, entschuldigendes Urteil des Sohnes („Tagebücher", Band 1, S. 117). Der einzige Halt in dieser trüben Zeit

war dem seelisch so zart organisierten Friedrich die Mutter. Was sie ihm gewesen ist, hat er später mit rührenden Worten in sein Tagebuch niedergeschrieben: „Sie war eine gute Frau, deren Gutes und minder Gutes mir in meine eigene Natur versponnen scheint: mit ihr habe ich meinen Jähzorn, mein Aufbrausen gemein und nicht weniger die Fähigkeit, schnell und ohne weiteres alles, es sei groß oder klein, wieder zu vergeben und zu vergessen. Obwohl sie mich niemals verstanden hat und bei ihrer Geistes- und Erfahrungsstufe verstehen konnte, so muß sie doch immer eine Ahnung meines innersten Wesens gehabt haben, denn sie war es, die mich fort und fort gegen die Anfeindungen meines Vaters, der (von seinem Gesichtspunkte aus mit Recht) in mir stets ein mißratenes, unbrauchbares, wohl gar böswilliges Geschöpf erblickte, mit Eifer in Schutz nahm und lieber über sich selbst etwas Hartes, woran es wahrlich im eigentlichsten Sinne des Wortes nicht fehlte, ergehen ließ, als daß sie mich preisgegeben hätte. Ihr allein verdanke ich's, daß ich nicht, wovon mein Vater jeden Winter wie von einem Lieblingsplan sprach, den Bauernjungen spielen mußte, was mich vielleicht bei meiner Reizbarkeit schon in den zartesten Jahren bis auf den Grund zerstört haben würde; ihr allein, daß ich regelmäßig die Schule besuchen und mich in reinlichen, wenn auch geflickten Kleidern öffentlich sehen lassen konnte." („Tagebücher", Band 1, S. 111.)

Wie später im Leben, so hat er schon damals häufig den Trost, den ihm die Menschen nicht gewährten, beim niederen Geschöpf, beim Tier gefunden. In dieser Zeit liegen die psychologischen Wurzeln zu seiner so überschwenglichen Liebe zu diesen stummen, aber mitfühlenden Gefährten seines Lebens. Doch auch hier griff die Not mit rauher Hand hinein, und der Vater mußte ihm den treuen Hund, dessen Hunger immer größer wurde, gewaltsam wegnehmen.[1]

Echtes und ungetrübtes Glück zog in dem Tagelöhnerhause nur zu Weihnachten ein, wenn auch nur für kurze Zeit. „Die Eltern waren heiter, auch der Vater, den wir fast das ganze Jahr nicht heiter sahen; die dumpfen, erstickenden Gespräche über die Schwierigkeit, Brot herbeizuschaffen (lagen doch meist zwei oder drei köstliche weiße breite Wecken im Schrank!) unterblieben, Scherz und Lachen waren erlaubt, und wir Kinder deuchten uns im Himmel" („Tagebücher", Band 1, S. 128). Eine Abwechselung in das Einerlei des Tages brachte dem achtjährigen

[1] Vgl. das Gedicht „Schau ich in die tiefste Ferne", S. 125 unserer Ausgabe.

Friedrich eine mit Vater und Bruder unternommene Reise nach Meldorf zur Großmutter. Es war ein Glück, daß seine jugendliche Seele Genüsse in Fülle zu finden wußte, die anderen versagt waren. Vor allem war es die kleine Wesselburener Kirche, wo Hebbel, besonders zur Adventszeit, wenn der Gottesdienst durch Musikaufführungen ein feierlicheres Gepräge erhielt, oft in Schauern der Andacht sich hinausgehoben fühlte über die Drangsale des Lebens:

„Fiel die Kirchenthür nun knarrend
Hinter meinem Rücken zu,
Sprach ich furchtsam — zuversichtlich:
Jetzt allein sind Gott und du!“ [1]

Doch schwanden die mystischen Schauer religiöser Entzückung, als die kirchlichen Dinge ihm zur Pflicht wurden. Dem Chorknaben entschleierte sich nur zu bald das Mysterium des Wesselburener Gottesdienstes. Ein schauerliches Vergnügen gewährte ihm, wenn er bei Beerdigungen beschäftigt war, das Betasten der Särge, und diesen Umstand mag man mit Recht als ein frühes Anzeichen für eine später entwickelte Bildung seiner Phantasie betrachten. In der Schule war er bald der Erste, und Dethleffen glaubte darum den Jungen, der gern bei ihm war und in seinen Büchern herumlas, in seinem Hause verwenden zu können. Eine Jugendfreundin hat ihn dort, wie Klaus Groth an Emil Kuh berichtete, Kinder wiegen und zugleich lesen sehen. Außer dem üblichen „Kinderfreund“ fand er da Campes „Entdeckung von Amerika“, Gedichte von Salis und Matthison und Lichtwers Fabeln. Den Nutzen, den der Unterricht Dethleffens brachte, hat er später immer dankbar anerkannt und oft wiederholt, daß er seine Gewissenhaftigkeit im Grammatischen, die Achtung vor dem Sprachlich-Gegebenen seinem alten Rektor verdanke. Zeichenunterricht erteilte ihm der gutmütige Harding unentgeltlich. Mit dessen Sohn verkehrte er freundschaftlich, mit ihm las er auch an einem Abend, der ihm unvergeßlich blieb, Bürgers „Leonore“. Seine Lesebegierde war überhaupt ungemein groß, und um sich Licht für heimliche Lektüre zur Nacht kaufen zu können, suchte er auf alle mögliche Weise ein paar Pfennige zu verdienen. — Nachdem er eine ganze Menge poetischen Bildungsstoffes in sich aufgenommen, auch in der Art, wie er die Dinge sah und empfand, bereits ein poetisches Element entwickelt hatte, ließ die Stunde nicht lange auf sich warten, in der er zum erstenmal auch das eigentliche Wesen der Poesie deutlich empfand:

[1] Strophe 5 des Gedichts „Bubensonntag“, vgl. S. 26 unserer Ausgabe.

„Ich mußte meiner Mutter immer aus einem alten Abendsegenbuche vorlesen, der gewöhnlich mit einem geistlichen Liede schloß. Da las ich eines Abends das Lied von Paul Gerhardt, worin der schöne Vers:

‚Die goldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelssaal‘

vorkommt. Dies Lied[1], vorzüglich aber dieser Vers, ergriff mich gewaltig, ich wiederholte es zum Erstaunen meiner Mutter in tiefster Rührung gewiß zehnmal. Damals stand der Naturgeist mit seiner Wünschelrute über meiner jugendlichen Seele, die Metalladern sprangen, und sie erwachte wenigstens aus einem Schlafe“ („Tagebücher“, Band 1, S. 18). — Wandernde Schauspielertruppen sorgten dafür, daß früh schon in dem Knaben auch die Lust am Theaterspiel erwachte. Wie eine Jugendgespielin an Kuh berichtet hat, trug er oft selbstverfaßte Stücke vor einem geladenen Kinderpublikum vor, und obwohl der Sinn seiner Worte nicht immer verstanden wurde, kamen die Kinder doch immer wieder, um den „wunderlichen Jungen“ zu hören.

Spiele und Träume der Kindheit fanden ein jähes Ende, als er eines Tages im Jahre 1825 dem Vater mit zur Arbeit folgen mußte, um das Maurerhandwerk zu erlernen. Aber bald konnte der Vater bemerken, daß dem Jungen außer der Lust auch alles Geschick zu diesem Handwerk fehlte und, nachdem ein heftiger Streit vorausgegangen, verließ dieser eines Tages die Arbeitsstelle. Eine schwere Zeit brach nun über Friedrich herein, denn er sollte und mußte sich für einen Beruf entscheiden, aber weder zum kleinen Kaufmann noch zum Postschreiber hatte er irgend welche Neigung. Um nur etwas zu verdienen, besorgte er für einen Postbeamten kleine Botendienste. Die Bücher und die Natur waren in dieser Zeit, wie später so oft, sein einziger Trost. Die Marschlandschaft mit ihren stillen Reizen, das allgewaltige Meer, dessen Furchtbarkeit er bei einer Wasserflut im Februar 1825 zum erstenmal kennen lernte, gewährten ihm immer neue Genüsse. — Am 11. November 1827 starb der Vater an einer ganz plötzlich aufgetretenen Krankheit. Die Mutter stand nun ganz allein, und mit Aufbietung aller Kräfte mußte sie arbeiten, um die beiden Jungen zu versorgen. Es erschien ihr daher als ein großes Glück, als sie der Kirchspielvogt Mohr eines Tages zu sich kommen ließ und ihr den Vorschlag machte, ihm den Friedrich, der schon früher zu seiner Zufriedenheit allerlei kleine Ver-

[1] „Nun ruhen alle Wälder.“

richtungen besorgt hatte, zu überlassen. Man ward bald einig und, wie der Bruder Johann erzählte, ward Friedrich verthan für Essen, Trinken und Kleidung ohne Wäsche. Er wohnte von nun ab in der Kirchspielvogtei und zwar mit dem Dienstpersonal zusammen, von dem der Kutscher Christoph Sievers ihm bald sehr lieb wurde. Er wurde zum Abschreiben und zu Botengängen verwendet. Als er sich in den Geschäftsgang eingearbeitet hatte, durfte er auch polizeiliche Geschäfte, wie das Visieren von Pässen und Wanderbüchern, vornehmen. Später leitete er sogar Verhöre, denn in der Kirchspielvogtei, als der untersten Instanz, wurden Privatstreitigkeiten und kleinere Vergehen verhandelt. Er that dabei manchen Blick in die menschliche Natur, und sie trat ihm wieder nicht von ihrer erfreulichsten Seite entgegen.

Mohr, der in seiner büreaukratischen Steifheit dem werdenden Jüngling mächtig imponierte, war sehr zufrieden mit ihm, und da er seinen Leseeifer kannte, gab er ihm die Erlaubnis, seine Bibliothek zu benutzen. Da hat nun der junge Kirchspielschreiber einen Teil der Klassiker, vor allem Schiller und Klopstock, die Idyllen von Voß, Hippels Lebensläufe und die damals in Norddeutschland sehr beliebten englischen Romanschriftsteller und Humoristen Richardson, Fielding, Sterne und Goldsmith gelesen. Nicht gelesen, vielmehr verschlungen habe er sie, wie seine Jugendfreunde berichten, und er habe sich vor lauter Leseeifer eine Zeitlang gar nicht sehen lassen. In dem ärmlichen Verschlag, in dem er mit seinem treuen Christoph Sievers schlief, hat er oft, um lesen zu können, die ganze Nacht Licht gebrannt.

Zu seinen Bekannten gehörten in dieser Zeit, Ende der zwanziger Jahre, ein paar Schreiber, Mundt und Barbeck in Wesselburen und Th. Hedde im benachbarten Heide, der über eine gute Schulbildung verfügte. Dazu gesellten sich dann noch Reiff, Gottschau, Schacht, F. Hahn und der auf Hebbel verständig eingehende Lehrer Wacker. Es war ein angeregtes Leben, das in diesem Kreis keineswegs ungebildeter junger Leute herrschte, und über sprachliche und ästhetische Dinge ist da mannigfach disputiert worden.

Außenstehende mochten Hebbel, wenn sie ihm in diesem Kreise begegneten, für einen oberflächlichen und eingebildeten Menschen halten, seine Freunde aber empfanden seine geistige Überlegenheit und ordneten sich ihm unter. An Lustigkeit und Ausgelassenheit that er es allen zuvor; nicht selten freilich sollen seine Streiche sich durch eine „bittere Rüpelhaftigkeit“ ausgezeichnet haben. Jungen Damen gegenüber aber spielte er

den Galanten, und im Hause des Holzhändlers Elvers entwickelte sich eine Neigung zu Wieblen Elvers, der Tochter des Hauses. Inniger noch waren seine Beziehungen zur Familie des Kirchspielschreibers Voß. Hier traf er jene Emilie wieder, deren stiller Blick ihn schon in der Kleinkinderschule entzündet hatte.

In dem planmäßig und zur Freude der älteren Generation unterhaltenen geselligen Leben, das die Freunde in den stillen Ort hineintrugen, trat an Hebbel oft die Aufforderung heran, durch ein Gedicht die Feierlichkeit zu vergrößern. Was uns — wie z. B. das Ringreiterlied — aus dieser Zeit erhalten ist, sind formell nicht ungewandte, aber poetisch recht geringwertige Sachen. Der Stil dieser Poesie ist immer sehr auffallend abhängig von der jeweiligen Lektüre des beginnenden Dichters. Was er aber von seiner Lektüre annimmt, ist immerhin sehr charakteristisch für seine in rapider Entwickelung befindliche poetische Natur. Bei Schiller und Klopstock war es das Rhetorische und Pathetische, bei E. T. A. Hoffmann das Gespenstige und Grauenhafte, das ihn zur Nachahmung reizte.

Abgesehen von einigen unfertigen Erzählungen entstanden in dieser Periode hauptsächlich lyrische Gedichte, die in den Jahrgängen des „Ditmarser und Eiderstedter Boten" (1829—32) erschienen. Das erste gedruckte Gedicht Hebbels findet sich in dieser Zeitung unter dem 18. Juni 1829.[1] Auch litterarische Streitigkeiten hat er dort schon ausgefochten. — Im Winter 1831/32 trat Hebbel mit herumziehenden Schauspielern in Verbindung und begründete ein Liebhabertheater.[2] Es wurde eröffnet mit einem von Hebbel gedichteten und von Schacht vorgetragenen Prolog. Das Repertoire bestand aus Körnerschen Lustspielen und vor allem aus den damals so begehrten Rührstücken Kotzebues. Über sein eigenes schauspielerisches Talent, das sehr gering war, scheint sich Hebbel in arger Selbsttäuschung befunden zu haben, denn er faßte ernstlich den Plan ins Auge, Schauspieler zu werden.

Damit beginnen die Versuche, die Hebbel unternimmt, aus dem engen Kreis seiner Heimat um jeden Preis herauszukommen. Er war,

[1] Das weder von Kuh noch von Krumm erwähnte Gedicht war betitelt „Sehnsucht" und gerichtet an Luise Cariten, die Stieftochter des Lehrers Claussen. Vgl. H. Schacht im „Magazin für Litteratur", 1895, Nr. 45.

[2] Ein Zeugnis dafür haben wir jetzt in dem Brief des Schauspielers Lienhart an Hebbel vom 30. November 1831, den H. Schacht veröffentlichte (a. a. O.).

so sehr sich seine Lage auch gebessert hatte, unzufrieden. Im geselligen Leben oder in tollen Streichen mochte er zuweilen den inneren Kampf, der beständig in ihm tobte, unterdrücken und mochte dem, der ihn nicht tiefer kannte, das Bild eines zwar absonderlichen, aber doch ganz zufriedenen jungen Mannes darbieten. Was aber damals in seiner Seele vorging, das drückt ergreifend mehr als eines seiner Jugendgedichte aus.

Am 22. Juli 1831 schrieb er an Hedde: „Ich hoffe, innerhalb vier Wochen mein Schicksal entschieden zu sehen, wenigstens werde ich wissen, ob ich in Wesselburen verbleiben oder, was Gott gebe, es verlassen kann. Ob ich ein Schauspieler oder ein Dichter werde? Ich kann keine Antwort auf die Frage geben, aber ich will hoffen.“ Heimlich machte er sich, vermutlich im Winter 1831, nach Hamburg auf, um sich dort Karl Lebrun, dem Direktor des Stadttheaters, vorzustellen. Dieser ließ ihn über sein geringes schauspielerisches Talent nicht im Zweifel, und mit vernichteter Hoffnung kehrte er zu seinen „Erzfeinden“, den Alten, wieder zurück und mußte wohl oder übel „in den sauren, stänkischen Apfel der Resignation beißen“ (Brief an Hedde vom 7. Dezember 1831). Im Frühjahr 1832 faßte er einen neuen Plan. Er wollte studieren und suchte als Vorbereitung dazu vor allem gründlich Latein zu lernen.[1] Den Unterricht erteilte ihm, nach der Grammatik von Bröder, sein Freund, der Provisor Schacht, und er brachte es nach kürzester Zeit dahin, die der Grammatik beigegebenen Übungsstücke zu lesen.

Außer von Gedichten, besonders politischen, fällt in jene Zeit vor den Beginn des Lateinlernens die Abfassung seines in einem Brief an Hedde (vom 14. Februar 1832) erwähnten ersten dramatischen Versuchs, der uns erhalten ist. Er ist betitelt „Der Vatermord. Ein dramatisches Nachtgemälde. Von C. F. Hebbel in Wesselburen“ und war gedruckt im „Ditmarser und Eiderstedter Boten“ vom 17. Mai 1832.[2] Die gänzlich unfertige Arbeit verrät deutlich die Einwirkung der Schicksalsdramatik und, hinsichtlich des Stils, die der Schillerschen Jugenddramen, insbesondere der „Räuber“, deren Nachwirkung ja noch in der „Judith“

[1] Vgl. den Brief an Hedde vom 23. Mai 1832.

[2] Diesen Sachverhalt hat R. M. Werner schon 1892 („Deutsche Litteraturzeitung“, S. 563—565) klargelegt. Neuerdings hat er diesen ersten dramatischen Versuch Hebbels durch einen Abdruck in der Festschrift zum 8. allgemeinen deutschen Neuphilologentag in Wien (herausgegeben von J. Schipper und erschienen bei Braumüller in Wien und Leipzig 1898) wieder allgemein zugänglich gemacht.

zu spüren ist. Spitzfindige Dialektik und Neigung zum Grausigen sind hier als charakteristische Anzeichen für die Art des werdenden Dichters nicht zu übersehen.

Außer Schiller traten ihm damals als poetische Vorbilder durch die Lektüre auch Shakespeare, Goethe („Faust“), Lessing und Wieland entgegen, ohne aber eine deutliche Nachwirkung in seiner Produktion zu hinterlassen. Ganz anders war die Wirkung, als ihm im Jahre 1832 zum ersten Male ein Uhlandsches Gedicht („Des Sängers Fluch“) in die Hände fiel. Da war er mit einem Ruck aus der Nachahmung Schillerscher Gedichte heraus, und das Einfach-Menschliche, das Ausgehen von der Natur und die symbolische Art des Darstellens, die er an Uhland erkannte, gaben ihm nun Richtung und Ziel für sein eigenes lyrisches Schaffen.[1]

An den Mann, dem er für seine künstlerische Entwickelung so viel verdankte, wie er von jetzt ab immer lebhafter empfand, wandte er sich nun unverzüglich, um von ihm vielleicht auch eine Förderung seiner äußeren Lebensverhältnisse zu erfahren. Er richtete an Uhland die schriftliche Bitte, ihm für seine weitere Ausbildung eine Anstellung in Stuttgart zu verschaffen.[2] Uhland fand das „Bestreben, in eine der geistigen Fortbildung günstigere Lage versetzt zu werden, nur achtungswert“, konnte ihm aber nicht helfen und gab ihm den Rat, an seiner inneren Entwickelung fortzuarbeiten, bis sich auch äußerlich eine günstigere Wendung der Umstände zeige, denen er sich mit Sicherheit überlassen könne.

Im übernächsten Jahre (1834) machte er einen weiteren Versuch in dieser Richtung. Er wandte sich durch Vermittelung Schachts an Öhlenschläger in Kopenhagen, um dort eine passende Stelle, vielleicht im Subalterndienst, zu erlangen. Der Versuch schlug wiederum fehl. Dem Briefwechsel mit Schacht ist zu entnehmen, wie unerträglich Hebbel nunmehr seine Lage empfand. „Ich bin 21 Jahre alt“, schreibt er da, „und für die Aufgabe meines Lebens ist noch nichts geschehen. Dieses Nichts ist hinreichend, mich zu einem Nichts zu machen; der langjährige Kampf mit den Verhältnissen hat mich so abgemattet, daß nur eine baldige Hülfe noch Hülfe für mich sein kann; nur noch ein Jahr und meine Kraft ist gebrochen, Du weißt dies alles. Meine Seele

[1] Siehe die Einleitung des Herausgebers zu den Gedichten.

[2] Wir müssen das aus Uhlands Antwort (vom 22. September 1832) entnehmen, denn Hebbels Brief ist verloren gegangen.

verliert ihre Spannkraft; die Lage zerstört den Menschen, wenn der Mensch die Lage nicht zerstören kann."[1]

Das Bitterste für Hebbel aber war, daß er in seinem Streben bei dem Kirchspielvogt Mohr, seinem Vorgesetzten, so gar keine Unterstützung fand. Wohl konnte sich dieser Mann darauf berufen, daß er Hebbel aus den dürftigsten Verhältnissen herausgehoben und ihm zu einem doch einigermaßen erträglichen Dasein verholfen hatte. Die Frage, was wohl aus ihm geworden wäre, hätte er nicht in der Kirchspielvogtei ein Unterkommen gefunden, hat sich Hebbel später, als er bittere Klage gegen Mohr erhob, wohl niemals vorgelegt. Weiter geht freilich Mohrs Verdienst nicht, und er scheint sich dadurch bereits ein für allemal von weiteren Verpflichtungen Hebbel gegenüber frei gefühlt zu haben. Hebbels „unverkennbare Talente" ersparten ihm einen Schreiber, doch bezahlte er ihn lange Zeit nur durch abgelegte Kleider und Beköstigung am Gesindetisch, erst zuletzt setzte er ihm eine Kleinigkeit aus. Um eine kleine Ausgabe zu ersparen, machte er ihm die Zumutung, mit dem Kutscher Sievers während dessen Rekonvaleszenz nach einem Fleckfieber zusammenzuschlafen. Seine späteren Studien hat er in keiner Weise unterstützt, es vielmehr Fremden überlassen, die moralische Pflicht, die ihm doch am allernächsten lag, zu erfüllen. „Für meine Bildung aber thaten Sie gar nichts, wenn Sie es sich nicht etwa als Verdienst anrechnen, daß Sie mir Ihre paar Bücher nicht geradezu aus der Hand rissen", rief ihm später Hebbel zu.[2] Alles das erklärt sich aus dem Umstand, daß Mohr in seiner büreaukratischen Reserve für Hebbels innerstes Wesen offenbar nicht die Spur von Verständnis hatte. Es muß aber doch einmal ausgesprochen werden, daß die Anklagen, die Hebbel später erhob, weit über das Ziel hinausgingen, nach der Lage der Dinge in der Schärfe, mit der sie vorgebracht wurden, als nicht gerechtfertigt erscheinen, daß vor allem Hebbels Meinung, Mohr habe ihn erkannt und doch unterdrückt (vgl. „Tagebücher", Band 1, S. 131), kaum zu halten ist.[3]

---

[1] Vgl. diese Bruchstücke des Briefwechsels zwischen Hebbel und Schacht in dem Artikel von H. Schacht (a. a. O.), wodurch die entsprechenden Bemerkungen Kuhs berichtigt werden.

[2] In einem Brief an den Kirchspielvogt Mohr vom 15. Juli 1854, zum Teil abgedruckt bei Kuh, Bd. 1, S. 557 ff.

[3] In dieser Auffassung wurden wir bestärkt durch mündliche Mitteilungen des Herrn Pastor Siert in Dresden, der lange Zeit Geistlicher in Wesselburen war und Mohr genau gekannt hat.

Wie dem aber auch sein mag, so steht doch das eine vollkommen sicher, daß der Dichter damals und auch später noch den Umstand, daß Mohr nichts zur Besserung seiner Lage that, als das größte Unglück seines Lebens ansah. Eine Ahnung von den schlimmen Kämpfen seines Herzens geben uns die Gedichte aus den Jahren 1831—35, und die Wirkung des Druckes, unter dem er zu seufzen hatte, wird uns erschreckend deutlich schon in den Zeilen eines Epigramms aus dem Jahre 1831:

„Durch ein Vexierglas erscheinen verzerrt die Dinge dir alle:
Also ein düsteres Herz sieht eine düstere Welt."

Einer der Gründe für diese verzweifelnden Stimmungen (vgl. auch die Gedichte „Was mich quält" und „An den Jüngling") liegt in seiner ungemeinen Sensibilität, die ihn alle Eindrücke doppelt schneidend empfinden ließ. Es wiederholt sich in Hebbels Leben das Schauspiel, das uns in geringerem oder stärkerem Grade in jedem Künstlerleben entgegentritt: die Verfeinerung des Empfindens, die das Grundelement alles Ästhetischen ist, wird für das äußere Leben des Künstlers meist zum Fluch. Dazu kam, daß in dem Maße, wie das dichterische Können in ihm reifte, seine Ansprüche an das Leben größer wurden. Sein Selbstgefühl (vgl. das „Widmungsgedicht" vom Jahre 1833) entwickelte sich zu einer Stärke, daß er allen, die ihn in dieser Zeit kennen lernten, sofort auffiel. Nach der ausgelassenen Laune seiner ersten Schreiberjahre ward er stiller, zog sich in sich selbst zurück und erschien wohl oft nach außen hart und unzugänglich. „Man wird Egoist im Unglück", schrieb er später einmal (vgl. „Tagebücher", Band 1, S. 35).

Ein einziger Sonnenstrahl fiel in sein verdüstertes Gemüt, als neue Liebe sein Herz erfaßte. Der Cyklus „Ein frühes Liebesleben", der sein erstes vollendetes Gedicht „Die Jungfrau" enthält, ist der Ausdruck einer tiefen, aber unendlich zarten und keuschen Liebe zu Doris Voß, der Schwester jener oft erwähnten Emilie. Aber roh zerstörend griff auch hier wieder das Schicksal ein: Doris starb in eben erblühender Jugend, mitten im Liebesglück. Im Sommer 1834 gedenkt er ihrer bereits als einer Toten.[1] Aber der Geist der Frühverstorbenen schwebt über den Gedichten und verleiht ihnen einen still verklärten Zauber und wehmütigen Reiz.

Der herbe Schmerz des frühen Geschiedenseins wich sanftem Erinnern, als seine starke Leidenschaftlichkeit, seine reizbare Empfänglich-

[1] Beweis dafür ist uns das Gedicht „Nachruf" vom 16. Juni 1834.

keit ihn zu neuer Liebe fortriß. Denn Doris vergaß er nicht, so stark auch die Liebe zu Margarete Carstens, der Schwester jener Luise, der sein erstes gedrucktes Gedicht gilt, oder später zu der jungen holsteinischen Schauspielerin Hedwig Schulz sein mochte. „Nicht zu einer hundertblätterigen Rose war seine Liebe aufgegangen, in vielen Heckenknospen war sie hervorgebrochen!“ Die Liebe war es denn auch, die ihm schließlich den so herbeigesehnten Abschied von Wesselburen schwer machte, als sich im Jahre 1834 die Möglichkeit zeigte, in Hamburg ein neues und erwünschteres Dasein zu beginnen.

Die Hilfe kam von einer Seite, von der er sie nicht erwartet hatte. Eine Reihe von Gedichten und auch Erzählungen hatte er an die „Pariser Modeblätter“ in Hamburg gesandt, und die Herausgeberin dieser Zeitung, Amalie Schoppe, die seine Erstlinge bereits aufs höchste schätzte, hat ihm brieflich ihr wärmstes Interesse bezeugt. Sie blieb dabei nicht stehen, sie nahm sich seiner mit mütterlichem Interesse an und riet ihm, vor allem durch das Lateinische einen tüchtigen Grund für seine Bildung zu legen. Ihre Bemühungen, ihm in Hamburg eine Stelle zu verschaffen, führten zunächst zu keinem Resultat. Aber im Juli des Jahres 1834 konnte sie ihm mit froh bewegtem Herzen mitteilen, daß eine Reihe von Männern, deren Anteil er sich durch sein Gedicht „Die Schlacht bei Hemmingstedt“ gewonnen habe, bereit sei, die Sorgen für seine weitere Ausbildung und für eine Vorbereitung zur Universität zu übernehmen. Der Bürgermeister Möller aus Tönnigen habe ihr den Handschlag gegeben, daß er alles aufbieten wolle, um, in Verbindung mit anderen, ihm radikale Hilfe zu schaffen. Für Hebbel gab es kein Besinnen, er war sofort entschlossen, der Aufforderung der Schoppe, nach Hamburg zu kommen, zu folgen.

Mag er aber auch wie aus einem dumpfen Gefängnis aus seiner Wesselburener Enge herausgeschritten sein in eine im goldigen Lichte ihm blinkende Zukunft, so mußte sich doch erst manches Band schmerzvoll lösen, das ihn an die Heimat knüpfte. Schmerzlich war der Abschied von seiner armen Mutter und der Familie Voß. Auch das Scheiden von seinen Freunden, besonders von Hedde und Wacker, die ihn bis nach Heide begleiteten, fiel ihm nicht leicht. Tief schmerzlich und doch freudig zugleich erregt fuhr er an einem der letzten Februar- oder ersten Märztage des neuen Jahres (1835) über Brunsbüttel nach Hamburg.

Hebbel kam mit vollendetem 22. Lebensjahre nach Hamburg. Er hatte die Not des Daseins kennen gelernt und sich in dieser Schule zu einem trotzigen, aber auch selbständigen Charakter entwickelt, so wenig man das dem linkischen jungen Holsteiner äußerlich ansehen mochte. Dichterisch war er in den letzten Wesselburener Jahren derartig gewachsen, daß er bereits lyrische Schöpfungen höchsten Ranges, wie „Die Jungfrau“ und „Das Kind“, aufweisen konnte. Mit dieser Entwickelung seines Charakters und seines Talents hatte nun aber die seiner Bildung nicht gleichen Schritt gehalten. Wie es der Zufall bot, so hatte er hier und da Bildungselemente hastig in sich aufgenommen; es fehlte ihm die Gründlichkeit und Harmonie der Bildung. Dieser Zwiespalt bestimmte sein inneres Leben für die kommenden Jahre. Was ihm zehn Jahre früher spielend zugefallen wäre, machte ihm jetzt unendliche Pein, und mancher Seufzer über die spröden Regeln des Lateins, das er bei dem befreundeten Gravenhorst lernte, entrang sich seiner Brust.

Drückend für ihn war auch das Verhältnis zu seinen Gönnern. Die Art, wie sie gaben, der herablassende Hochmut, vor allem des Predigers Schmalz, bei dem er sich jeden Schilling holen mußte, ließen kein reines Dankgefühl in ihm aufkommen. An den Freitischen, wo er zu Mittag aß, mußte er sich einer schülerhaften Zurückhaltung und Ergebenheit befleißigen, und die steife Hamburger Geselligkeit erlaubte es nicht, daß er einmal einem wohlgesinnten älteren Mann sein übervolles Herz ausgeschüttet hätte, wozu er so geneigt war. Der Gang zu diesen Freitischen ist für ihn jedesmal ein Gang zur Hinrichtung seines inneren Menschen gewesen, wie er später einmal in sein Tagebuch schrieb. Herzliches Entgegenkommen fand er zunächst nur bei Amalie Schoppe, wenn auch sie in ihrer gutmütigen Beschränktheit die Eigenart seines Geistes niemals erkannte. Bei ihr gab es aber doch wenigstens Stunden, wo er sich einmal behaglich fühlte, und auch an geistiger Anregung fehlte es hier nicht.

Aber auch das Verhältnis zu ihr erlitt bald eine Trübung, denn ein verbummelter Litterat, mit Namen Alberti, an den sich Hebbel mit aller Wärme angeschlossen hatte, brachte es aus Dichterneid durch die verächtlichsten Zwischenträgereien dahin, daß die Schoppe ihm in schroffster Weise erklärte, an seinem Schicksal keinen Anteil mehr nehmen zu wollen. Zwar erkannte sie in Alberti bald „den Ränkemacher und Friedensstörer“, es blieb aber zwischen ihr und Hebbel doch nur bei

einer äußerlichen Versöhnung. Scheint doch auch diesem ein anderes Zerwürfnis vorausgegangen zu sein, das Hebbel das bittere Wort von der „rücksichtlosen Käuferin seines Ichs" (vgl. „Tagebücher", Band 1, S. 10) entpreßte. Müssen wir von derartigen, dem Tagebuch anvertrauten Ausbrüchen seines Unmuts hier wie später immer einiges abziehen, um dem wahren Sachverhalt nahe zu kommen, so ist doch klar, daß zwischen dem ernst und ehrlich ringenden Hebbel und einer Frau, die die seichteste Unterhaltungslitteratur für künstlerische Offenbarung hielt und in gänzlich unfähigen Leuten, wie Janinsky (Jahnens) und Alberti, die sie protegierte, Dichter sah, von einer inneren Gemeinschaft nicht die Rede sein konnte.

Nachdem Hebbels Versuch, das Lateinische zu lernen, gescheitert und damit die Aussicht verschwunden war, am Johanneum, der berühmten Gelehrtenschule Hamburgs, ein Examen zu bestehen, arbeitete er für sich an seiner litterarischen Bildung weiter. Denn daß er zunächst tüchtig arbeiten müsse, darüber täuschte er sich schon damals nicht. So beschäftigten ihn jetzt vor allem Goethe, Schiller und Shakespeare. Überaus wichtig für das Wachstum seiner geistigen Bildung in jenem Jahre sind die Aufsätze und Kritiken, die er für den „Wissenschaftlichen Verein von 1817" lieferte. Dieser von einem Lehrer des Johanneums begründeten Gesellschaft, die zum Teil aus Primanern dieser Schule bestand, gehörte er einige Zeit an. Zeichnen sich seine Arbeiten für den Verein überhaupt durch Schärfe und das Streben aus, den Dingen bis auf den Grund zu gehen, so hat er im besonderen durch seinen Aufsatz „Über Theodor Körner und Heinrich v. Kleist" ein überraschend reifes und richtiges Kunsturteil niedergelegt. Emil Kuh sagt hier mit Recht: „In dieser Epoche aber sich an Kleist halten und Körner abweisen, ersetzt ein Programm seiner Denkungsart und des eingeschlagenen Weges."

Daß Hebbel die Freuden der Großstadt nicht verschmähte und sich auch einmal im Taumel des Genusses für Augenblicke von aller seelischen Bedrückung frei machte, ist bei der Stärke seines Temperaments und nach einer Zeit des Gebundenseins in engen Verhältnissen wohl erklärlich.

In dieser Zeit wilder Gärung nahte sich ihm ein Mädchen, die mit weiblich mildem Sinn den Sturm in seinem Inneren wenigstens für einige Zeit zum Schweigen brachte: Elise Lensing. Die herbste Erfahrung, die ein Weib im Leben machen kann, hatte ihr die Milde und

Innigkeit des Empfindens nicht getrübt. Hebbel hat einige Zeit bei ihrer Mutter und ihrem Stiefvater am Stadtdeich zur Miete gewohnt, dort sie, die sich durch ihrer Hände Arbeit mühselig ihr Brot verdiente, kennen gelernt und mit ihr Stunden reinsten Glückes verlebt. Die Güte, die sie ihm vom ersten Augenblick an entgegenbrachte, wurde in kurzer Zeit zur tiefsten und selbstlosesten Liebe. Trotzdem aber das Verhältnis zu Elise von Tag zu Tag inniger, durch gegenseitiges Verstehen fester wurde, kam Hebbel doch allmählich zu der Überzeugung, daß er in dieser Umgebung, in diesem Abhängigkeitsverhältnis nimmermehr den Hauptzweck seines Hamburger Aufenthalts, das volle Ausleben seiner Persönlichkeit und die Vertiefung seines Wissens erreichen werde. Er folgte darum rasch und freudig der Aufforderung der Freunde Gravenhorst und Rendtorf, sie nach Heidelberg zur Universität zu begleiten. Zwar gab Pastor Schmalz, der wie seine anderen Gönner mit seinem geringen Erfolg in den Schulfächern höchst unzufrieden war, nur widerwillig den Rest der verfügbaren Unterstützungssumme heraus. Hebbel blieb aber bei seinem Entschluß.

Ehe er nach Heidelberg abreiste, zog es ihn noch einmal nach der Heimat, die ihm nun in viel hellerem Licht erschien. Dort verlebte er ein paar glückliche Wochen. Bald aber erwachte wieder, wie er im Februar 1836 an Elise schrieb, jene innere Unruhe, die wie ein Sturmvogel ihm das Ende der glücklichen Tage in Dithmarschen voraussagte und ihn bewog, „sein Schiff segelfertig zu machen."

Ostern 1836 traf Hebbel in Heidelberg ein. Der erste Brief, den er von da an Elise schrieb (vom 1. Ostertag 1836), ist bezeichnend dafür, wie pessimistisch er den kommenden Dingen entgegensah. Er verspreche sich wenig Freude von den Universitätsjahren, über die er hinaus sei. Das Studentenleben widere ihn an, und auch von der Wissenschaft erhoffe er sich wenig Erfreuliches. Er habe schon zu tief in das Nichts aller menschlichen Bestrebungen geblickt. Der Versuch, immatrikuliert zu werden, mißlang, wie vorauszusehen war. Doch schrieb er sich als Hörer beim Professor Thibaut und dem Dr. Gujet ein und hörte bei ihnen römisches Recht und Encyklopädie. Hatte er sich doch nunmehr zur Jurisprudenz entschlossen. Es war natürlich, daß sie ihn nicht lange festhielt. Der einsichtige Thibaut, der seine Natur rasch erkannte, gab ihm bald selber den Rat, das eben erst gewählte Studium wieder aufzugeben. „Die Wissenschaften", schrieb Hebbel an Elise (vom 3. Mai 1836), „verlangen vielfältig einen Karrenschieber; das kann der Mensch

aber nur in demjenigen Alter sein, wo er noch nichts ist. Man spricht so viel von Fleiß und von der lieben, lieben Geduld; ach Gott, ja, ich hab' allen Respekt, aber man weiß wohl, es ist die Art des Vogels, zu fliegen, und er wird sich schwerlich an den Paßgang des Ackergauls gewöhnen, wenn dieser gleich jeden Abend eine volle Krippe findet."

Am allerschmerzlichsten war ihm der trotz äußerster Sparsamkeit immer vorhandene Mangel an Geld. Um nicht dem Spotte anheimzufallen, mußte er seine besten Sachen tragen, und wenn er sich, was ja selten genug geschah, einmal an einer studentischen Kneipe beteiligte, so wurde ihm alle Freude durch die damit verbundenen Kosten wieder verdorben.

Verkehr hatte er, außer mit seinen Hamburger Bekannten, wenig; er war meist mit seinen trüben Stimmungen allein. Mit Lebhaftigkeit und Wärme schlossen sich ihm aber zwei junge Bayern, Rousseau und Schumann, an, obwohl er sie anfangs recht kühl behandelte. Über Rousseaus poetische Versuche urteilte er mit rücksichtsloser Strenge, trotzdem hing aber der enthusiastische Jüngling mit Liebe an ihm und war fast täglich bei ihm.

Landschaftliche Bilder, die bunten Farben eines südlicheren Himmels wirkten lebhaft auf seine Phantasie. Doch war ihm die Heidelberger Gegend, deren Schönheit er in einem Brief an Voß[1] rühmt, nicht grandios genug. Aber Ausflüge nach dem Kaiserstuhl, nach Speyer und vor allem die Spaziergänge auf dem Schloßberg setzten ihn in helles Entzücken, und was Mutter Natur damals in ihm wirkte, bezeugen die einzigartigen Stimmungsgedichte dieser Zeit. Auch auf dem Gebiete der Erzählung war ihm zum erstenmal etwas gelungen, mit dem er zufrieden war: seine Erzählung „Anna". Außerdem entstanden in Heidelberg eine Reihe novellistischer Skizzen, meist um des Broterwerbs willen geschrieben, die er aber vergebens bei einem Verleger anzubringen suchte.

Anfang September faßte er den Entschluß, Heidelberg zu verlassen und, wie ihm Rousseau riet[2], nach München überzusiedeln. Dort, glaubte er, seien eher die Bedingungen für eine litterarische Existenz gegeben. Er konnte seinen Plan aber erst ausführen, als ihm Elise hun-

[1] Brief vom 18. Juli 1836 (mit den anderen Briefen an die Familie Voß veröffentlicht von F. Lemmermayer im „Magazin für Litteratur", 1895).

[2] Vgl. Hebbels Brief an Fräulein Rousseau vom 25. Oktober 1838 (mit den anderen Briefen an die Familie Rousseau von Lemmermayer veröffentlicht im „Magazin für Litteratur", 1893 und 1894).

dert sauer verdiente Thaler geschickt hatte, denn mit seinem Geld war es zu Ende. Am 12. September 1836 machte er sich mit dem getreuen Rendtorf auf den Weg. Die Reise ging zunächst nach Straßburg. Auf dem Münster dachte er nur an Goethe. Von da wanderten sie nach Stuttgart, wo Hebbel den Dr. Hermann Hauff, den Redakteur des „Morgenblatts“, und Gustav Schwab besuchte. Am anderen Tag schickte er sich mit den höchsten Erwartungen an, Uhland in Tübingen aufzusuchen. Aber wie wurde er enttäuscht! „In Uhlands Wesen liegt eine Schlichtheit und Einfachheit, die — ich möchte sagen — unangenehm berührt. Auch in der ganzen Unterhaltung keine einzige Wendung, die an den Verfasser des „Glücks von Edenhall“ erinnerte .... Ich wollte gedrückt, ja erdrückt sein, und eben dies, daß Uhland mich nicht drückte, war mir zuwider“ (An Elise vom 30. September 1836). Über Reutlingen und Ulm wurde die Reise fortgesetzt, und am 29. September langten die beiden Freunde nach anstrengendem Wandern in der bayrischen Hauptstadt an.

Hebbels Gemütsstimmung in den neuen Verhältnissen war zunächst die denkbar beste. Einige Wochen nach seiner Ankunft schrieb er an die Frau Kirchspielschreiber Voß: „Nie, Rom und Paris ausgenommen, werde ich wohl eine Stadt finden, die gerade meinen Bedürfnissen mehr entspräche als diese. Unermeßliche Kunstschätze sind hier aufgehäuft und mir für Betrachtung und Studium zugänglich; Leben und Weben an allen Enden, wie ein Meer, in das ich mich nur zu tauchen brauche, um Perlen aufzufischen.“ In den ersten Wochen ließ er dieses Leben der großen Stadt auf sich wirken. Er that sich lebhaft nach allen Seiten um, beobachtete mit seinem scharfen Auge das neue Bild, das sich ihm bot, und gewann mit ehrlicher Empfänglichkeit den Dingen überall neue Reize ab. Glypthotek, Pinakothek, die königliche Bibliothek, das Theater, an dem ab und zu Eßlair noch auftrat[1], boten ihm die reichste künstlerische und wissenschaftliche Anregung. Ein paar Wochen war nun der junge Litterat innerlich beruhigt und zufrieden. Auch die vorausgehende Reise, auf der er das Leben wie frische Luft eingeatmet hatte, trug zu dieser günstigen Wendung mit bei. Doch währte sie nicht lange. Bittere Nahrungssorgen stellten sich bald wieder ein, denn seine Hoffnung, daß das „Morgenblatt“ vier novellistische Skizzen aus seiner

[1] Vgl. Hebbels „Gemälde von München“ in Gutzkows „Telegraphen“ vom Mai, Juni, Juli 1839 (Bruchstücke daraus hat R. M. Werner in der Festschrift zum 8. allgemeinen deutschen Neuphilologentag, Wien 1898, veröffentlicht).

Feder aufnehmen würde, schlug fehl, und schon bevor der abschlägige Bescheid eintraf, schrieb er an Elise: „In der That ist's die Furcht, zu verhungern, die mich jetzt stündlich quält. Auf fünf Monate bin ich noch versehen, also bis Ausgang April; der Himmel mag's wissen, wie's dann wird" (vom 29. November 1836). Ein starker Trost war ihm in dieser Zeit die Freundschaft mit Rousseau, von dem er häufig Briefe aus Heidelberg empfing, und der bald nach München nachkam. Das Verhältnis zu ihm ist der helle Lichtblick in den trüben Münchener Tagen, und Hebbel, der aus seinen persönlichen Erfahrungen immer Erwägungen allgemeiner Art ableitete, hielt nun die Freundschaft an sich für das höchste der menschlichen Gefühle. Auch mit Franz Gartner, der zu vielen seiner Gedichte die Musik improvisierte, verband ihn ein herzliches Verhältnis. Gartner rühmte ihm ein wunderbares inneres Auffassungsvermögen für Musik nach und war überhaupt durch die lebhaft und doch nicht ohne eine gewisse pastorale Würde vorgetragenen Gedanken Hebbels aufs stärkste und nachhaltigste angeregt. Was Hebbel über die Freundschaft an Elise schrieb, mochte auch den Zweck verfolgen, ihr für leidenschaftliches Liebesgefühl, das er nie für sie empfand, einen Ersatz höherer Art in der Freundschaft zu bieten. Die Liebe wies er aber darum nicht von sich. Trat ihm doch gerade in München die Sinnlichkeit in lockendster Gestalt entgegen. „Das Münchener Mädchen ist sinnlich; aber denkt dabei nur nicht an die häßliche, tagscheue norddeutsche Sinnlichkeit, die etwas anderes sein will, als sie ist, und die nichts mehr verabscheut als sich selbst. Jene Sinnlichkeit ist besserer Art, sie wurzelt in dem süßen Mysterium der Liebe, sie weiß, daß sie da sein darf, und sie wagt es, da zu sein. Dazu kommt der dunkle, mit Sternen geschmückte Hintergrund des Katholizismus. Es ist reizend an einem Mädchen, wenn sie katholisch ist und dennoch der Gottes verlorene Ketzer von ihren Lippen speist." Das Mädchen, das ihm bei diesen Worten vorschwebte, war Josepha, die Tochter des Tischlermeisters Schwarz. Nachdem er zu ihren Eltern gezogen war, sah er sie täglich, und die überaus gutmütige, leidenschaftliche und in ihrer Empfindungsart nicht ungebildete „Beppi" hielt ihn bis ans Ende seines Münchener Aufenthalts fest. Als er später seine „Maria Magdalene" schrieb, wurden sie und ihre Familie ihm in der Erinnerung wieder lebendig.

Trotz alledem nahm aber, was sich nach dem Tagebuch und den Briefen an Elise verfolgen läßt, seine düstere Stimmung erschreckend überhand. Er empfand aufs bitterste den Mangel einer gründlichen

und harmonischen Vorbildung und meinte, es fehle seiner Natur an Verhältnis, dazu stecke eine Fülle von Reizbarkeit in ihm. Was er in der Jugend und hier wieder im Kampf mit äußeren Sorgen durchlebte, hatte ihn nicht abgehärtet, es hatte seine Seele nur reizbarer und empfindlicher gemacht. „Die im Leben glücklich Gestellten sollten wissen oder bedenken, daß die Not die Fühlfäden des inneren Menschen nicht abstumpft, sondern verfeinert" (Tagebuch vom 3. Dezember). Eine furchtbare Bitterkeit spricht aus seinem berühmten Wort: „In die Hölle des Lebens kommt nur der hohe Adel der Menschheit; die anderen stehen davor und wärmen sich" („Tagebücher", Band 1, S. 38). Seine Stimmung wird so entsetzlich, daß er glaubt, dem Tode verfallen zu sein, und ein Gefühl tiefster Einsamkeit läßt ihn nicht wieder los.

Das Wesen seiner Persönlichkeit zeigte schon damals einen starken Zug zu kühler Verstandesarbeit, zum Nachdenken über die Probleme der Welt. Doch ein überströmendes Gefühl riß alle Schranken, die der Verstand aufrichtete, immer wieder nieder. So hielt er auch in dem Briefwechsel Goethes mit Bettina den Ausspruch für den bedeutendsten, daß die Leidenschaft der Schlüssel zur Welt sei. Schaffte ihm sein verfeinertes Empfindungsleben, die zarte, fast wunde Seele, immer neue Schmerzen, riß sein heißes Blut ihn in Verhältnisse hinein, in denen er bindende Pflichten vergaß, so war es doch gerade diese Eigenart und Kraft seines Gefühllebens, die in ihm die gewisse und beruhigende Überzeugung von seiner Künstlerschaft entstehen ließ. „Sie sind wahr geworden, die Träume meiner frühesten, die Phantasie meiner späteren Jugend; ich bin Künstler und habe so einen schönen Beruf. Der Sirokko-Wind, der über mein Jünglingsalter seinen Pesthauch ergoß, hat vieles eingetrocknet, aber nichts vergiftet; in Hamburg fing es wieder an zu blühen, und jetzt ergießt sich mir der Strom des geistigen Lebens durch alle Adern, brausend und überschäumend, als wäre er nie gefesselt gewesen."[1] Und als er am Schluß des Jahres 1836 sich auf sich selbst besann, da wurde ihm wohl klar, daß „der zwischen überflutender Fülle und gräßlicher Leere hin und her schwankende und gleich dem eines Trunkenbolds auf- und absteigende Zustand nicht lange mehr fortbestehen könne", aber ebenso sicher befestigte sich in ihm die Empfindung, daß er vom Innersten heraus zum Dichter bestimmt sei. Alle

[1] Aus einem Brief an Schacht, zum erstenmal veröffentlicht von H. Schacht im „Magazin für Litteratur" 1895, Nr. 45.

Sorgen traten nun vor dem einen Gebet zurück: „Die Kunst ist das einzige Medium, wodurch Welt, Leben und Natur Eingang zu mir finden: ich habe in dieser ernsten Stunde nichts zu bitten und zu beten, als daß es mir durch ein zu hartes Schicksal nicht unmöglich gemacht werden möchte, die Kräfte, die ich für sie in meiner Brust vermute, hervorzukehren."

Und in der That! Er konnte mit Genugthuung auf das vergangene Jahr zurückblicken. Es sind nur wenige Gedichte aus dieser Zeit, die wir als poetisch wertvolle Schöpfungen bezeichnen können, aber in den wenigen offenbart sich bereits ein Dichtergeist von seltener Stärke und Tiefe. Er hatte nun für sich das große Geheimnis entdeckt, wie man aus dem Alltäglichen, dem Unscheinbaren höchste Poesie erwecken kann.

Von Dichtern, die auf seine poetische Bildung damals einwirkten, nennt er im Tagebuch von 1837 außer Goethe und Börne vor allem Jean Paul. Was ihn an diesem anzog, das war seine „Andacht zum Kleinen" und der edle Humanismus seiner Weltanschauung. „Was war das für eine Liebe in dieses Menschen Brust!" rief er aus. Mit Zittern und Weinen las er seine Werke; er verehrte ihn wie einen Heiligen. Wir sind in jener Epoche in Hebbels Leben, wo er das Gedicht „Hab' Achtung vor dem Menschenbild" als sein poetisches Glaubensbekenntnis bezeichnete. Unter dem Einflusse Jean Pauls entstanden damals die beiden Erzählungen „Schnock" und „Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd".

Jean Paul konnte aber nur ein Element seiner poetischen Bildung werden, und gegen die Unwahrheit seiner sentimentalen Frauencharaktere war er nicht blind. Als Gegenwirkung gegen den Einfluß Jean Pauls stellt sich die Lektüre Kleists dar. Hier fand er neben tiefem Gefühl eine strenge und plastische Charakteristik und vor allem psychologische Wahrheit. Auch Tieck las er in dieser Zeit häufig, doch ist dessen Nachwirkung viel weniger deutlich geworden.

Bereicherte und verstärkte er durch diese Lektüre sein poetisches Können im einzelnen, so entwickelten sich unter der Einwirkung der Philosophie Schellings, wie sich in seinen Tagebüchern verfolgen läßt, die Grundsätze seiner Kunstauffassung. Trotz vielfacher Abweichungen stimmte er mit diesem Philosophen, dessen Vorlesungen er damals hörte, doch darin überein, daß die Darstellung des Absoluten sich in der Kunst verwirkliche (vgl. Tagebuch vom 20. September 1837). Die Spitze in dem System Schellings war ja thatsächlich die Kunst. Die

Nachwirkung seiner ästhetischen Ansichten erkennen wir später in Hebbels „Mein Wort über das Drama" und in der Vorrede zur „Maria Magdalene". Mit allerdings geringem Erfolg studierte er damals auch die Logik und Phänomenologie Hegels. Für einen Augenblick nahm ihn auch die glühende Phantastik und Mystik der Vorlesungen von Görres gefangen. Dauernden Einfluß aber konnte er auf seine Bildung nicht gewinnen, dazu war Hebbel bei aller Lebhaftigkeit seiner Phantasie, bei aller Tiefe seines Gefühls doch ein zu klarer und scharfer Denker. Nur insofern mag Görres gewirkt haben, daß ihm als Gestalten künftiger Dramen eine visionäre Erscheinung wie die Jungfrau von Orléans oder eine Legendengestalt wie die Genoveva vorschwebten. Charaktere wie Napoleon, Faust und Christus reizten ihn zu dramatischer Darstellung. Es war aber nur natürlich, wenn er mit jugendlichem Ungestüm, obgleich er die ewigen und notwendig wirkenden Gesetze eines höheren Wesens niemals leugnete, das volle Recht der Persönlichkeit forderte und so große Individuen auch künstlerisch darzustellen sich getrieben fühlte. „Der Dichter muß eben auf Ausnahmen der Art sein Augenmerk richten" („Tagebücher", Band 1, S. 60).

Wie reif und im höchsten Grade sittlich er bei aller Gärung dachte, beweist sein schönes Wort: „Ich werde, falls ich im Weltmeer untergehen sollte, darin nicht, wie vielleicht früher, einen Privathaß des Schicksals gegen mich sehen, sondern bloß den Beweis, daß ich nicht schwimmen konnte" (ebenda). Und im Gegensatz zu Heidelberger Anwandlungen machte er den oberflächlichen Janinski darauf aufmerksam, daß der Künstler wie kein zweiter die Pflicht habe, ernsthaft und gründlich zu arbeiten, sein Einzelwissen immer weiter zu steigern.

Hebbel übte in dieser Münchener Zeit eine zu höchster Achtung verpflichtende Selbstzucht und arbeitete unabläßlich an seiner inneren Bildung, wobei er von den Ideen der Romantik mannigfach beeinflußt wurde.[1] Er steckte sich die höchsten Ziele, nur die größten unter den großen Künstlern der Welt waren ihm das Muster, an dem er bald mit Zerknirschung, bald mit Stolz seine Leistungen maß. Meistens freilich überwog damals die Einsicht, daß sein Talent, wenn es auch zu groß sei, um unterdrückt zu werden, doch noch zu klein sei, um den Mittelpunkt seiner Existenz bilden zu können. So schrieb er am 12. August

[1] Über den Zusammenhang der Weltanschauung in der Kunst Hebbels mit der Romantik vgl. den Aufsatz von Collin in den „Grenzboten", 1894.

1838 sein oft angeführtes Wort ins Tagebuch: „Große Talente kommen von Gott, kleine vom Teufel.“

In der erstaunlichen Fülle seines Tagebuchs sind seine stufenweis gewonnenen ästhetischen Erkenntnisse die wichtigsten. Sie werden immer eigenartiger, immer schlagender in der Form und sind uns deshalb von um so größerem Wert, als er sich oft beim eignen Schaffen selbst belauscht. Und wie ihm in der Ästhetik das Erfahrungsmäßige der Ausgangspunkt war, so strebte er auch im Dichten nicht nach einer gaukelnden Phantasiedichtung, sondern nach einer aus dem eignen Leben organisch hervorwachsenden Kunst. So bezeichnet er es als einen wichtigen Punkt in seiner Entwickelung, als er erkannte: „Der Weg zum Dichter geht nur durch den Menschen“, und an die Schoppe schrieb er damals: „Als die Aufgabe meines Lebens betrachte ich die Symbolisierung meines Innern“ („Tagebücher“, Band 1, S. 62 f.).

Dieses ernste Ringen erlitt eine jähe Unterbrechung durch zwei schmerzliche Ereignisse am Ende des Jahres 1838. Am 16. September erhielt er von seinem Bruder Johann die Nachricht, daß seine Mutter in der Nacht vom 3. zum 4. September gestorben war. Er hatte es für ganz unmöglich gehalten, daß sie sterben könne, jetzt, wo sich sein Schicksal entscheiden sollte, er vielleicht hoffen durfte, ihr all die Liebe, die sie ihm erwiesen, vergelten zu können. Darum war er wie niedergeschmettert von der Nachricht. Aber im tiefsten Schmerz tröstete ihn der eine Gedanke: „Ewig wird dein stilles, freundliches Bild in aller mütterlichen Heiligkeit vor meiner Seele stehen, lindernd, beschwichtigend, aufmunternd und tröstend. Wenn ich an dich denke, an dein unausgesetztes Leiden, so wird mir jede Last, die mir das Schicksal auflegt, gegen die deinige leicht dünken“ („Tagebücher“, Band 1, S. 12).

Nicht tiefer, aber zerreißender war der Schmerz, der ihn erfaßte, als nun am 2. Oktober auch sein einziger Freund Rousseau starb. Die Totenklage um Rousseau, mit dem er zwei Jahre lang fast ununterbrochen zusammen war in reinster, ungetrübtester Freundschaft, der all seine düstern Stimmungen, die wilden Ausbrüche seines ungezügelten Temperaments mit unendlicher Sanftmut ertrug, gehört zu dem Ergreifendsten, Schönsten, was Hebbel je geschrieben (in den Briefen an Elise, „Briefwechsel“, Band 1, S. 77 ff.). „Erst jetzt ist die Welt mir öde“ — das blieb auch seine Empfindung, als er sich wieder einigermaßen gefaßt hatte. Todesgedanken bemächtigten sich seiner, er war nicht weit davon, Hand an sich zu legen. Und trostloser denn je sah auch

Ende 1838 seine äußere Lage aus. Er wußte nicht, wie er den Winter durchkommen sollte. Am 27. November schrieb er ins Tagebuch, daß er nun schon seit 2½ Jahren, einen Sommer ausgenommen, nicht mehr warm gegessen habe. Das geringe Honorar, das er für Korrespondenzartikel und Gedichte von Cotta empfing, eine kleine Unterstützung der Gräfin Redern in Berlin waren längst aufgebraucht.

So machte er sich im Frühling 1839 mit dem Gedanken vertraut, nach Hamburg zurückzukehren. Das fiel ihm freilich nicht leicht, denn die dortigen Verhältnisse erschienen ihm in einem außerordentlich widrigen Licht; er kehrte nur ungern zu seinen Gönnern in einen Kreis von Leuten zurück, mit denen ihn nur die Not zusammengeführt hatte. Und München war ihm trotz aller trüben Stunden doch sehr lieb geworden. „Ich verlasse München mit Schmerz und wünsche sehnlichst, einst auf längere Zeit wieder dahin zurückzukehren." („Tagebücher", Band 1, S. 147.) Die Schmerzen des Abschieds, denen er auch in seinen „Scheideliedern" poetischen Ausdruck verlieh, waren bitter genug. Wo aber der gewöhnliche Sterbliche nichts als diese Bitternis empfindet, da stellte sich bei dem feiner organisierten Künstler ein Lustgefühl ein: „O wie süß sind die Schmerzen des Abschieds! Wer könnte scheiden, wenn sie nicht wären!" (Tagebuch vom 10. März 1839.)

Am Tage vor seiner Abreise besuchte er noch einmal den ihm so lieb gewordenen Englischen Garten und betete dort ein Gebet für München und für sein eignes Schicksal. Die letzte Empfindung aber, die er in seinem Tagebuch niederschrieb, galt seiner geliebten Beppi. Sie war es auch, die ihm am nächsten Tag das Geleite gab.

Am 11. April verließ Hebbel München. Die mehrtägige Fußwanderung[1] führte ihn über Ingolstadt, Nürnberg, Bamberg. Von der fränkischen Ebene aus näherte er sich dem Thüringerwald, den er im dichten Schneegestöber passierte. „Seltsam ergreifend traten die schwarzen Wälder auf weißem Grund hervor." Dann ging es über Gotha nach Göttingen. Hier übernachtete er, da er aller Mittel entblößt war, bei dem cand. jur. Rudolf Ihering, dem späteren berühmten Rechtslehrer, den er von Heidelberg und München her flüchtig kannte. Ihering faßte den Eindruck, den er von Hebbel damals empfing, in die Worte: „Absonderlich, eckig, etwas schulmeisterlich, aber eine ursprüngliche, gewaltige Kraft, der ich bereitwillig den Vorzug geistiger und

[1] Vgl. das „Reisejournal von München nach Hamburg" („Tagebücher", Bd. 1, S. 307 ff.).

persönlicher Überlegenheit einräumte, ohne mich sympathisch von ihr berührt zu fühlen. Ich hatte das Gefühl, daß es sich schwer mit ihm leben ließe."

Hebbel setzte seinen Weg über Hannover und Celle fort und traf in Harburg mit Elise zusammen. „Schmerzlich süßes Wiedersehen", schrieb er später ins Tagebuch, „denn auch wir standen nicht zu einander, wie wir sollten, und schlecht vergalt ich ihre unendliche Liebe, ihre zahllosen Opfer durch ein dumpfes, lebefaules Wesen."

Nach seiner Ankunft in Hamburg (31. März 1839) wohnte er wieder bei Elise, in deren Häuslichkeit sich nun bald die Stürme seines Inneren entluden, wo er aber auch wieder vor ihrem milden Blick erwarmte und wenigstens zeitweilig Ruhe und Glück fand. Zunächst ließen sich die Verhältnisse, wie in München, ganz gut an. Der Kreis talentloser, aber eitler Litteraten und Journalisten, in den er geriet, war ihm freilich in innerster Seele zuwider. Er kam aber doch zu Gutzkow, der ihm freundlich und nach Janinskis Beobachtung überraschend unbefangen begegnete, in ein besseres Verhältnis, als er gehofft. War er ihm doch schon seit geraumer Zeit als der Gegenpol seiner eignen künstlerischen Bestrebungen erschienen. Gutzkow forderte ihn auf, für den von ihm seit 1838 redigierten „Telegraphen" Campes Kritiken zu schreiben und sich dieser Zeitschrift nach seiner bevorstehenden Abreise besonders thätig anzunehmen. Hebbel ging darauf um des Erwerbes willen ein, er bemühte sich aber auch, Gutzkows Werke, die er noch einmal vornahm, ruhig und objektiv zu prüfen, und er fand nun manches besser als früher. Die Besprechungen, die er von da ab für die genannte Zeitschrift lieferte, zeigen bereits seine kritische Eigenart, weniger über das vorliegende Buch als bei Gelegenheit desselben zu sprechen und die grundsätzlichen Erörterungen in den Vordergrund zu rücken.

In seiner Kampfstellung zur beginnenden Tendenzlitteratur des Jungen Deutschland, die diese Rezensionen bereits andeuten, in seinem Streben nach dem Echten in der Kunst, war ihm damals eine freundliche Antwort Tiecks auf einen Münchener Brief und ein lebhaft anerkennendes Urteil über den „Schnock" eine große Wohlthat und Stärkung.

Mit der inneren Entwickelung Hebbels, die im erfreulichen Aufsteigen begriffen war, standen nun wieder im schreienden Mißverhältnis die materiellen Sorgen, die sich in Elisens bescheidenem Haushalt fühlbar machten, und der geistige Verkehr, auf den er angewiesen war. Des Umgangs mit Janinski und Wiehl ward er bald überdrüssig, und

die paar anregenden Stunden, die er in der Familie Assing verbringen durfte, konnten ihn für den Mangel eines geistig anregenden Freundeskreises nicht entschädigen. Ein neues Zerwürfnis mit der Schoppe, das wiederum ihrer Verständnislosigkeit für Hebbels Wesen entsprang, verschärfte seine schlechte Stimmung. Und schon im Juni 1839 hatte ihn eine starke Lungenentzündung auf das Krankenbett geworfen, und als er, dank der treuen Pflege Elisens, wieder aufstand, da war er so furchtbar nervös, daß er in der Hand einen Krampf, als ob er Pistolen abdrückte, und in den Schläfen eine Empfindung wie vom Drucke einer Pistolenmündung hatte (Tagebuch vom 27. August 1839). Er konnte es zunächst kaum fassen, als im Oktober plötzlich bei aller Wirrnis seines Inneren dramatische Gestalten vor seiner Phantasie erstanden und ihn nicht eher wieder losließen, als bis er ihnen ihren Leib gegeben. Wie ein glühender Strom ging damals, im Winter 1839/40, seine Tragödie „Judith" aus ihm hervor, sprühend und glänzend im jugendlichen Feuer. Mit dem festen Griff des gebornen großen Dramatikers hatte er den tragischen Konflikt erfaßt und zugleich seine psychologischen Wurzeln bloßgelegt. Mit verblüffender Meisterschaft hatte er seinen ersten dramatischen Charakter großen Stils, die Gestalt der Judith, geschaffen. Es war nicht die biblische, nur aus Patriotismus handelnde Heldin, es war ein leidenschaftliches, für eine ihm angethane Schmach Rache forderndes Weib. Und auch für den Zeithintergrund, für das Gemälde dieser alttestamentlichen Gemeinde von Bethulien, hat er die rechten Farben gefunden. Gerade diese Volksszenen hat die Kritik ohne Ausnahme hoch gepriesen.[1]

Die Tragödie erschien zuerst 1840 als Manuskript für die Bühne gedruckt. Durch Vermittelung der Schoppe kam das Buch in die Hände der Schauspielerin Crelinger, die sich eifrig bemühte, die Tragödie auf die Bühne des königlichen Schauspielhauses in Berlin zu bringen. Es gelang ihr erst, nachdem sich Hebbel zu einigen Änderungen und Milderungen seines feurigen Erstlings verstanden hatte. Am 6. Juli 1840 kam es hier mit jenem zweifelhaften Erfolg zur Aufführung, der Hebbel die Worte entpreßte: „Man muß froh sein, keine Prügel bekommen zu haben."

Während dieser Unterhandlungen ergriff Hebbel einen ihm längst vertrauten Stoff zur dramatischen Bearbeitung: den Unabhängigkeitskampf der Dithmarschen, der aber Fragment geblieben ist.

---

[1] Vgl. die Einleitung zur „Judith" in Bd. 2 unsrer Ausgabe.

Schon während der Arbeit an der „Judith" hatte sich das Verhältnis Hebbels zu seiner Gönnerin, der Doktorin Schoppe, täglich verschärft. Jetzt kam es, da sie nicht müde wurde, über Elise allerhand üble Nachrede zu führen, zum offenen Bruch. Kurz vorher noch hat er die peinliche Empfindung, die ihm ihr Benehmen verursachte, im Tagebuch mit den Worten festgehalten: „O, die Frau Doktorin Schoppe ahnt nicht, wie sie mit den 200 Thalern wuchert, die sie mir zu meinen Studien verschaffte; sie ahnt nicht, daß sie meinem Herzen für jeden Pfennig einen Blutstropfen erpreßt." (Tagebuch vom 8. März 1840.) Wohl selten im Leben ist Hebbel etwas so schwer gefallen als jenes ausführliche Memorial an sie, worin er Abrechnung hielt. (Vgl. Tagebuch vom 20. Mai 1840.)

Die Verhandlungen mit der Direktion des Hamburger Stadttheaters über die Aufführung der „Judith" hatten ihn kaum auf andere, erfreulichere Gedanken gebracht, als ein neues Ereignis in seinem inneren Leben eintrat, das ihm zunächst ein überwältigendes Glücksgefühl brachte, bald aber mit einer unsäglich bitteren Empfindung endete und enden mußte. In einer Gesellschaft lernte er die Hamburger Patrizierstochter Emma Schröder kennen. Er liebte sie auf den ersten Blick, und alle seit den Münchener Tagen zurückgehaltene Leidenschaft brach nun aus seinem Herzen hervor. Er war eine Zeitlang wie im Rausch, war so wenig seiner mächtig, daß er Elise die sonderbare Zumutung machte: „Du wirst Dich dessen freuen, wenn ich Dir sage, daß ich dem innerlichen Ersticken nahe war." („Tagebücher", Band 1, S. 218.) In einer Zeit, wo es ihm trotz gewaltsamen Ringens nicht gelang, seine wild stürmende Natur zu bezwingen, wo er den urplötzlich wechselnden Regungen seines Herzens selbst ratlos gegenüberstand, ist diese Blindheit seines Gefühls Elise gegenüber erklärbar, und wer wird den Richter spielen wollen, wenn er nach all den trüben Ergüssen in den Tagebüchern, selber freudig aufatmend, auf die Stelle trifft: „Gestern war ich glücklich, strömend — voll. Emma Schröder, welch ein liebliches Mädchen! Die Rose, die sie mir schenkte, berauscht mich noch mit ihrem Duft." (Tagebuch vom 20. Juli 1840.) Niemals verließ ihn dabei der Gedanke an die treue Elise: „Die Welt ist so groß, so groß, mein Herz ist so unergründlich tief, ein Frevel, eine selbstmörderische Sünde wäre es, wollte ich mir jene absperren und dieses unter Schloß und Riegel legen ..... Das (Verhältnis) mit Dir ist und bleibt ein schönes, denn Du bist edel, bist sicher in Deinem Herzen. ... Aber, ein Tropfen Kühlung für die

unendliche Glut, ein Trunk, der mir alle Sinne schwellt, ist das nicht göttlicher Gewinn?" (Tagebuch 1, S. 220.)

Der poetische Niederschlag dieser kurzen stürmischen Liebe besteht in einer Reihe wunderschöner Gedichte und dem Charakter des Golo in der nun entstehenden „Genoveva". Der freilich bewahrheitet uns wieder Hebbels eignes Geständnis: „Die Elemente, aus denen ich bestehe, tosen und gären immer noch durcheinander", und wir glauben dem Dichter aufs Wort: „Schwer, unendlich schwer ist es, das Leben zum Kunstwerk zu adeln, wenn man so heißes Blut hat, wie ich." Ehe er aber an die Ausarbeitung dieses Dramas ging, ließ er sich aus Sorge um das tägliche Brot herbei, für die im Verlag von Berendson in Hamburg erscheinende „Wohlfeilste Volksbibliothek" eine kurze Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs und der Jungfrau von Orléans zu schreiben.[1]

Die Sorge um den Lebensunterhalt wurde wahrhaft drückend, als nun am 5. November das mit Bangen erwartete Ereignis eintrat und Elise ihm ein Kind gebar. Eine ergreifende Bitte für dieses Kind, in dem vielleicht die Kraft schöpferischen Bildens schon schlummere, hat der Vater damals emporgesandt und mit thränenerstickter Stimme gefleht, dem Kinde dereinst jene Qualen, die er durchleben mußte, zu ersparen.[2]

Ein freudiges Ereignis für ihn war die Aufführung der „Judith" im Hamburger Stadttheater am 2. Dezember 1840. Die starke Änderung des Schlusses bewirkte eine wärmere Aufnahme als in Berlin. Gutzkows verständnislose Kritik im „Telegraphen" (1840, Nr. 200) war freilich wieder ein bitterer Tropfen im Kelch der Freude. Die beiden schroffen, litterarisch so grundverschiedenen Naturen stimmten schon damals nicht zu einander und trotz späterer Annäherung ist niemals ein unbefangener und dauernder guter Verkehr zwischen ihnen möglich gewesen.

Die ersten Monate des neuen Jahres, das er mit Hoffnung und Gottvertrauen begann, waren von lebhafter poetischer Produktion erfüllt. Die schon früher begonnene Novelle „Matteo" wurde vollendet, und in arger Selbsttäuschung meinte der Dichter, er habe hier „durch komische Mittel den höchsten tragischen Effekt erzielt" (Tagebuch vom

[1] Die beiden neuerdings wieder aufgefundenen Arbeiten erschienen unter dem Namen Dr. J. F. Franz und brachten dem Dichter, der sich später fast krampfhaft bemühte, sie zu verleugnen, achtzig Thaler ein. Vgl. die Artikel von Karpeles im „Magazin für Litteratur", 1894.

[2] Das erste Gedicht im Cyklus „Dem Schmerz sein Recht".

2. Februar 1841). Die Arbeit an der „Genoveva" die, wie er sagte, aus allen Tiefen seiner Seele emporstieg, schritt gleichfalls rasch vorwärts, den vierten Akt schuf er in einer Begeisterung, die ihm den Schlaf raubte. Am 1. März 1841 war das Stück, in dem er die Idee der Sühnung und Genugthuung durch Heilige darstellen wollte, vollendet.

Die Entstehung des Stücks reicht bis in die Münchener Zeit zurück. Im Februar 1839 hatte ihn die Lektüre von Maler Müllers Werken beschäftigt, und so sehr er auch seine Idyllen pries, von seinem Drama „Genoveva" hielt er doch nichts. Aus der kritischen Betrachtung dieses dramatischen Werkes erwuchs ihm eine eigne bestimmte Ansicht, wie der durch das alte Volksbuch überlieferte Stoff zu behandeln sei. Wußte Hebbel an Müllers „Genoveva" nicht viel zu schätzen, so erregte das gleichnamige Drama Tiecks geradezu seinen Unwillen, und aus dieser Empfindung ist ihm, wie er im Tagebuch schreibt, der Entschluß zu seiner Tragödie erwachsen.

Hebbels Werk steht ohne allen Zweifel weit über denen seiner beiden Vorgänger. Die Haupthandlung ist, wenn auch konzentrierter, im wesentlichen dieselbe wie bei Tieck. Aber sie schreitet ganz im Gegensatz zu Tieck dramatisch lebhaft vorwärts. Überaus kunstvoll ist die Exposition angelegt und mit feinstem künstlerischen Takt der Abschied zwischen Genoveva und Siegfried behandelt. An dieser einen wunderbaren Szene ist schon zu erkennen, wie sehr Hebbel auch im rein Poetischen Tieck übertrifft. Die Charaktere, die komplizierter und wahrer sind, dulden kaum einen Vergleich mit den ausdruckslosen Figuren Tiecks. Ist bei Tieck die Gedankenschuld der Genoveva stärker betont, so legt Hebbel den Grund für die ungeheure Entwickelung in die unnatürliche Zusammenfügung der beiden ungleichartigen Gatten, diesen Mißgriff der Natur.

So sehr wir uns aber auch dem Zauber poetischer Schönheiten, wie sie Hebbel in reicher Fülle, namentlich in den beiden ersten, auch technisch musterhaften Akten geschaffen hat, hingeben können, so leidet doch das Stück wie alle früheren Genovevadramen[1] an der Passivität der Heldin, die uns vom dritten Akt an nicht mehr interessiert. Auch vermissen wir in der ja überaus schwierigen Charakterentwickelung Golos jene typische Kausalität, die Otto Ludwig vom Drama höchster Art mit Recht verlangt. Eine zu starke Belastung mit philosophischer Spekulation ist diesem Charakter nicht minder verhängnisvoll geworden.

[1] Vgl. Erich Schmidt im Vorbericht zu den dramatischen Fragmenten Otto Ludwigs (Gesammelte Werke IV, S. 33 ff.).

In der kurzen Vorrede, die der Dichter 1843 dem Druck des Werkes vorausschickt, hat er auf den Punkt hingewiesen, wodurch es heute dem Biographen wichtig sein muß. Es ist die tiefe Beziehung, in der es zu seiner individuellen Lebensentwickelung steht. All die Kraft und Leidenschaft seines Temperaments, das durch die Erlebnisse des zweiten Hamburger Aufenthalts so mächtig aufgeregt worden war, ist hier in einem grandiosen Charakter gewissermassen explodiert. Und in die Seele der „Genoveva" hat er all die Empfindungen hineingelegt, die er für Elise, die ihm mehr als einmal im Leben als eine Heilige erschien, empfand. Sagt er doch selber: „Mir ist noch kein menschliches Wesen von so wunderbarer himmlischer Harmonie vorgekommen wie sie. Ich hätte ohne sie die ‚Genoveva' nicht schreiben können." (Tagebuch v. 20. Dez. 1841.)

Auf der Bühne konnte dem Stück nach seiner ganzen Art kein langes Leben beschieden sein. In Wien ist es nur in einer abschwächenden Bearbeitung zum erstenmal 1854 unter dem Titel „Magellona" — der Name einer Heiligen als Titel eines Dramas ist im katholischen Österreich nicht erlaubt — aufgeführt worden und hat nur fünf Wiederholungen erlebt. Als Oper mit der Musik von Schumann ist es 1855 zweimal im Hoftheater zu Weimar gegeben worden.[1]

Im Herbst des Jahres 1841 nahm der Dichter einen Lustspielstoff wieder auf, der ihn schon in München beschäftigt hatte. Tragödie und Komödie, die ihm aus gemeinsamer Wurzel zu entspringen schienen[2], lagen auch in seiner Produktion nahe bei einander. Das Lustspiel führte den Titel „Der Diamant". Es wurde am 29. November dieses Jahres beendet. Hebbel glaubte mit diesem Stück, das die litterarische Kritik einmütig als mißlungen bezeichnete, die gesamte zeitgenössische Lustspielproduktion übertroffen zu haben, und in einem vielfach an Goethesche Stellen anklingenden Prolog hat er die höchsten Ziele für das künstlerische Schaffen durch den Mund des „Dichters" ausgesprochen. Wie weit aber ist die Ausführung von ihnen entfernt geblieben! Der schwerste Vorwurf, den man dem Stück machen kann, ist der, daß es ihm an innerer Einheit fehlt. Nach Stil und Stimmung klappt diese „phantastische Komödie" in zwei Teile auseinander, und wenn in dem einen

[1] Ein versöhnendes Nachspiel zu dem Stück, das der alte Bühnenpraktikus Karl v. Holtei wiederholt vom Dichter verlangte, entstand 1851 und wurde zuerst in Kühnes „Europa" (1852, Nr. 15) gedruckt. Vgl. auch Lemmermayers Veröffentlichung des Briefwechsels zwischen Hebbel und Holtei („Deutsche Revue", Dezember 1897).

[2] Vgl. „Tagebücher", Band 1, S. 247, und das Epigramm „Die moderne Komödie".

Hebbel Szenen voll echter Komik geschaffen hat, so sind ihm die phantastischen Figuren, wie er bald selber einsah, fast gänzlich mißlungen. Da die Lösung der äußeren Handlung an einen Vorgang geknüpft ist, der unsere Geruchsnerven schon in der bloßen Vorstellung unangenehm affiziert, so ist seine Darstellung auf der Bühne von vornherein ausgeschlossen.[1] Pläne zu neuen Dramen stiegen um diese Zeit bereits in seiner Phantasie auf. Er befaßte sich im Geiste schon mit seiner Tragödie „Moloch" und dem bürgerlichen Trauerspiel „Klara" (Maria Magdalene). Zu wirklicher Gestaltung konnte es zunächst noch nicht kommen, da er durch die eben vollendeten Werke fürs nächste seine Kraft erschöpft hatte. Eine solche Pause, wo das Produktionsvermögen stockte, benutzte er gern zu Studien. Diesmal standen Lessing und Shakespeare im Vordergrund seiner Beschäftigung.

Die folgende Zeit war wieder erfüllt von Kämpfen um die Existenz, in denen Elise an sittlicher Größe immer mehr emporwuchs. Über einige Zeit half beiden das Honorar hinweg, das der Dichter für die neue Ausgabe seiner Gedichte, die jetzt (1842) erschien, von Campe erhielt. Die Redaktion dieser ersten Sammlung hatte er am Schluß des alten Jahres noch besorgt.

Im Mai des Jahres 1842 machte der furchtbare Hamburger Brand einen gewaltigen Eindruck auf sein Phantasie- und Gemütsleben. Beinahe wäre er hierbei der sinnlosen Wut des Pöbels, der ihn für einen von den der Brandstiftung beschuldigten Engländern hielt, zum Opfer gefallen. Nur sein Plattdeutsch rettete ihn.

Ende Juli empfing er den Besuch Uhlands, der für kurze Zeit in Hamburg weilte, und den er vergebens im Hotel zu treffen versucht hatte. Im Tagebuch findet sich darüber folgender, in seinem Schlußwort rührender Bericht: „Er war sehr herzlich und liebevoll, als ob wir alte Freunde wären, nicht starr und kalt, wie die meisten ihn finden. Äußerst anspruchslos, schwer im Reden, aber auf eine naive, rührende Weise. Freue mich." (Tagebuch vom 29. Juli 1842.)

Als im Laufe dieses Jahres seine äußeren Verhältnisse immer unhaltbarer wurden, faßte er den Entschluß zu einer Reise nach Kopen-

[1] Arnold Ruge erzählt allerdings in der wenig bekannten biographischen Einleitung zu Proben aus Hebbel („Friedrich Hebbel", Kassel, Ernst Balde, 1854), daß „Der Diamant" 1848 beim Reichstag zu Kremsier zur Aufführung kam und großes Ergötzen hervorrief.

hagen, um von seinem Landesherrn ein Stipendium zu erbitten. Empfehlungen eines Grafen Moltke, den er in einer Gesellschaft kennen gelernt hatte, standen ihm bald zur Verfügung, und Anfang September traf ein Darlehen vom Regierungsrat Rousseau in Ansbach ein, das ihn in den Stand setzte, die Reise baldigst anzutreten.

In Kopenhagen, wo er am 14. November eintraf, machte er zunächst verschiedene offizielle Besuche. Auf diese hin wurde er mit mehreren Einladungen von den zuvorkommenden dänischen Aristokraten bedacht. Freilich brachte ihn in diesem abgemessenen Verkehr sein gesellschaftliches Ungeschick um den Genuß und die Anregung, die er zu finden gehofft hatte.

Einen ungemein freudigen Eindruck machte die Art auf ihn, mit der ihn der alte Öhlenschläger aufnahm. Die anregende Unterhaltung und die jugendliche Lebhaftigkeit Öhlenschlägers wirkten nach seinen eignen Worten „im hohen Grade wohlthuend". Die Audienz beim König fand am 13. Dezember statt und fiel nicht ungünstig aus, wenn sie auch noch nicht zu einem bestimmten Resultat führte. Der König hatte auf jeden Fall den Eindruck, einen bedeutenden und eigenartigen Charakter vor sich gesehen zu haben. Der Verkehr mit Öhlenschläger wurde im Lauf des Winters immer freundschaftlicher, und wenn Hebbel bei einer zweiten Audienz mehr Glück hatte, so verdankte er dies nicht zuletzt dessen Empfehlungsschreiben an den König.

Bei Öhlenschläger lernte er auch Thorwaldsen kennen, und als er den berühmten Künstler später in seinem Atelier aufsuchte, nahm er eine der stärksten künstlerischen Anregungen seines Lebens mit fort. Hebbel faßte den Eindruck, den die wiederholten Besuche in ihm hinterließen, in die Worte zusammen: „Thorwaldsen hat übrigens ein Gesicht und eine Gestalt wie Jupiter; wie ein Göttervater wandelt er mit seinen langen Locken unter all den Götterbildern umher. Das tiefste Bedürfnis meiner Natur ist, zu verehren und zu bewundern; die Stunden, die ich bei dem herrlichen Alten zubringe, sind voll andächtiger Wollust, man genießt und wird zugleich aufgelöst, aber nur, um was Besseres zu werden. Denn der letzte Eindruck der Kunst ist immer ein tiefsittlicher, ein maßgebietender und klärender." (An Elise vom 27. Februar 1843.)

Die Freundschaft Öhlenschlägers lernte Hebbel erst in ihrem ganzen Wert schätzen, als er infolge eines naßkalten Winters und eigner Unvorsichtigkeit durch einen schweren Anfall von Rheumatismus aufs Krankenlager geworfen wurde. Der alte Herr scheute sich nicht, die drei

Treppen zu Hebbel hinaufzusteigen, und öfters leistete er ihm den ganzen Nachmittag Gesellschaft. „Er ist der herrlichste Mensch, den ich kennen gelernt habe“, schrieb unser Dichter an Elise (vom 8. März 1843).

Es schien dem Dichter selber wie ein Wunder, daß seine poetische Gestaltungskraft sich gerade während seiner Krankheit wieder einstellte, als sein „so lange trockenes Gehirn Funken zu sprühen anfing“.

Anfang April war die Entscheidung endlich gefallen. Christian VIII. hatte dem Dichter ein Reisestipendium von 600 Reichsthalern jährlich auf zwei Jahre bewilligt. Öhlenschläger war es, der dem Dichter die Freudenbotschaft überbrachte. „Ich habe Gott“, bekennt dieser, „aus tiefster Seele gedankt und zugleich beschämt die Hände vors Gesicht gehalten.“ (An Elise vom 4. April 1843.) Nun hatte er zwei sorgenfreie Jahre vor sich, und es galt nur, sie richtig zu nutzen. „Ich muß frisch in die Welt hinaus und mir tausend Dinge erwerben, die mir fehlen.“ (An Elise vom 13. April 1843.) Am 28. April traf Hebbel nach einer herrlichen Fahrt und in echter Frühlingsstimmung in Hamburg wieder ein.

Während des Kopenhagener Aufenthalts hatte Hebbel an dichterischen Arbeiten einige seiner schönsten lyrischen Gedichte geschaffen und den ersten Akt der „Maria Magdalene“ fast vollendet. Wie ihn diese neue Tragödie im Innersten ergriff, zeigt mehr als eine Stelle in den Briefen an Elise.

Außerdem beschäftigten ihn poetische Pläne verschiedenster Art: zu einem Roman „Die Dithmarschen“, worüber er schon mit Campe verhandelte, und zu zwei neuen Dramen.

Die wichtigste schriftstellerische Frucht dieses Winters war sein im „Morgenblatt“ veröffentlichter Aufsatz: „Ein Wort über das Drama“, worin er seine Ansichten über die Aufgaben der dramatischen Kunst aussprach und dabei bezüglich der Grundlinien von der Ästhetik Schellings ausging.[1] An diese ästhetische Skizze schloß sich eine Polemik mit dem dänischen Professor Heiberg. Wenn dieser Hebbels Meinung über das historische Drama angriff, so war das bei der aphoristischen und nicht ganz widerspruchsfreien Art, in der sich hier Hebbel äußerte, einigermaßen begreiflich. Was er aber gegen Hebbels Erklärung der tragischen Schuld und sonst im einzelnen einzuwenden hatte, ist so windig und zeugt von einem so starken Mangel an ästhetischem Verständnis, daß es hier kaum wiederholt zu werden braucht. Unser Dichter hat ihn in

[1] Vgl. die Einleitung zu der Abteilung „Ästhetisches“ in Bd. 3 unsrer Ausgabe.

seiner Broschüre: „Mein Wort über das Drama“ [1], die seine bedeutendste ästhetische Schrift darstellt, sehr erfolgreich und gründlich abgefertigt. Diese Abfertigung, deren Entstehung erst in die folgende Epoche fällt, war er schon seinen Freunden und Gönnern in der dänischen Hauptstadt schuldig.

Der Sommer des Jahres 1843 verging ihm in Erwartung und Vorbereitung einer Studienreise nach Frankreich und Italien. Nachdem er Heibergs Angriff zurückgewiesen, begann er Französisch zu treiben. Zur Erholung von dieser mühseligen Schülerarbeit vertiefte er sich wieder in Shakespeare.

Die letzten vierzehn Tage vor der Abreise brachte er in einer äußerst trüben Gemütsstimmung zu. Der Abschied von Elise und seinem Kind wird schwer und schmerzlich genug gewesen sein. Auch Emma Schröder sah er noch einmal vor seiner Abreise, und es war wenigstens ein Trost für ihn, daß der „Neid eines alten Weibes“, der sie zu verleumden versucht hatte, durch eine freie Aussprache des Mädchens mit Elise unwirksam gemacht wurde. „Eine Erscheinung von wunderbarem Liebreiz, dämmernd wie der Sternenhimmel in einer duftigen Nacht“, mit diesen Worten nimmt er im Tagebuch wehmütig für immer von ihr Abschied (Tagebuch vom 29. August 1843). Am 8. September reiste er von Hamburg ab; am 12. September spät abends kam er nach einer abwechselungsvollen Reise über Havre und Rouen in Paris an.

Hebbel wohnte zunächst in St.-Germain-en-Laye, wo ihm der Musiker Hagen, an den er von Hamburg aus empfohlen war, ein Logis gemietet hatte. Der aus Rücksicht auf seine schmalen Einkünfte gegebene Rat erwies sich als recht unpraktisch. Der Dichter, vom Leben der Großstadt, das er gerade auf sich wirken lassen wollte, abgeschnitten, fühlte sich sehr einsam und gelangweilt. Die Fußwanderung nach Paris war so anstrengend, daß er, dort angekommen, für nichts mehr rechten Sinn hatte. Dagegen gewährte ihm ein Ausflug nach Versailles mancherlei Anregung. Überhaupt waren es geschichtliche Erinnerungen, die ihn in dieser ersten Pariser Zeit am stärksten bewegten. So war ihm schon am Tag seiner Ankunft vor der Vendomesäule der Geist Napoleons I. lebendig geworden, und er hatte so recht empfunden, wieviel größer es doch sei, „der Poesie Stoff zu geben, als Poesie zu machen“. (An Elise vom 16. September 1843.) Bald nach seiner Ankunft in Paris besuchte er

[1] Erschienen 1843 bei Campe.

Heinrich Heine, an den ihn Campe empfohlen. Der Eindruck, den er empfing, war ein unerwartet günstiger. Heine wiederum freute sich außerordentlich, den jungen Dichter kennen zu lernen, und äußerte unter andern, wie Hebbel an Elise (vom 16. September) schrieb: „Sie sind einer von den sehr wenigen, die ich schon zuweilen beneidet habe; ich kenne Ihre ‚Judith' nicht, nur Ihre Gedichte, aber die haben den entschiedendsten Eindruck auf mich gemacht, ich hätte Ihnen manches Sujet stehlen mögen, namentlich den Hexenritt." — Durch Hagen, der ihm bald unbequem wurde, lernte er bald den Dr. Bamberg kennen, der sich ihm sofort aufs engste anschloß. Von ihm geführt, besah er die Pariser Monumentalbauten, wie das Pantheon, das in seiner stillen Größe ihn gewaltig ergriff, und die Notre-Dame.

Nachdem er Mitte Oktober nach Paris übergesiedelt war, empfing er den Gegenbesuch Heines. Der hatte inzwischen die „Judith" gelesen. Hebbels Gestaltungskraft erschien ihm nun so groß, daß er ihn zu unserer großen Litteraturepoche rechnete. Er gehe, das war seine Meinung, den Weg Shakespeares, Kleists und Grabbes.

Beim Verfolgen der Tagebuchaufzeichnungen stehen wir nun plötzlich vor einem großen schwarzen Kreuz, eingezeichnet unter dem 24. Oktober. Ganz unerwartet war sein Söhnchen Max gestorben, und Elise, die sich wieder Mutter fühlte, war mit ihrem großen Schmerz allein.

Hebbels, im Tagebuch (II, 13 ff.) aufgezeichnete Totenklage um das Kind ist ein wilder, verzweifelter Schmerzensschrei — in ihrer grotesken Phantastik, mit ihren leisen Lauten einer von Weinen fast erstickten Stimme ein poetisches Erzeugnis ersten Ranges. Nur langsam, im Verlauf von Wochen, fand Hebbel die Fassung wieder, und wenn er auch den Tod des Kindes überwinden konnte, der Gedanke an Elise und ihren fürchterlichen Zustand brachte ihn immer wieder in wilde Verzweiflung. „Nein, Elise, wir sind bestimmt, unterzugehen", schrieb er am 11. November ins Tagebuch, „aber ehe es so weit kommt, sollen wir erst alle möglichen Schmerzen und Leiden, die großen wie die kleinen, durchempfinden."

Hatte der Schmerz um sein Kind und die erneute Sorge um sein und Elisens Schicksal die poetische Produktion jäh unterbrochen, so gelang es ihm nun, im Dezember 1843 seine bürgerliche Tragödie „Maria Magdalene" zu Ende zu bringen. Das Verzweifelte und Grausame in diesem Stück ist sicherlich ein Niederschlag seiner damaligen inneren Leiden und Kämpfe. Und so sehr auch der Dichter diesmal mit seinen

subjektiven Regungen und Ideen dem Werke fern blieb, so finden wir doch den ganzen ärmlichen Lebenskreis seines Vaterhauses darin wieder, und auch für die Charaktere hatte er Züge und Farben von denen abgenommen, die ihm im Leben teuer waren, vor allem von Vater und Mutter und von Elise.

Mit der „Maria Magdalene“ hat Hebbel einen gewaltigen Schritt vorwärts gethan in seiner dramatischen Entwickelung. Die zwingende Motivierung ist nur in einem einzigem Punkt nicht erfüllt, sonst entwickelt sich aus den Charakteren und dem Zuständlichen heraus die Handlung mit strenger, unerbittlicher Konsequenz. Die objektive und doch lebenswahre und individuelle Charakteristik, der straff gespannte Konflikt und die große soziale Idee, die das Stück unaufdringlich, indirekt, aber darum nicht weniger wirksam zum Ausdruck bringt, heben es aus der Masse der zeitgenössischen Produktion heraus. Durch die Vertiefung und den Ernst des Konflikts steht es in der Entwickelung des bürgerlichen Dramas in unserem Jahrhundert fast auf einsamer Höhe[1], und auch die dramatische Litteratur unserer Zeit, die in mancher Hinsicht an Ideen Hebbels anknüpft, hat noch kein Werk hervorgebracht, das wir „Maria Magdalene“ an die Seite stellen können.[2]

Da das Stück trotz Hebbels Bemühungen zunächst nicht auf die Bühne kam, so suchte er es zum Druck zu bringen. Es erschien 1844 bei Campe mit jener unglückseligen, hyperphilosophischen Vorrede versehen, die ohne Zweifel der grübelnde Bamberg auf dem Gewissen hatte, und die für lange Zeit einer gerechten Würdigung des Stückes hindernd im Wege stand.

In Paris war ihm sonst der treuergebene Bamberg von großem Nutzen. Er machte ihn bald auch mit Arnold Ruge, dem radikalen Demokraten, bekannt, der seit 1843, seit der Unterdrückung seiner „Hallischen Jahrbücher“, in Paris lebte. Hebbel, der in seinen Lebensanschauungen wenig mit ihm gemeinsam hatte, schätzte seine derbe Ehrlichkeit. „Wir wurden schneller gute Freunde, als ich es noch, Öhlenschläger ausgenommen, mit irgend jemandem geworden bin, und das, indem wir uns immer gegenüberstanden und uns, er mit seinen pom-

---

[1] Nur Otto Ludwigs „Erbförster“ kann ihm verglichen werden. Eine Vergleichung der beiden Dichter findet sich bei A. Bartels „Die Dichtung der Gegenwart“ (1897, S. 18ff.).

[2] Vgl. die Einleitung des Herausgebers zu dem Stück und den Aufsatz „Friedrich Hebbel als Dramatiker“ von R. M. Werner („Bühne und Welt“, 1898, Nr. 1).

merschen, ich mit meinen dithmarsischen Hörnern, zerstießen. Dergleichen ist oft besser als das Geschwappel von Gemüt." (An Elise, s. „Briefwechsel", Bd. 1, S. 211.)

Ruge und Heine — das waren die beiden eigenartigen und bedeutenden Geister, mit denen Hebbel, wenn auch selten, hier zusammenkam. Zu den Kreisen der lebhaft bewegten zeitgenössischen Litteratur Frankreichs aber hatte er schon wegen seiner geringen französischen Kenntnisse gar keine Beziehung.

Starke Anregungen erhielt er von der bildenden Kunst in Frankreich. In der im Frühling 1844 wiedereröffneten Galerie du Luxembourg sah er Werke von Horace Vernet, den er außerordentlich hoch, selbst über Cornelius stellte. In dessen Gemälde Judith fand er dieselben Motive ausgedrückt wie in seinem Drama. Obwohl er also dem Pariser litterarischen Leben fern blieb, so schuf ihm doch das mächtig flutende Leben der Großstadt immer neue, wenn auch stille Genüsse. Sich in dieser Stadt auch nur als armer Teufel zu bewegen, sei viel wert, schrieb er an Elise. Das glänzende, sonnige Bild, das sich täglich vor seinem Blick aufthat, stand freilich im schlimmen Gegensatz zu dem unerquicklichen geistigen Verkehr, der ihn mit Hamburg verband.

Elise, die mit Standhaftigkeit alles Basengeschwätz bisher ertragen hatte, drängte still, aber trotzdem deutlich genug zu einer ehelichen Verbindung. Von Öhlenschläger hatte sich Hebbel Ratschläge über diesen Punkt erbeten, die nun eintrafen. Im Falle einer Rückkehr nach Hamburg und einer Verheiratung würde er, so meinte dieser, wohl kaum auf eine Verlängerung des dänischen Stipendiums hoffen dürfen. Er wolle ihn nicht von seiner Pflicht abbringen, müsse aber doch zur Besonnenheit mahnen. „Es wäre ein schlechter Ersatz für Ihre arme Braut, in häusliches Elend gezogen zu werden; täglicher Mangel an dem Nötigen wird ein schlechter Ersatz für den erlittenen Schmerz und Kummer sein."

Mitte Mai kam die Nachricht, daß Elise ihm einen zweiten Knaben geboren habe. Die Pflicht trat immer ernster und mahnender an ihn heran, und das mag ihm die Vaterfreude bald in eine drückende Empfindung verwandelt haben. Elisens Briefe mögen, wie aus Hebbels Antworten herauszulesen ist, in dieser Zeit oft bittere Vorwürfe enthalten haben. Die Übernahme der Redaktion des „Telegraphen", die ihm Elise nahelegte, schien ihm ein Ding der Unmöglichkeit. „Ich kann

über bedeutende Dinge gut, aber nicht über unbedeutende viel schreiben. Letzteres ist aber das Talent, das von einem Redakteur verlangt wird" (an Elise vom 19. Juni 1844).

Die letzten Monate in Paris verliefen wieder in anregenderer und freudigerer Art. Er mengte sich lebhafter in das Leben der Großstadt, war öfters im Theater und sehr häufig auf der Bibliothek, wo er französische Litteratur, vor allem Rousseau, las. Durch wiederholte Lektüre Homers und Schillers hatte er seine litterarische Bildung immer mehr gefestigt. In diese Zeit fällt auch seine Promotion bei der Erlanger Fakultät, die der Regierungsrat Rousseau vermittelte und betrieb. Als Dissertation wurde eine Arbeit angenommen, die Hebbel aus „Mein Wort über das Drama" und der Vorrede zur „Maria Magdalene" zusammengestellt hatte. An poetischer Produktion entstanden während des schönen Pariser Frühlings eine Reihe von Gedichten, unter denen „Liebeszauber" und „Der Heideknabe" die bedeutendsten sind.

Am 26. September, morgens früh vorm Einpacken, schrieb er seinen Abschiedsgruß ins Tagebuch: „Paris wird immer der Mittelpunkt aller meiner Wünsche bleiben. Lebe wohl, du schöne herrliche Stadt, die mich so gastfreundlich aufnahm, empfange meinen wärmsten Segen." So warm klang der Abschiedsgruß, und doch mußte er sich sagen, daß er hier ein Verhältnis innerlicher Art, das mit Bamberg vielleicht ausgenommen, nicht gefunden hatte. Daß er sich keinen Sprachmeister halten konnte, schien ihm der Grund seiner Isoliertheit zu sein.

Die Reise ging die Rhône hinab mit Unterbrechungen in Lyon und Avignon. Die herrliche Landschaft genoß er mit vollen Zügen, und die vielen historischen Erinnerungen des Landes nahmen seine Aufmerksamkeit lebhaft in Anspruch.[1] Wie er an Elise schrieb (vom 14. Oktober 1844), machte er die ganze Reise in einer Kleinkinderstimmung, und als während der Überfahrt die Sonne sich ins Meer gesenkt hatte und ein wunderbarer Duft, in dem alle Farben sich aufgelöst zu haben schienen, an die Stelle des Lichtes trat, da schwelgte seine Seele in Entzückungen. „Ich ging, ohne aufhören zu können, auf und nieder, ich hatte das Gefühl, daß ich den höchsten Augenblick meines Lebens genieße, und daß seine längere und kürzere Dauer sogar von der durch das Sehen bedingten Rhythmik meines Leibes abhänge, es war ein ganz einziger

[1] Vgl. „Ein Diarium, geführt auf einer Reise von Paris nach Rom im Herbst 1844". Sämtliche Werke, 1891, Bd. 9, S. 217.

Zustand."[1] Nach einer glücklichen Überfahrt langte er am 3. Oktober abends in Rom an.

Die erste Zeit verlief ihm wenig erfreulich. „In Rom habe ich seit meiner Ankunft nur Krankheiten abzuwarten gehabt" (Tagebuch vom 31. Dezember 1844). Unter den wenigen fröhlichen Tagen, die er in dieser ersten Zeit in Rom verlebte, war der fröhlichste der Weihnachtsabend, den er mit seinen Landsleuten, den Dänen und Holsteinern, zubrachte. „Wir genossen, mit Weinlaub bekränzt, ein einfaches Mahl, Toaste wurden ausgebracht, sogar einer auf mich, und alles war glücklich. Ich hätte weinen können, denn ich empfand es wieder einmal recht lebhaft, daß ich gar nichts Besonderes für mich will, sondern daß all mein Mißmut daher rührt, mich mein ganzes Leben hindurch von jedem Kreis, worin man bescheiden das Leben genießt, wie einen Hund ausgesperrt zu sehen, denn das war immer der Fall mit mir, von Jugend auf" (ebenda). Erst im Januar 1845 wurde es besser mit seinem Zustand.

Während der schlimmen Anfangswochen, die durch andauernd schlechtes Wetter noch unerfreulicher wurden, lernte er im Café Greco eine Reihe deutscher Künstler kennen. Mit einem von diesen, mit seinem Landsmann Louis Gurlitt aus Altona, schloß er bald innige Freundschaft. „Trefflicher Künstler und Mensch, der sich meiner in kranken und gesunden Tagen wacker angenommen", heißt es von ihm im Tagebuch. Flüchtiger war die Bekanntschaft mit dem berühmten Historienmaler Karl Rahl. Außerdem schloß sich ihm der Österreicher Robert Kolbenheier an, von dem wir eine interessante Schilderung von Hebbels Erscheinung in dieser Zeit besitzen. „Sein Schädel fiel nicht durch Größe, wohl aber durch ungewöhnlich schöne Form und feine Modellierung auf. Der obere Rand seiner Augenhöhlen bildete eine seltsam geschwungene Linie, die durch ihre Form an die Büste Homers erinnerte. Die tiefblauen Augensterne waren von wunderbar schillerndem Glanze, der Blick wechselnd, aber überwiegend etwas träumerisch; die Nase fein, aber nicht hoch, die Nasenflügel im Gespräche fortwährend vibrierend; die wohlgeformten, etwas aufgeworfenen Lippen verrieten durch die Art ihres Schlusses Beredsamkeit und Geschmack. Die ganze mehr als mittelhohe, feinknochige, hagere Gestalt schien wie die Ufer eines Bergstroms fortwährend leise zu erzittern und ward oft beim

[1] Ebenda, S. 218.

Aufblitzen eines Gedankens oder dem Hervorquellen eines Gefühls von leichten Zuckungen durchflogen."

Durch Gurlitt und Rahl trat er nun auch, was ihm bei seinem italienischen Aufenthalt als das wichtigste Bildungsmittel erscheinen mußte, der bildenden Kunst näher. Apoll und die Laokoongruppe im Vatikan trafen ihn mächtig. Wie er aber, seiner Natur entsprechend, alles Plastische gleichsam als Ende eines dramatischen Prozesses erfaßte, beweist sein Sonett „Juno Ludovisi".[1] Noch unmittelbarer, hinreißender wirkten Raphaels und Michel Angelos Schöpfungen auf ihn, denn in ihrer Nähe verstummten seine ästhetischen Betrachtungen. Im allgemeinen läßt sich aber sagen, daß Hebbel den großen Kunstschöpfungen Italiens gegenüber merklich kühler blieb als mancher deutsche Dichter, der vor ihm hier ewige Wonnen empfunden hatte. Auch darüber hat er sich selbst mit erwünschter Deutlichkeit ausgesprochen: „Nun ist die bildende Kunst mir das nicht, was sie anderen, was sie z. B. Goethe war; die Momente, wo ich mich mit Gewalt zu ihr hingezogen und mich im Anschauen der Meisterwerke selig fühle, sind sehr selten bei mir ... Ebensowenig hat die antiquarische Seite der Stadt Rom einen Reiz für mich." (Tagebuch vom 20. Februar 1845.)

Die Genüsse, die er von dem römischen Leben empfing, sind nicht eben zahlreich. In der Villa Medici, in der Villa Pamphili hat er wonnetrunken wohl manche Stunde verlebt. Der Karneval entfachte auch seine Lust für einen Augenblick, und die tolle Laune seiner Freunde, die vor einem derben Scherz nicht zurückschreckte, steckte zeitweilig auch ihn an. Der Zauber römischer Frauenschönheit nahm auch ihn gefangen, und sein Sonett „An eine Römerin" ist der Nachklang des tiefen Eindrucks, den eine Signora Gagiati auf ihn gemacht. Das Gepränge des italienischen Katholizismus ließ ihn im ganzen kalt. Ein ergreifender Augenblick war es aber doch für ihn, als er den Papst sah, wie er in der Abenddämmerung des Karfreitags zum Gebet ans Grab der Apostel ging: „Der Anblick des alten Mannes mit seinen schneeweißen Haaren, die man unter der Tiara nicht sieht, ergriff mich, wie mich alles Menschliche ergreift, während heilige Fratzen mich kalt lassen."

Ein reines und dauerndes Glücksgefühl war ihm auch in Italien nicht beschieden. Sein Geld ging zu Ende, und er wußte nicht, was in ein paar Monaten aus ihm werden sollte. Er hatte sich inzwischen

[1] Vgl. auch das Tagebuch vom 18. Oktober 1844.

nach Kopenhagen gewandt, um eine Verlängerung seines Stipendiums zu erhalten, aber das Gesuch hatte nur insofern Erfolg, als er 100 Thaler zur Heimreise bewilligt erhielt. Davon konnte er doch wenigstens Elise etwas schicken und seinen Verpflichtungen dem Regierungsrat Rousseau gegenüber nachkommen. Der weitere Aufenthalt in Italien und die Rückreise wurden aber nur durch ein in vornehmer Künstlerart gebotenes Darlehen von Gurlitt möglich. So schwer diese äußeren Sorgen ihn auch niederdrückten, so verlor er doch nie den Glauben an eine ewige Gerechtigkeit, die das Echte nicht untergehen läßt. Ein sprechender Beweis dafür sind die beiden, von Liszt so hoch geschätzten Sonette „An den Künstler“ und sein Monolog über Schriftstellerelend im Tagebuch („Tagebücher“, Band 2, S. 123 ff.).

Mehr als die äußeren Sorgen quälten ihn jetzt Elisens Vorwürfe und ihr beständiges Drängen auf Verheiratung, und die Briefe an sie nehmen jetzt stellenweise einen recht schroffen Ton an. Wie früher schon, so erschreckte ihn jetzt wieder das „Einbohren“ Elisens in ihn und ihre nach dem Besitz des Mannes verlangende Liebe, der er nur „höchste Freundschaft“ entgegensetzen konnte. Er gab ihr recht, vollkommen recht, schreckte aber doch immer wieder vor dem entscheidenden Schritt zurück, zu dem ihn nur das Gefühl der Dankbarkeit, nicht eine elementare und alle Bedenken überwindende Leidenschaft bestimmen konnte. Dann begann er, die Sache ruhig und nüchtern zu erwägen: „Wir würden ein ganz erträgliches Leben führen können, wenn wir hätten, was dazu gehört, und ich würde keinen Augenblick schwanken, wenn dies der Fall wäre.“ Er sah keine Möglichkeit, eine Stellung zu erlangen. Wenn ihm Elise schrieb, er sähe Gespenster, so antwortete er: „Ach, meine Augen sind so schrecklich scharf, ich schaue durch die Erde hindurch, und ich sehe die Toten, wie sie verwesen, nun sehe ich die Blumen, die sie bedecken, nicht mehr.“ (Vom 6. Februar 1845.) Wiederholt wies er sie dann darauf hin, daß er ihre Gefühle nicht erwidern könne, wenn sie ihm auch das Teuerste auf der Welt sei, ihr allein teile er ja jeden Gedanken, jede Zeile mit. Naturnotwendigkeiten könne man aber nicht enden (vom 30. März 1845). Dann erinnert er sie auch daran, daß der Dichter eine behagliche Existenz haben müsse, ehe er überhaupt arbeiten könne. „Wenn Du mir zuweilen vom ‚Durchkommen‘ schreibst, überschleicht mich ein unsäglich peinliches Gefühl. Nein, damit bin ich jetzt nicht mehr zufrieden. Lieber den Tod, als ein so enges Dasein, wo man von Tag zu Tag, wie die

Raupe von Blatt zu Blatt, hinüberkriecht, und selig ist, wenn man sich satt fühlt. Es mag sein, daß der Mensch sündigt, sobald er mehr verlangt, aber mit dem Dichter sind diese Sünden geboren, und was sollte ein Tragödienschreiber denn anders sein als ein Tragödienheld?" (vom 26. Juli 1845).

Diese Auseinandersetzungen mit Elise waren es nicht allein, die lähmend auch auf seine poetische Schaffenskraft einwirkten. Das römische Klima war seiner Gesundheit nicht günstig, und er kränkelte in Italien beständig. Darum mißlang der wiederholt unternommene Versuch, eine neue Tragödie, „Moloch", die schon in Hamburg und Paris entworfen worden war, auszuführen; auch das Trauerspiel „Julia" kam nicht über den Entwurf hinaus. Erst die beginnende Sommerwärme des März entzündete sein poetisches Feuer. So entstand eine Reihe von lyrischen Gedichten, darunter das formell sehr hochstehende „Opfer des Frühlings" und die Mehrzahl seiner Sonette und Epigramme. — Sein Verkehr erweiterte sich in dieser Zeit durch die flüchtige Bekanntschaft mit Mommsen und Cornelius. Die Freundschaft mit Gurlitt litt aber unter der damals schon deutlich werdenden Eigenart Hebbels, den Freund ausschließlich und mit einer souveränen Willkür, mit eifersüchtiger Angst, für sich zu beanspruchen.

Ehe der Dichter Italien verließ, machte er in Begleitung Kolbenheiers einen mehrmonatigen Ausflug nach Neapel. Geldmangel, trübe Stimmung, Krankheit infolge geringer Ernährung vereinigten sich, um ihn um das Beste zu bringen, was Süditalien gewähren konnte. Am 19. Juli 1845 bestieg er den Vesuv, der seit seiner Ankunft in Thätigkeit war und ihm weniger den Eindruck einer Erderuption machte als den des bewußten Vernichtungsaktes einer ungeheuren dämonischen Macht, die sich Verderben brütend in die Schöpfung hineingestellt hat.

Vorher war er in Pompeji, ohne aber seine Erwartungen erfüllt zu sehen. Mehr als die Natur hat Hebbel immer der Mensch zum Nachdenken und Sichversenken angeregt. Der Menschenschlag, den er hier in Neapel antraf, konnte ihm freilich wenig Interesse einflößen. „Übrigens ist der hiesige Volksschlag ein gründlich niederträchtiger und verrufen in ganz Italien." In Rom hatte er menschliche Schönheit, zu fast ewigen Formen gesteigert, erschaut; hier schien ihm die Schönheit wieder zur Lieblichkeit herabzusinken. Doch wohnte der Locanda la bella Venezia gegenüber ein sizilianisches Schwesternpaar von höch-

ster Anmut, das ihn zu einem Gedicht begeisterte.[1] Besonders die eine der beiden Schwestern kam ihm nicht aus dem Sinn. Er konnte sie nicht sehen, ohne sich glücklich zu fühlen.[2]

Von Bekanntschaften, die Hebbel in Neapel schloß, ist außer der mit dem Maler Götzlof die Hettners zu erwähnen, wenn sie auch durch Mißverständnisse bald getrübt wurde und erst in späteren Jahren wieder aufgenommen wurde. Die beiden Männer unterhielten sich in der Villa Reale oder auf ihren Spaziergängen meist über ästhetische Dinge, und Hettner meinte später in Bezug darauf: „Ich bin mir klar bewußt, daß ich ihm unendlich viel verdanke."

Am 8. Oktober 1845 reiste Hebbel von Neapel ab. „Lebe wohl, Neapel, lebe wohl, Villa Reale, lebt wohl, ihr drei nachbarlichen Balkone, lebt wohl, Emilia und Angiolina, ihr süßen Kinder aus Messina. aus deren Munde ich die schönste Sprache der Welt jeden Morgen hören durfte! Alles ist vorbei, wie ein Schauspiel, wir ziehen die bunten Kleider wieder aus; wann werden wir zu Bett gehen?" (An Elise vom 24. Oktober 1845.)

Am 11. Oktober war er wieder in Rom. Noch einmal besuchte er die Sixtinische Kapelle und den Vatikan. Dann rüstete er sich zur Reise in die Heimat. Mit welchen Empfindungen es geschah, können wir aus seinen Worten ermessen: „Nun, teures Vaterland, bald hast du deinen Sohn wieder; es fehlt doch nicht an Disteln, um sie ihm auf den Weg zu streuen?" Am 29. Oktober verließ er Rom.

Wenn wir die italienische Reise Hebbels mit den üblichen Romfahrten deutscher Dichter vergleichen, so müssen wir eingestehen, daß sie infolge äußerer Umstände und der inneren Anlage des Dichters recht wenig „programmmäßig" verlief. Sie ist aber darum nicht ohne Wirkung auf ihn und sein Dichten geblieben. Die Schönheit, wie sie ihm im Menschen, in Natur und Kunst täglich vor Augen stand, hat doch ihre stille Wirkung geübt. Wie ein glänzendes Fluidum ist sie hinübergeströmt in die Seele des Dichters und hat in seiner Kunst, wenn auch erst später sichtbar, deutliche Spuren zurückgelassen. Die Wirkung seines Aufenthaltes in Italien finden wir am besten ausgedrückt in seinen eignen Worten: „Die Schönheit wird mir in Kunst und Leben immer mehr Bedürfnis" (an Elise vom 22. Juli 1845). Diese Wirkung ist

[1] „Stanzen auf ein sizilianisches Schwesternpaar" (vom 18. August 1845).

[2] Ein näherer Verkehr mit den beiden Schwestern, von dem Kuh nichts weiß, wird durch die Einträge ins Tagebuch vom 23. und 29. September 1845 bezeugt

deutlich geworden, wenn auch zunächst noch das Häßliche der italienischen Verhältnisse und das Gequälte und Krankhafte seiner Entwickelung in Italien in zwei Kunstwerken, die ihm unendlich geschadet haben, zum Ausdruck kam.

In Wien langte er am 4. November 1845 an. Die erste Zeit benutzte er, um Besuche zu machen, von denen der erste Deinhardstein, dem ehemaligen Direktor des Hofburgtheaters, galt. Dieser hatte sich in den von ihm herausgegebenen „Wiener Jahrbüchern" verschiedene Male äußerst anerkennend über den Dichter geäußert. Er riet ihm, den damaligen Intendanten Grafen M. Dietrichstein aufzusuchen, was Hebbel auch that. Da der Intendant nichts von ihm kannte, so verlief aber der Besuch ohne irgend welches Ergebnis. Sehr zufrieden dagegen war der Dichter über seine Aufnahme bei Grillparzer, wenn er sich auch, wie sich später herausstellte, über dessen wirkliche Gesinnung ihm gegenüber täuschte. Durch Grillparzer aber lernte er Friedrich Halm und Ferdinand Wolf kennen, die beide begeisterte Anhänger seiner Dichtkunst waren.

Hebbels Anwesenheit in Wien war auch in weiteren Kreisen nicht unbemerkt geblieben. Die belletristischen Zeitungen beschäftigten sich, nachdem Siegmund Engländer in Joh. Nep. Vogls „Morgenblatt" mit drei überschwenglichen Artikeln das Signal gegeben, lebhaft und eingehend mit dem Dichter. Die Verbindungen Hebbels mit den Schriftsteller- und Theaterkreisen der Stadt wurden immer zahlreicher. So lernte er damals L. A. Frankl und Otto Prechtler sowie die beiden Schauspieler Löwe und Anschütz kennen. „Es ist unglaublich, wie man sich hier in Wien jetzt für meine Tragödien interessiert. Alle Buchhandlungen lassen sich Massen von Exemplaren kommen, und Mons. Campe setzt vielleicht in vier Wochen so viel ab, wie sonst in Jahren." (An Elise vom 18. Dezember 1845.)

Trotzdem war der Dichter, da sich ja Aussicht auf finanzielle Besserung nicht bot, fest entschlossen, nach Berlin weiter zu reisen; er hätte die Absicht auch ausgeführt, wäre er nicht durch zwei galizische Barone, die Brüder Wilhelm und Julius Zerboni di Sposetti, festgehalten worden. Von dem lebhaftesten Wunsche beseelt, den Dichter der „Judith" kennen zu lernen, hatten sie ihn zu einem Souper in ihrer Wohnung, im Hotel zum Erzherzog Karl, eingeladen. „Von einem solchen Enthusiasmus hatte ich noch keine Vorstellung gehabt, und es waren nicht

junge Leute, sondern Männer, die dem Greise näher standen als dem Jüngling."

Hebbel wurde durch die neue Bekanntschaft, von der er sich Nutzen versprach, thatsächlich in Wien festgehalten. Er besuchte nochmals Deinhardstein, und erhielt nun den Auftrag, Recensionen für die „Jahrbücher", zunächst über die letzten Bände der Litteraturgeschichte von Gervinus, zu liefern. Das dafür zu erwartende Honorar sollte ihn über zwei Monate hinweghelfen. Sein Verkehr wurde wieder lebendiger, er lernte Hammer-Purgstall, die Julie Rettich kennen, erhielt Zutritt zum juridisch-politischen Leseverein und wurde auf einem Festabend des Schriftstellervereins Concordia, der zu Ehren von Karl Egon Ebert veranstaltet worden war, namentlich von der Jugend lebhaft gefeiert. Wie sehr ihm dies neue Leben wohlthat, wird uns aus folgender Briefstelle deutlich: „Dies zurückgezogene Leben war für einen Menschen, der wie ich der Welt bedarf, der nur im Sprechen aufgeht, höchst unnatürlich. Wohl mir, daß die Reise mich herausriß! Wenn ich glücklich sein soll, so muß ich in der Mitte einer empfänglichen Umgebung stehen, auf die ich wirken kann, denn in mir ist der Mensch, gottlob! noch mehr als der Künstler. Wie prächtig geht's jetzt! All dies verschüchterte Wesen hat sich verloren, ich mache Dutzende von Bekanntschaften, und das Interesse, was man an meiner Person nimmt, die Teilnahme, die meine von Gedanken und Einfällen, dummen und klugen, blitzende Unterhaltung einflößt, weckt Interesse und Teilnahme für meine Arbeiten. Und so soll's sein. Einer Liederseele, wie Uhland, mag das in sich gekehrte Schweigen geziemen, aber ein dramatischer Dichter muß auch persönlich etwas von einem Feldherrn haben." (An Elise vom 18. Dezember 1845.) Und schon vorher hatte er an Elise geschrieben: „Alle meine Gedanken sind jetzt auf Wirkung gerichtet, von allen Arten der Sehnsucht kenne ich nur noch die eine nach Thaten, und nichts kann Pflicht für mich sein, was diese verhindert, weil es mich und alle meine Kräfte vernichtet" (vom 6. Dezember 1845). Die herben Folgerungen aus diesen Worten zu ziehen, sollte er bald in die Lage kommen.

Auf dem Festabend für Ebert hatte ihm Prechtler von der Hofschauspielerin Enghaus[1] erzählt und von ihrem warmen Interesse für die „Judith", die ihr von Hamburg her bekannt war. Sie wünschte

[1] Vgl. „Neuer Theateralmanach", Jahrgang II, und E. Mentzel, „Friedrich und Christine Hebbel. Mit besonderer Berücksichtigung der Briefe des Dichters an seine Gattin". (Berichte des Freien Deutschen Hochstifts, Jahrgang 1894.)

nichts sehnlicher, als die Rolle der alttestamentlichen Heldin einmal spielen zu können. In einem Brief vom 1. September 1873 hat sie Emil Kuh ihr Vorgefühl für den Dichter geschildert. Von der „Judith“ schrieb sie: „Ich las es, mich packte Grauen und Bewunderung dabei — Grauen vor dem Dichter, der es geschrieben, Bewunderung vor der Dichtung selbst.“ Da trat nun eines Tages Hebbel in ihr Zimmer, und wie ganz anders, als sie gedacht, war doch der Eindruck des Dichters. „Seine hagere Gestalt, die blasse Leidensmiene flößten mir beim ersten Anblick das tiefste Mitleid ein. Meine Furcht war verschwunden.“ Durch wiederholte Besuche des Dichters wuchs die innere Teilnahme der Künstlerin für ihn, der nun durch sie in Wien festgehalten wurde. Es war nicht ein jugendlich stürmisches Gefühl, das die beiden Menschen zu einander trieb, wohl aber eine warme Zuneigung und mancherlei Gemeinsames im künstlerischen Empfinden und Wollen. Es ist charakteristisch, daß Christine Hebbel nachmals ihre größten Triumphe mit der Darstellung Hebbelscher Rollen gefeiert hat. Und für Hebbel kam, als er sich mit ihr verlobte, noch eine andere bestimmende Erwägung hinzu. Er hat sich mit aller Offenheit ausgesprochen: „Es ist meine Überzeugung und wird es in alle Ewigkeit bleiben, daß der ganze Mensch derjenigen Kraft in ihm angehört, die das Bedeutendste ist, denn aus ihr allein entspringt sein eigenes Glück und zugleich aller Nutzen, den die Welt von ihm ziehen kann; diese Kraft ist in mir die poetische: Wie hätte ich sie in dem miserablen Kampf um die Existenz lebendig erhalten, und wie hätte ich diesen Kampf ohne sie auch nur notdürftig in die Länge ziehen sollen, da bei meiner unablenkbaren Richtung auf das Wahre und Echte, bei meiner völligen Unfähigkeit zu handwerkern, an einen Sieg gar nicht zu denken war. Wenn die Ruhe des Gewissens die Probe des Handelns ist, so habe ich nie besser gehandelt, als indem ich den Schritt that, aus dem Elise mir eine Todsünde macht.“[1]

Das längst Gefürchtete war eingetreten: der Bruch mit Elise. Vorwürfe zu erheben, ist nicht Sache des Biographen, namentlich da nicht, wo im Menschenleben eine schicksalsmäßige Verkettung äußerer Umstände vorliegt. So einleuchtend aber auch aus Verstandesgründen und nach der Entwickelung Hebbels der unternommene Schritt erscheint, so notwendig er erscheint, sollte der Dichter nicht zu Grunde gehen, so bitter ist doch das Gefühl, das noch jeden beschlichen hat, der

[1] Tagebuch vom 31. Dezember 1846. Die Stelle ist in den von Bamberg herausgegebenen Tagebüchern weggelassen.

an diesen Wendepunkt in des Dichters Leben gekommen ist. Eben schickten wir uns an, mit dem Dichter nach langer Trübsal und vielen Wirrnissen einmal aufzuatmen, da tritt uns die bleiche Anklägerin in den Weg, und unser Mitempfinden wendet sich vom Dichter ab und ihr allein zu. Wir stehen erschüttert und voll tiefsten Mitleids vor ihrem wilden Schmerz, der jetzt ihre früheren Versicherungen, nichts für sich zu wollen, zu nichte macht und elementar aus ihr hervorbricht. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß dies die hier allein mögliche Empfindung ist, so liegt er in dem Umstand, daß auch Christine die arme Elise und ihr schlimmes Geschick unendlich beklagte. Hebbel hat damals, in seinem Brautstand, den schwersten Kampf seines Lebens durchgefochten, und seine Seele ist erst völlig ruhig geworden, als Christinens adliger Sinn eine Versöhnung mit Elise herbeiführte.[1]

Am 26. Mai fand die Vermählung Hebbels mit Christine Enghaus statt. Kurze Zeit danach schrieb er an Fräulein Rousseau (6. Juni 1846): „Ich bin im Besitz des edelsten Herzens von der Welt und habe alles, was man auf Erden haben kann."[2] Doch war die erste Zeit ihrer Ehe, wie sich bei dem harten Übergang aus völlig anderen Verhältnissen, die noch nachwirkten, erwarten ließ, nicht ungetrübt, und die reizbare Natur Hebbels konnte nicht gleich durch Christinens unendliche Milde überwunden werden. Erst später stellte sich jene volle Harmonie zwischen den beiden Gatten ein, die so segensreich auch auf Hebbels dichterisches Schaffen gewirkt hat.

Hebbels Stellung zu den Wiener Litteraten litt unter dem Umstand, daß er gerade in der unglücklichen Übergangszeit, unmittelbar vor dem Ausbruch der achtundvierziger Bewegung, ihnen näher trat. Intrigue und Koterien waren an der Tagesordnung, jedes Rechtsgefühl

[1] Hebbel hat in seinem Tagebuch (unterm 20. Januar 1847) gesagt, sein Verhältnis zu Elise könne nicht eher richtig beurteilt werden, als bis die Aktenstücke völlig vorlägen. Heute, wo sein Briefwechsel und seine Tagebücher zum größten Teil gedruckt sind, ist das möglich, wenn auch für die Zeit des Bruches Tagebücher und vor allem der Briefwechsel eine Lücke zeigen, denn der innerliche Bruch mit Elise ist schon viel früher, in Paris und Italien, erfolgt, und wenn die jetzt noch zurückbehaltenen Briefe aus den Jahren 1845—46 veröffentlicht sein werden, so werden wir noch mancherlei Herbes und Unschönes von der Art des Kampfes erfahren, die weit zurückreichende Psychologie des Verhältnisses wird dadurch aber kaum ein anderes Aussehen erhalten.

[2] „Magazin für Litteratur", 1898, Nr. 5.

war geschwunden, und Verlaß war auf niemand. Die alten Zustände waren ins Wanken gekommen, es hatten sich aber noch keine neuen, mit Entschiedenheit auftretenden Parteien gebildet. Träge Gutmütigkeit sah ruhig mit zu, wie Tschechen und Ungarn in dem Chaos mit brutaler Rücksichtslosigkeit auftraten, und der Ruf nach Freiheit wurde durch das berüchtigte „Nix Deutsch!“ nur zu bald übertönt.

Die Litteratur ließ große Persönlichkeiten gänzlich vermissen. Grillparzer hielt sich beständig im Hintergrund und verschloß seine Werke im Schreibtisch. Wo sich die Kritik hervorwagte, wie bei Bauernfeld, trat sie äußerst zahm auf. Die unerhörte Zensur Metternichs zeitigte dafür eine heimlich genossene und üppig ins Kraut schießende Schundlitteratur.

Überall, wohin Hebbel, der Dithmarsche, sah, fand er Grundsätze ausgeübt, die den seinen schnurstracks zuwiderliefen. Mit seinem unerbittlichen Wahrheitsmut, seiner unbeugsamen Charakterstärke erlebte er Enttäuschung auf Enttäuschung. Viel mag dazu auch die schroffe, wenig liebenswürdige Art beigetragen haben, mit der er den Lauen und Unehrlichen, namentlich unter den damaligen Journalisten Wiens, gegenüber trat.

So stand er bald allein. Nur der junge, in den unklaren Anfängen seiner Entwickelung stehende Schriftsteller Siegmund Engländer, der ihn bei seiner Ankunft schon mit Enthusiasmus begrüßt, hielt zu ihm. In den beiden ersten Jahren war er es allein, mit dem Hebbel einen lebhaften, freundschaftlichen Verkehr unterhielt. Sie führte der Sinn für das Echte und Wahre in der Kunst zusammen, der sie auch in entschiedenen Gegensatz zur herrschenden Litteratur, dem Jungen Deutschland, brachte. Hebbel selber konnte unglücklicherweise gerade damals dem Jungen Deutschland nichts Poetisches entgegensetzen, mit dem er auf einleuchtende Art seine Überlegenheit bezeugt hätte. Die in Kühnes „Europa“ veröffentlichten Szenen des „Moloch“ konnten nur Mißdeutungen hervorbringen, und ein ästhetischer Bekenntnisbrief an Kühne, den dieser ohne Befugnis abdruckte, bestärkte seine alten Gegner in der Meinung, die sie seit dem Vorwort zur „Maria Magdalene“ von ihm als einem „Reflexionspoeten“ hatten. Die wildgärende Phantasie seiner Jugendwerke hatte für Julian Schmidt etwas derartig Erschreckendes, daß er ihm den Wahnsinn prophezeite. Er glaubte um so eindringlicher warnen zu müssen, als er seine dichterische Kraft außerordentlich hoch stellte.[1] Er konnte freilich nicht wissen, daß Hebbel, wie

[1] Vgl. Hebbel im Tagebuch vom 10. Juli 1847.

sein Tagebuch zeigt, damals ästhetisch bereits auf einem ganz anderen Standpunkt sich befand als in jenem unglücklichen Vorwort. Und Julian Schmidt schien recht zu haben mit seiner Meinung, daß Hebbel sich auf einer abschüssigen Bahn befinde, als nun gar die beiden Dramen „Ein Trauerspiel in Sizilien" und „Julia" aus seiner Dichterwerkstatt hervorgingen.

Das erstere von beiden, auf Bambergs Rat hin „Tragikomödie" betitelt, war im September 1846 begonnen und noch in demselben Jahr vollendet worden. Den Stoff bildet die Erzählung eines sizilianischen Kaufmanns, die Hebbel im Café di Europa am Toledo während seines Aufenthalts in Neapel im Herbst des Jahres 1845 vernommen hatte. Als das vorher in der Leipziger „Novellenzeitung" abgedruckte einaktige Drama im Jahre 1851 erschien, war es mit einem Sendschreiben an Rötscher versehen, das diesen veranlassen sollte, die „Theorie der Gattung, der es angehört, festzustellen". Im Kunstwerk erschien jener ihm erzählte Vorfall als Ausgeburt eines krankhaft überreizten Gehirns, und Hebbel hat hier auch nichts gethan, weder in der Technik noch in den Charakteren, was an sein bisheriges Können erinnerte, nichts von warmer Empfindung dem Stoffe mitgeteilt. So kann das Stück allenfalls nur dadurch interessieren, daß es Hebbel durch seine Behandlung in die soziale Sphäre gerückt hat, wozu ihn die italienischen Zustände veranlassen mochten.

Nicht weniger erfreulich vom ästhetischen Standpunkt ist das Trauerspiel „Julia", das gleichfalls in Italien im Keime entstanden ist. Seine Vollendung fällt allerdings erst in den Oktober des Jahres 1847, und erschienen ist es erst 1851. In der Vorrede des Druckes spricht Hebbel mit Bitterkeit über die verunglückten Versuche, das Stück in Wien und Berlin zur Aufführung zu bringen. Laube lehnte es schließlich ab, weil die Intendanz in den „ästhetischen und moralischen Wert" des Stückes Zweifel setzte, und der Herr v. Küstner in Berlin, der es 1848 verlangt hatte, schickte es mit der Begründung zurück, daß sich der freiere Geist von 1848 inzwischen wieder verändert habe, und daß er höheren Orts und bei dem maßgebenden konservativen Theaterpublikum keinen Anstoß erregen wolle.

Es ist nicht zu leugnen, daß man in dem Stück kommende Ideen witterte und das empfand, was der Dichter etwas sehr pathetisch in der Vorrede von der gesellschaftskritischen Tendenz seines Stückes sagte. Er hätte gewagt, heißt es da, die wankende Gesellschaft in ihrem süßen

Traum ewiger Dauer zu stören und sie auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen. „Ihr sitzt", fuhr der Dichter fort, „bei einer wohl bestellten Tafel; ich lege den Totenkopf auf den Tisch und mahne ans Ende."

In welcher Form hat nun aber der Dichter diese Ideen zur Darstellung gebracht. Darüber hat Otto Ludwig, der das Stück einer gründlichen und bei weitem sachlicheren Analyse als Karl Rosenkranz[1] unterzog, das treffendste Urteil gefällt: „Hebbel hat die drei unvereinbarsten Dinge in seinem Drama vereinigen wollen: modernsten Stoff, Shakespearesche Charakteristik und antike Form; größte Konzentration der Handlung bei ausgeführtester Charakteristik."[2] Dabei hat Hebbel keine von den Aufgaben des Dramatikers erfüllt. Seinen Charakteren fehlt Schärfe und Plastik, der Handlung Fülle und wirksames Fortschreiten, und zu einer dramatischen Entwickelung sind nur immer Ansätze vorhanden. Die drei Hauptpersonen des Dramas stehen sich fast immer nur erzählend gegenüber, und das Empfindungsmäßige, leidenschaftlich Fortreißende bricht nur ganz selten hervor. Das Stück ist als Kunstwerk verfehlt, und die „moralische Betrachtung", die man zum gerechten Ärger Hebbels dem Stück immer angedeihen ließ, ist zum mindesten schon darum überflüssig.

Litterargeschichtlich wird das Stück aber immer sehr interessant und beachtenswert bleiben. In der analytischen Erzählungs- und Enthüllungstechnik, in dem Fragezeichen des Schlusses und in manchen Zügen des Problems, vor allem aber in dem Charakter des Grafen Bertram zeigt es so schlagende Ähnlichkeit mit dem modernen naturalistischen Drama, daß der Vergleich Hebbels mit Ibsen sehr naheliegt.[3]

Die letzten dramatischen Werke gehören beide einer Epoche an, die nicht nur zeitlich hinter dem Dichter lag, sondern die er auch innerlich glücklicherweise überwunden hatte. Das Unerfreuliche seiner äußeren Lage während des italienischen Aufenthalts, die Qual und Verzweif-

[1] „Ästhetik des Häßlichen", S. 109 ff.

[2] Otto Ludwigs „Gesammelte Schriften" (Leipzig 1891, Bd. 5, S. 359).

[3] Wer denkt nicht bei dem Wort des Grafen Bertram: „Ich scheue die Mißheiraten nicht so sehr wie er, aber die zwischen Leben und Tod scheue ich allerdings; denn sie ist die Mutter der Gespenster", an Ibsen? — So sehr nun aber auch Hebbels „Julia" nach einer kommenden Zeit hinweist, so wenig angebracht will es uns erscheinen, wenn man das Stück heute auf die Bühne bringt, wie es neuerdings in Berlin geschehen ist (in der „Neuen freien Volksbühne" am 11. Dezember 1898). Damit wird das litterarische Ansehen des Dichters, das in den letzten Jahren auch in weiteren Kreisen merklich gestiegen ist, aufs empfindlichste geschädigt.

lung seiner Seele in dieser Zeit, machten es begreiflich, daß er gerade derartige Stoffe zu künstlerischer Bearbeitung aufgriff und mit einer gewissen Wollust das Abstoßende und Häßliche in ihnen noch verstärkte. Und die Stoffe an sich waren schon der Ausdruck widerwärtiger Verhältnisse. H. v. Treitschke sagte mit Bezug darauf: „In Unteritalien lernte er (Hebbel) eine Welt verrotteter Zustände kennen, einen tief unsittlichen Polizeistaat, einen leeren Lippenglauben, einen getretenen und verwilderten Pöbel, eine gewissenlose Geldmacht. Hier, wenn irgendwo, war ‚seine Verachtung der schlechten Wirklichkeit am Platze, hier mußte er fühlen, daß des Künstlers Hände zu rein sind, um die Verwesung byzantinischer Verhältnisse zu berühren.“[1]

Hebbel hat sehr unklug gehandelt, als er sich auf diese beiden Dramen, in denen er, wie es ja auch die Natur zuweilen thut, all das Krankhafte seines inneren Menschen abgestoßen hatte, mit Hartnäckigkeit versteifte und sie später gar mit prätentiösen Vorreden erscheinen ließ.

An äußeren Ereignissen sind die Jahre 1846 und 1847 für Hebbel nicht eben reich. Er genoß das Glück seiner Ehe in heimlicher Verschwiegenheit, und nur hier und da treffen wir in den Briefen an Bamberg und die Familie Rousseau oder im Tagebuch auf eine Stelle, wo er mit der Feder aufgezeichnet hat, was ihn innerlich so reich machte. In einer behaglichen Häuslichkeit vergaß er für Augenblicke selbst die bösen Journalisten, die „Wiener Sudler“, und den versteckten Krieg, den nach seiner Meinung die Jungdeutschen gegen ihn zu führen begonnen hatten. Die Geburt eines Knaben, am 27. Dezember 1846, führte ihn auf den Gipfel des Glücks. Zu seinem tiefsten Schmerz wurde ihm dieser aber im Februar 1847 schon wieder entrissen. Auch sein und Elisens Söhnchen starb in diesem Jahr. Christinens edlem Sinn entsprang der schöne Entschluß, die tiefgebeugte Mutter aus Hamburg nach Wien kommen zu lassen und sie damit vor der Verzweiflung zu retten. In einem Brief vom 17. Mai 1847 rief ihr der Dichter, an dem der Schmerz wieder einmal seine adelnde Kraft bewährt hatte, den Willkommengruß entgegen: „Ruhe den Toten, Friede den Lebendigen!“ Bis zum Sommer 1848 blieb Elise in Wien, und welche Größe der Auffassung sie nun beseelte, als sie im Frieden schied, zeigen uns die Worte in einem Brief an Christine, die binnen kurzem ihre „beste und einzige Freundin“ geworden. „Daß unser Verhältnis sich

[1] In seinem Essai über Hebbel in den „Historischen und politischen Aufsätzen“, Bd. 1, S. 458 ff.

so rein gestaltete, verdanke ich meinem Dortsein, Eurem Ruf nach Wien zu kommen. Soviel Schmerzensstunden mir in jener unvergeßlichen Stadt auch bestimmt waren — nimmer würde es sich so gewendet haben, hätt' ich nicht Dich und alles dort selbst kennen gelernt. Jetzt ist unser Verhältnis gewiß eines von denen, deren es wenige gibt. Bleib Du und die Deinen gesund, das ist ja die erste Lebensbedingung, genießt Euer Glück, denn Ihr seid glücklich." Hebbel blickte staunend auf diese seltene Freundschaft. „Vielleicht empfand er", sagt Emil Kuh, „im Anblick dieses tragisch geklärten Seelenbündnisses zweier Frauen etwas von jener Buße, die ihm nun einmal nicht erspart sein konnte."

Im Juni und Juli führten Reisen die beiden Gatten nach Graz und Berlin. Wohl auf der Rückreise aus Norddeutschland fand eine Begegnung mit Ruge, Fröbel und Althaus in Leipzig statt.[1]

Das Jahr 1847 sollte nicht ohne ein freudiges Ereignis für die Familie zu Ende gehen. Am ersten Weihnachtsfeiertag gebar Christine ein Mädchen, das später über alles geliebte „Titele". So war der Rückblick, den der Dichter am letzten Tage anstellte, vorwiegend freudiger Art. Er fühlte auch, daß er innerlich vorwärts gekommen war. Nach dreijähriger Pause war seine Lust zu größeren Produktionen wieder erwacht. Und mit der Lust hatte sich auch die Kraft wieder eingestellt. Die wertvollsten dichterischen Gaben der letzten Zeit waren seine neuen Gedichte und die Novelle „Herr Haidvogel und Familie". „Maria Magdalene" hatte angefangen, auf dem Theater Wurzel zu fassen, und Fr. Vischers Urteil über seine bürgerliche Tragödie konnte ihn mit Recht für die Angriffe in der „Allgemeinen Zeitung" und im „Morgenblatt" entschädigen.

Das neue Jahr 1848 wurde auch für unseren Dichter durch die politischen Ereignisse bestimmt. Anfangs hielt er sich fern, die Ereignisse rissen ihn aber mit fort, und er stand mit einem Male, lebhaft teilnehmend, mitten in der Bewegung.[2] Von einer besonderen Voraussicht der politischen Entwickelung vermögen wir bei Hebbel, wie es neuerdings geschehen ist, zunächst nichts zu bemerken. Wie kühl er vorerst z. B. der schleswig-holsteinischen Frage, die ihn doch zu allermeist interessieren mußte, gegenüberstand, wie wenig er den großen Natio-

[1] Vgl. „Theodor Althaus. Ein Lebensbild von Fr. Althaus" (Bonn 1888), wo sich (S. 238 ff.) eine anziehende Schilderung dieses Zusammentreffens findet.

[2] „F. Hebbel als Politiker" („Allgemeine Zeitung", 1891, Beilage Nr. 292); R. M. Werner, „Hebbel als Prophet Bismarcks" („Zukunft, 1898", Nr. 41).

nalitätenkampf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts voraussah, beweist eine Stelle im Tagebuch vom 26. November 1846, wo er meint, seine Zeit strebe dem Völkerbund entgegen. Und schon in seiner Abhandlung: „Mein Wort über das Drama", sprach er von seiner Zeit als einer, „wo die nationalen Unterschiede mehr und mehr verschwinden". So sah er auch, nach S. Engländers Beobachtung, im Pariser Februaraufstand nichts anderes als eine Störung im Entwickelungsgange und Fortschritte der Nation. Erst als die Bewegung in Wien ausbrach (14. März), verstand er sie, und nun nahm er jene entschiedene Stellung, die durch seine Korrespondenzberichte an die „Augsburger Allgemeine Zeitung"[1] deutlich wird. So sehr er gegen jede geistige Bevormundung war, so wenig ließ er sich doch durch den Wiener Freiheitsrausch sein gesundes Urteil trüben, und dieses ließ ihn bei der neuen Bewegung vor allem klare Ziele vermissen. Die Ereignisse des Mai, die die Flucht des Kaisers veranlaßten, erfüllten ihn mit Abscheu, und mit bitterem Ingrimm sprach er von den „Hämmeln", die die „Revolutionsherde" leiteten. Er war in der Deputation, die der Wiener Schriftstellerverein Concordia entsandte, um den Kaiser zur Rückkehr zu bewegen. Im Vorzimmer sprach sich Hebbel sehr offen und entschieden dem Erzherzog Franz Karl gegenüber aus und wagte das kühne Wort: „Kaiserliche Hoheit, es ist ein genügendes Mißtrauen vorhanden, aber nicht gegen des Kaisers Haus, sondern gegen die Umgebung des kaiserlichen Hauses, gegen die Leute, die sich zum Teil gerade jetzt in Ihrem Vorzimmer befinden."[2] Lebhaft flammte auch im weiteren Verlauf der Bewegung, namentlich nach den barbarischen Auftritten gegen die Deutschen in Prag, sein deutsches Gefühl empor, und den Anschluß Österreichs an Deutschland, den Slawen und Ungarn aufs heftigste bekämpften, hat er immer wieder als einzige Rettung empfohlen.

Seine Teilnahme an den politischen Dingen wich erst einer mehr beobachtenden Stellung, als er mit seiner Kandidatur für das Frankfurter Parlament einen argen Mißerfolg erlitten hatte. Doch hat er die weitere Entwickelung Schritt für Schritt verfolgt und nun von seinem ruhigen Beobachterposten die kommenden Dinge meist richtig vorausgesehen. Der schleswig-holsteinischen Frage gegenüber nahm er nun eine ganz andere Stellung ein als im Jahre 1846. Für Däne-

[1] Von Krumm in die 2. Auflage der „Sämtlichen Werke" (Hamburg 1891) aufgenommen.

[2] Vgl. den Brief an seine Frau vom 5. Juni 1848.

mark, sagte er zu Eduard Duboc (Robert Waldmüller)[1], der ihn damals aufsuchte, sei nur ein Heil. Es möge seine Politik der deutschen unterordnen, so könne es dereinst noch eine stattliche deutsche Provinz abgeben. Auch die soziale Frage nahm ihn in Anspruch. Der Übervölkerung, worin er die Wurzel aller Übel sah, meinte er damals mit dem freilich nicht ernsthaft diskutierbaren Mittel des englischen Philosophen Malthus, mit dem Kindermord, abhelfen zu können. Später hat er sich wiederholt für eine organisierte Völkerwanderung, schlichter gesagt, für Kolonialpolitik, ausgesprochen.

Das vorherrschende Gefühl, das er der immer wilder tobenden Revolution gegenüber empfand, war das des Widerwillens. Er, der seine Schlachten mit den Waffen eines überlegenen Geistes auszukämpfen gewohnt war, haßte die sinnlosen, triebartigen Äußerungen der Masse. Als aber dann die Reaktion wieder eintrat, brutal und niederträchtig, und die Ära der Denunziationen und des Hängens begann, da schrieb er bezeichnenderweise an die „Allgemeine Zeitung" (Hauptblatt vom 13. Dezember): „Wem seine Ehre etwas gilt, der muß den Ultrakonservativen ebenso entschieden den Fehdehandschuh hinwerfen wie den Ultraradikalen. Wahrlich, der schlechteste, der von diesen gefallen ist, war noch zu gut, als daß der beste von jenen den Finger in sein Blut tauchen und Karikaturen damit an die Wand malen dürfte."

Eine Stelle in dem Korrespondenzbericht weist nun auf jenes für Hebbel persönlich so schmerzliche Ereignis hin, das sich für seine Beziehung zu S. Engländer aus der Wiener Bewegung ergab. Mit tiefem Wehgefühl sagte er sich damals von dem Freunde los, der sich von den Wogen der Revolution mit fortreißen ließ und den Kampf in der ersten Reihe der Ultraradikalen durchfocht. Erst später hat sich zwischen den beiden Männern, zunächst auf brieflichem Wege, eine Verständigung ergeben. Eine andere, aber günstigere Folge hatte die Wiener Märzbewegung insofern für ihn, als sie ihm die Thore des Hofburgtheaters öffnete. Hebbel galt auf Grund seiner „Maria Magdalene" als sittlicher Revolutionär. Und das gewiß mit Recht, wenn es auch eine Frage ist, ob die Vorstellung richtig ist, die man sich von der neuen Sittlichkeit, die das Stück predigte, machte. Wie dem auch sei, die Leitung des Burgtheaters glaubte der Zeitströmung Rechnung

[1] Über den Verlauf dieses Gesprächs hat uns E. Duboc in Dresden, der schon an Emil Kuh darüber berichtete, neuerdings Auskunft gegeben.

zu tragen, wenn sie Hebbels bisher nicht beachtete Dramen auf die Bühne brächte.[1] So wurde „Julia" angenommen, und am 8. Mai 1848 „Maria Magdalene" in Wien zum erstenmal gespielt.

Die künstlerische Hauptthat des Jahres 1848[2] war die Vollendung der im Februar 1847 begonnenen Tragödie „Herodes und Mariamne". Am 14. November 1848 hatte er den 5. Akt vollendet, dessen Hauptszene während der Wiener Schreckenszeit geschrieben worden war. Hebbel hat den Stoff aus der gemeinsamen Quelle aller Mariamnedramen, von denen die Calderons und Voltaires die bekanntesten sind[3], aus den Werken des jüdischen Geschichtsschreibers Flavius Josephus geschöpft. Die Anregung, den Stoff dramatisch zu gestalten, ist ihm wohl durch Deinhardsteins Bearbeitung der Tragödie „The Duke of Milan" des englischen Dramatikers Massinger (1584—1640) gekommen. Der Held des englischen Dramas ist zwar der Herzog Ludwig Sforza, Massinger hat aber mit dessen Geschick die Geschichte des Herodes verquickt. Hebbel besprach Deinhardsteins unter dem Titel „Ludovico" erschienene Bearbeitung im „Wiener Lloyd" von 1848.

Hebbels Drama bedeutet nicht nur für seine eigne Entwickelung, namentlich mit Rücksicht auf den dramatischen Stil, einen tüchtigen Schritt vorwärts, sondern ist überhaupt, trotz aller Bedenken, die bedeutendste neuere Gestaltung des Stoffes, an dem sich auch kurz vorher Friedrich Rückert („Herodes der Große", Stuttgart 1844) mit wenig Erfolg versucht hatte.

Hebbel hat aus dem historischen Stoffe eine psychologische Tragödie gemacht und die rasende Eifersucht des Herodes auf seine Gattin Mariamne, die schöne Makkabäerin, in den Mittelpunkt gestellt. Aus Eifersucht gibt Herodes zweimal hintereinander den Befehl, Mariamne zu töten, wenn er bei einer Unternehmung, die ihn vom Hause fortführt, sterben sollte. Diese Wiederholung derselben Situation, über die sich Hebbel eingehend ausgesprochen hat, ist sicherlich psychologisch aufs feinste motiviert, und doch wirkt sie dramatisch abschwächend. Das ist gewiß nicht schwer einzusehen, bleibt deswegen aber nicht weniger

[1] Vgl. Dingelstedt, „Litterarisches Bilderbuch", und A. Frankl, „Zur Biographie Hebbels", 1884, S. 71; Laube, „Das Burgtheater", 1868, S. 261.

[2] In dasselbe Jahr fällt die Entstehung des Fragment gebliebenen Dramas „Die Schauspielerin".

[3] Über die Stoffgeschichte vgl. den Aufsatz von M. Landau: „Die Dramen von Herodes und Mariamne" („Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte", Band 8 und 9).

richtig. Stärker noch als dieser oft gemachte Einwurf scheint uns aber gegen die Tragödie der Eindruck zu sprechen, den der unbefangene Leser und Zuschauer von den Charakteren empfängt. Vom Standpunkt der Psychologie ist da alles vollendet und meisterhaft, und doch lassen uns diese Personen kalt. Sie erscheinen nicht als lebendige, warmblütige Menschen, sondern als ausgeklügelte und kunstvoll zusammengesetzte Figuren. Herodes und Mariamne disputieren miteinander wie zwei Advokaten, forschen sich aus, halten zurück und geben sich psychologische Rätsel auf. Eine intriguenhafte Nebenhandlung verstärkt nur das Kalte, Reflexionsmäßige. Das Historische des Stückes bleibt fast bis zum Schluß mit Recht im Hintergrunde; wenn nun aber gegen das Ende die heiligen drei Könige auftreten und den Herodes an die Vergänglichkeit seiner Herrschaft mahnen, so erscheint das gesucht und bei der Darstellung, wie die Erfahrung bestätigte, nicht ungefährlich. Aus diesen Gründen scheint uns das Schicksal, das das Stück auf der Bühne gefunden hat, nicht ganz unverständlich, so sehr wir einzelne Stellen auch bewundern und die eiserne Konsequenz der dramatischen Handlung anerkennen müssen.

Das neue Jahr (1849) brachte am 1. Februar 1849 die Erstaufführung der „Judith“ im Hofburgtheater. Das Stück, in dem Christine die Hauptrolle gab, „in purpurne Sinnlichkeit getaucht“, wie Kuh sagt, wurde rasch in Wien beliebt und hat sich von allen Stücken Hebbels dort am besten behauptet. Ein schlimmes Schicksal traf aber an derselben Stätte, am 19. April 1849, die eben vollendete Tragödie „Herodes und Mariamne“: sie wurde mit eisigem Schweigen abgelehnt.[1]

Die meisten Wiener Theaterkritiker äußerten sich ebenso gehässig, wie schon bei der Aufführung der „Maria Magdalene“, und trugen nicht am wenigsten dazu bei, daß Hebbel sich immer mehr vom öffentlichen Leben zurückzog. Mit der Wende des Jahrzehnts fand ja auch seine seelische Entwickelung einen gewissen Abschluß: nach so viel Jahren aufreibenden Kampfes trat eine ruhige Zeit ein, die nur hier und da durch ein litterarisches Geplänkel oder eine Zurücksetzung durch das Hofburgtheater unterbrochen wurde.

[1] Robert Zimmermann, der eine wohlwollende Kritik in Kurandas „Ostdeutscher Post“ schrieb, berichtete darüber an Frankl (a. a. O., S. 72 f.). Derselbe brachte auch, als das Stück 1850 erschien, eine eingehende Besprechung in der kaiserlichen „Wiener Zeitung“. Eine erfolgreiche Neueinstudierung des Stückes unternahm neuerdings Max Grube (Aufführung im Königlichen Schauspielhause zu Berlin am 12. April 1899).

Die unangenehmsten Stunden bereitete ihm Laube, der Ende 1849 Holbein in der Direktion des Burgtheaters gefolgt war. Nicht als ob dieser den Dichter nun so planmäßig mit seinem Übelwollen verfolgt hätte, wie es nach Hebbels Bekenntnissen oder Kuhs Schilderung scheinen mag. Gewiß hat er nicht aus ehrlicher Teilnahme Stücke Hebbels aufgeführt, sondern nur, weil er sich als Bühnenpraktiker Erfolge versprach. Da sie aber nicht die Zahl der Aufführungen erreichten und erreichen konnten, die der leichten Dutzendware „beschieden" war, so ließ er ihn fallen.[1] Hebbels Natur mochte ihm auch sonst unsympathisch sein. Stieß er doch in ihm auf eine Kunstrichtung, die der seinen total entgegengesetzt war. Der sittliche und künstlerische Ernst Hebbels stimmte nicht zu seiner handwerksmäßigen Routine. Die seit Kleists Tod in Tiefe und Schärfe der Charakteristik einzigen Kunstwerke, wie „Judith" und „Maria Magdalene", schob er lächelnd beiseite und führte seine eignen federleichten, aller Poesie baren Thesenstücke auf. Der Jungdeutsche und der Mann, der, den Spuren Schillers folgend, eine Vereinigung von griechischer und germanischer Dramatik anstrebte, konnten nicht zusammengehen.

Der grundsätzliche Gegensatz ist in dem Verhältnis der beiden Männer der bedingende. Auf ihn führen sich in letzter Linie auch alle persönlichen Reibereien zurück und schließlich auch Laubes Verhalten gegen Christine Hebbel, die er in kleinlicher Art zurückgedrängt und auf alle mögliche Weise gequält hat. Oder vielleicht war auch sie ihm zu eigenartig, zu wenig „verwendbar".

Nachdem Hebbel im Sommer 1850 die Ende des vorigen Jahres übernommene artistische Redaktion der neugegründeten „Reichszeitung" niedergelegt hatte, da er sich nicht mit völliger Freiheit und Unabhängigkeit äußern konnte, führte ihn eine Gastspielreise seiner Frau nach Agram, die Ordnung von Familienangelegenheiten sodann nach Hamburg. Hier suchte er die alten Freunde auf, fand aber, daß er mit keinem von ihnen innerlich etwas mehr gemein hatte. Innerlich aufs lebhafteste wurde er aber durch die schleswig-holsteinische Angelegenheit berührt, die er nun aus allernächster Nähe wenigstens für einige Zeit verfolgen konnte.

---

[1] Vgl. Laube, „Das Burgtheater", S. 260 ff.

Inzwischen war von dichterischen Arbeiten das Märchenlustspiel „Der Rubin", das Hebbel auf Grund seiner gleichnamigen, in Mundts „Freihafen" veröffentlichten Märchenerzählung schuf, vollendet[1] worden. Am 21. November 1849 wurde es aufgeführt und — abgelehnt. Der Dichter durfte sich nicht beklagen: Hieronymus Lorm, der einzige unter den Wiener Journalisten, auf den er etwas hielt, und der seine ersten Dramen sehr hochschätzte, hatte ihn auf die Schwächen des Stückes, den Mangel an „morgenländischer Fülle und blumenumkleideter Sinnigkeit", die das Märchenstück nun einmal verlangt, vorher aufmerksam gemacht. Und als er Gustav Kühne das Stück schickte, lautete das Urteil ebenso wie bei Lorm: „Ihr Drama leidet nicht an der Allegorie — die man ihm ohnedies nur unterschieben wollte, es leidet an der Skizze" (vom 16. Januar 1850).

Von den in der „Reichszeitung" veröffentlichten ästhetischen Arbeiten ragen zwei durch ihre Eigenart und Schärfe hervor: die Aufsätze „Über den Stil des Dramas" und „Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntnis zu einander?"[2]

Im Herbst und Winter des Jahres 1850 nahm er den „Moloch", mit dessen Abfassung er sich schon seit seinem dritten Hamburger Aufenthalt trug, wieder vor und vollendete nun im Oktober den zweiten Akt. Hier ist die Dichtung leider stehen geblieben.

„Was mich an dem Stoffe reizte", sagte der Dichter später einmal zu dem befreundeten Glaser, „das war die religiöse Idee und der Gedanke, ein Volk stammeln zu lassen. Das eine habe ich in den ‚Nibelungen' dargestellt, das andere werde ich im Christus thun. Das ist der Grund, warum ich den ‚Moloch' nicht vollende." Emil Kuh, der auch den Plan zu den nicht ausgeführten Akten nach zerstreuten Notizen und mündlichen Mitteilungen des Dichters aufgebaut hat, spricht sich über die Idee des Stückes folgendermaßen aus: „Im ‚Moloch' wollte Hebbel die Urzustände des deutschen Volkes und damit symbolisch die eines jeden Volkes anschaulich machen. Den Mittelpunkt sollte die mythenbildende Kraft des Menschengeschlechts abgeben, als der Ausdruck des innersten Bedürfnisses der menschlichen Natur und im engen Zusammenhang mit den weltlichen Interessen, welche sich dieses religiösen

[1] Die Abfassung des Stückes fällt in die Zeit vom 1. April bis 19. Mai 1849; veröffentlicht wurde es erst 1857, und zwar mit einer Widmung an G. Kühne. Neuerdings hat Eugen d'Albert das Stück als Text für seine gleichnamige Oper verwendet.
[2] Vgl. Band 3 unsrer Ausgabe.

Zuges bemächtigen und bestimmend auf ihn einwirken.“ Was Hebbel unter der religiösen Idee verstand, drückt Kuh mit den Worten aus: „Und zwar ist es die Pietät, welche Hebbel unter der religiösen Idee begriffen hat. Im mündlichen Gespräch, in Briefen wie in Tagebüchern, betonte er die Pietät als das eigentliche Wesen der Religion.“[1]

Die Veröffentlichungen des Dichters, zu denen sich auf novellistischem Gebiet noch „Die Kuh“ (1849) und der Roman „Schnock“ (1850) gesellten[2], erfuhren in der Presse eine fast einstimmige Ablehnung. Sie hatte doppelten Grund. Der Dichter schien damals alles, was er noch an poetischem Gut aus früherer Zeit, halbvollendet oder gar nur im Keime vorhanden, besaß, noch herausbringen zu wollen. „Moloch“, „Julia“, „Ein Trauerspiel in Sizilien“, die Erzählungen „Schnock“ und „Die Kuh“ gingen alle in frühere Zeit zurück und verleugneten die Spuren derselben nirgends. So lagen der Kritik poetische Produktionen vor, die weder der Ausdruck seines jetzigen Könnens noch seiner Stimmung und Einsicht waren. Daß er unrecht that, diese drucken zu lassen, hat er, z. B. bei der „Julia“, bald darauf selbst sehr deutlich eingesehen. Der zweite Grund für die „kritische Sintflut“, die über ihn hereinbrach, lag in dem Umstand, daß er, was er nie hat lassen können, mehrere derselben mit Vorreden und Briefen versah, worin er, nicht immer gerade bescheiden, noch weniger immer mit der wünschenswerten Klarheit, der Kritik den einzuschlagenden Weg wies und in abstrakt-philosophischer Art seine ästhetischen Ziele auseinandersetzte. Am schärfsten hatte sich Julian Schmidt in den „Grenzboten“ ausgesprochen (1850, Bd. 4, S. 721—733), er, der noch 1847 den Dichter in der Charakteristik neben Lessing und Kleist gestellt hatte. Er war an sich dazu gewiß berechtigt, denn die zuletzt veröffentlichten Produktionen waren ästhetisch in mehr als einer Hinsicht angreifbar und standen weit unter Hebbels ersten Werken. Aber die Grundsätze, die Schmidt dabei anwandte, und die aus der bis auf den heutigen Tag ja noch fortwirkenden Schule des „Aufklärers“ Nikolai stammten, waren anfechtbar und gaben dem Dichter das Recht zu seiner bekannten scharfen „Abfertigung eines ästhetischen Kannegießers“ (mit der „Julia“ zusammen 1851 veröffentlicht).

War er hier mit schwerem kritischen Geschütz seinen Gegnern zu Leibe gegangen, so gab er nun alles Philistertum in der Kunst durch

---

[1] Über das Stück vgl. auch den Briefwechsel mit Kühne und vor allem den mit Th. Rötscher.

[2] Siehe die Einleitung zu den Erzählungen.

sein feines Lustspiel „Michel Angelo" dem Spotte preis und schaffte sich damit, wie er damals an Holtei schrieb, manches vom Halse, was ihn gequält hatte. Seine Satire ist nicht bitter, denn jetzt, im Vollbesitz des Könnens, spielt nur ein leises, verachtendes Lächeln um seine Lippen, wo er sonst mit Gereiztheit und Bitterkeit sich Luft machte. Das kleine Stück, das Kühne als einen Prolog zu allen seinen Werken bezeichnete, gehört zu seinen erfreulichsten Schöpfungen. Aber auf der Bühne konnte es seiner Entstehung und Anlage nach nicht eben dauernden Erfolg haben. Das Burgtheater hat es 1861 aufgeführt. Seitdem ist es vom Theater verschwunden, das es aber doch mit Unrecht so gänzlich beiseite läßt.[1]

Der „Michel Angelo" ist für Hebbels Entwickelung überhaupt insofern bedeutsam, als er den Punkt bezeichnet, von dem ab sein Leben ruhig und fast durchgehends erfreulich verläuft. Vieles trug dazu sein eignes gefaßteres und für die kleinen Freuden des Daseins empfänglicher gewordenes Wesen bei, das ihn sagen ließ:

„Dich fällt der Schwarm der Neider an,
Was thut's! Vom Prickeln stirbt kein Mann."

Aber auch äußerlich befestigte sich seine Stellung, wie wir bald sehen werden, zusehends.

Zu seinem erhöhten Glücksgefühl trug ohne Zweifel ein Kreis neugewonnener Freunde bei. Das Jahr 1850 führte ihm den klugen und feinen Julius Glaser, den späteren österreichischen Justizminister, ins Haus. Bald darauf knüpfte er auch freundschaftliche Beziehungen mit Karl Werner und Karl Debrois van Bruyk an. Wie Werner für den „Rubin", so war Debrois mit begeistertem Lob für die „Julia" eingetreten. Das führte ihn, den wildgenialischen Musiker, bald mit dem Dichter zusammen. Die bedeutsamste Freundschaft, die aber Hebbel damals schloß, war die mit Emil Kuh, seinem späteren Biographen. Der junge, kunstbegeisterte Mann nahte sich ihm mit enthusiastischer Verehrung, und mit einer staunenswerten Opferwilligkeit schloß er sich ihm aufs engste an. Seine weiche, empfängliche Natur ließ ihn fast auf sich selbst verzichten, wenn er nur dem geliebten Meister ins Auge schauen durfte. In diesem kleinen Kreis näherer Freunde war der Dichter glücklich. Hier unterstützte er mit seinem scharfen Urteil, sprach ermunternd zu, aber alles that er in seinem von vielen Freunden über-

[1] Vgl. die Einleitung zu dem Stück im 2. Band unsrer Ausgabe.

einstimmend beobachteten lehrhaften Ton, mit einer überlegenen Würde, auch zuweilen mit einer Heftigkeit, die verletzte. Zeitweilig verkehrten bei ihm Wilhelm Gärtner, der in seiner Tragödie „Simson" manche dem jungen Hebbel verwandte Züge verriet und Karl Rahl, der später weitberühmte Historienmaler. Beides leidenschaftliche, fast wilde Naturen, die aber eben darum den gestaltenschaffenden Poeten interessierten. Aus diesem Grunde fühlte er sich auch zu der trotzigen Reckengestalt Adolf Pichlers hingezogen. Wie mit diesem, so verband ihn ein geistiger Verkehr auf brieflichem Wege mit Karl v. Holtei.[1]

In den Frühling des neuen Jahres fällt der Besuch der beiden jugendlichen Dichter Franz Nissel und S. Schlesinger bei Hebbel. Er ist darum erwähnenswert, weil auch sie bemerken konnten, wie die anfängliche Schroffheit und Unzugänglichkeit des Dichters, nachdem er sich von ihrem poetischen Können überzeugt hatte, einer warmen, menschlich schönen Teilnahme wich.[2]

Im Juli des Jahres 1851 fuhr Hebbel mit seiner Frau, die sich zu einem Gastspiel verpflichtet hatte, nach Berlin. Auf eine herzliche Einladung hatte sich ihnen auch Emil Kuh angeschlossen. Hebbel besuchte zu wiederholten Malen Tieck, und trotzdem er den inneren Gegensatz wohl empfand, that er es gern und legte sich die für ihn nicht leichte Reserve in der Unterhaltung auf, die das ehrwürdige Alter Tiecks verlangte. „Ich habe ihn sehr lieb", sagte dafür Tieck zu Kuh, „und freue mich jedesmal, wenn er kommt. Ich habe Goethe gekannt und bin seitdem nicht vielen so bedeutenden Menschen mehr begegnet, wie Hebbel einer ist." Neu war ihm diesmal die Bekanntschaft mit Varnhagen. In seinen „Tagebüchern" (Band 8) beschreibt dieser den Ein-

[1] Am bezeichnendsten in diesem Briefwechsel ist das, was Holtei, der alte Bühnenpraktikus, über Hebbels Verhältnis zum Theater bemerkt. Da heißt es an einer Stelle: „Das ist im allgemeinen ein hervorragender Fehler Ihrer Poesie (dramatisch betrachtet), daß Sie zu große Künstler im Sinne haben. . . . . Mir kommt vor, Sie achten nicht sonderlich auf die Bühne. Und das ist unrecht" (vom 24. Dezember 1850). Über Schwierigkeiten Hebbelscher Rollen urteilt er wie folgt: „Man soll auch ahnen lassen, was nicht dasteht, weil es dem gewaltigen Denker gefiel, zwischen ein lautes Wort und ein halbes aparte eine junge Bevölkerung von erst empfangenen, noch nicht geborenen Gedanken zu zwängen, die darin wimmelt wie ein Aalnest" (ebenda).

[2] Die ergötzliche Schilderung dieses Besuchs aus der Feder Schlesingers findet sich im „Wiener Künstler-Dekamerone" (1891), herausgegeben von Rudolf Witt und Moriz Band. Durchaus abfällig über die Aufnahme bei Hebbel äußert sich Nissel („Mein Leben. Selbstbiographie, Tagebuchblätter und Briefe von Franz Nissel", Stuttgart 1894, S. 127).

druck, den er von Hebbel empfing: „Als ich eben ausgehen wollte, kam Herr Doktor Friedrich Hebbel. Weißhaarig, blauäugig, norddeutsch, schwungvoll und nachdrücklich redend, mit bezeichnenden Gebärden — eine merkwürdige Erscheinung. Der Mann gefiel mir auf den ersten Blick, und mit jedem Wort, das er sagte, gefiel er mir mehr." Am freundschaftlichsten verkehrte aber Hebbel mit dem Hofrat Teichmann und dessen Frau. Der Verkehr war ihm um so erwünschter, als dieser bei der Generalintendantur der königlichen Theater eine einflußreiche Stellung bekleidete.[1]

Nach dem Abschluß des Berliner Gastspiels reisten die beiden Gatten mit Kuh und in der aufgezwungenen Gesellschaft eines unter dem Banne der „Judith" stehenden, exaltierten Lizentiaten Rau nach Hamburg. Dort trafen sie auch Elise wieder. „Deutlich entsinne ich mich noch", schreibt Kuh, „des schwesterlichen Benehmens der Gattin des Dichters gegen Elisen, wie der geknickten, aber sich tapfer aufrecht haltenden Leidensgestalt des schmächtigen alten Mädchens und der mit eitel Seelengüte genährten Züge ihres Antlitzes."

Einen Monat nach der Rückkehr[2] finden wir den Dichter mitten in der poetischen Arbeit an der „Agnes Bernauer". Die Entwickelung der politischen Verhältnisse hatte schon vor Jahren den Gedanken in ihm entstehen lassen, einmal eine Tragödie zu schreiben, in der das Individuum an der Staatshoheit zerschellt. In einer Zeit, wo alles zu wanken schien, hielt er es für heilsam, auf die ewigen Grundlagen des Staates hinzuweisen. Die Geschichte der schönen Augsburger Baderstochter war ihm dabei um so willkommener, als er in ihr die poetische Idee — die Tragik der Schönheit — fand, die er mit dem spröden politischen Stoff verbinden und durch die er seinem Werke einen erhöhten Reiz verleihen konnte. Außerdem kam es ihm auch gelegen, daß er einmal etwas recht Deutsches darstellen konnte, und mit gewohnter Gründlichkeit vertiefte er sich in alte deutsche Chroniken und Geschichtswerke. Um Weihnachten war das Werk fertig, und wer die bisherige grobkörnige Prosa des Dichters kannte, war überrascht von dem sinnlichen Reiz der poetischen Form des neuen Stückes. Diese Fülle und dieser Glanz der Form

[1] Über seine Berliner Bekanntschaften vgl. „Tagebücher", Band 2, S. 350 ff.

[2] In den Winter des Jahres 1851 fällt auch vermutlich die Arbeit an einem Fragment gebliebenen Lustspiel: „Der Turmbau zu Babel", das neuerdings R. M. Werner im Nachlaß des Dichters aufgefunden hat (vgl. dessen Aufsatz „Ein unbekanntes Lustspielfragment Hebbels", in „Bühne und Welt", 1. Jahrg., Nr. 8).

machen das Stück so einzigartig in der Reihe der Dramen Hebbels. Es ist auch das erste große Werk, mit dem sich Hebbel einer neuen Stilrichtung zuwandte. Überdies verleiht schon der meisterhaft gezeichnete Hintergrund dem Stücke Farbe und Leben, wie wir es bei keinem anderen Werke unseres Dichters wiederfinden. Und wir glauben den Dichter, der den herben Charakter eines Meister Anton schuf, kaum wieder zu erkennen, wenn er jetzt eine weibliche Gestalt von so rührender Anmut, von solch bestrickender Schönheit vor uns hinstellt! Die dramatische Komposition des Stückes bedarf kaum eines lobenden Wortes, sie spricht zu deutlich für sich selbst. Die „Agnes Bernauer“ wäre so vielleicht Hebbels hervorragendstes dramatisches Werk geworden, hätte er nicht seiner Idee zuliebe das Stück auf eine Weise enden lassen, die uns nicht überzeugt, die uns sogar kalt läßt. Nur eine Entscheidung, die das Gefühl herbeiführte, war hier dramatisch darstellbar. Trotz dieses Vorwurfs ist das Stück aber sicherlich die bedeutendste Darstellung des Bernauerstoffs, und es gehört zugleich mit zu dem Größten, was Hebbel dichterisch geschaffen hat.[1] Dingelstedt, der vor kurzem mit starkem Erfolg die „Judith“ in München zur Aufführung gebracht hatte, begrüßte mit begeistertem Lob das neue Stück und verlangte es zur Darstellung. Damit kamen die beiden Männer, die sich schon seit 1840 kannten, in einen lebhafteren, ungemein interessanten Briefwechsel. Obwohl Dingelstedt eine Masse von Schwierigkeiten zu überwinden hatte, brachte er doch das Stück schon am 25. März 1852 heraus.

Am 22. Februar traf Hebbel, auf Dingelstedts Einladung, in München ein. Der Anblick der Stätten seiner entbehrungsreichen, wilden Jugendzeit berührte ihn tief schmerzlich. Doch nur für einen Augenblick! Denn jetzt trat er in München als allgemein bekannter, vielfach bewunderter Dichter auf, und die vornehme Gesellschaft der bayrischen Residenz machte sich eine Ehre daraus, ihn einzuladen. So verstrichen der Rest des Februars und der größte Teil des März mit Besuchen und Einladungen. Am 2. März war er zur Audienz beim König. Die Unterhaltung, die der kluge und litteraturkundige Monarch mit Lebhaftigkeit und Frische führte, drehte sich in der Hauptsache um „Judith“ und „Agnes Bernauer“. Am anderen Tag empfing ihn auch die Königin und ein paar Tage später König Ludwig, dem die Notwendigkeit des Untergangs der Bernauerin nicht einleuchtete und antipathisch war.

[1] Vgl. die Einleitung zu dem Stück im 2. Band unsrer Ausgabe.

Von den Münchener Berühmtheiten lernte Hebbel Dönniges, Kaulbach, Geibel, Franz Lachner und den Grafen Tascher kennen. In einer glänzenden Gesellschaft beim Professor Vogl ging er, wie er an seine Frau schreibt, von Hand zu Hand. Bei dieser Gelegenheit sagte die Frau des Justizministers v. Kleinschrod, die er zu Tisch führte, zu ihm: „Manchen bedeutenden Dichter habe ich Freund genannt, mit Platen bin ich auferzogen worden, aber Ihr Herz ist viel größer, wie an allen, und das Herz ist an Ihnen auch das Größte." Überall fand Hebbel Verständnis und Sympathie für sein Wesen und seine Werke. So schrieb er mit Genugthuung an Christine: „Du siehst, mein teures Herz, überall in Deutschland weiß man zwischen dem Verfasser der „Judith" und anderen zu unterscheiden; nur in Wien nicht. Aber sie sollen ihre Subjekte nur einmal auf Reisen schicken." (An Christine vom 3. März 1852.)

Doch sollte der Besuch in München für ihn mit einem Mißklang schließen. Was Dingelstedt mit Schrecken in der Generalprobe aufgestiegen war, traf bei der Aufführung der „Agnes Bernauer" am 25. März 1852[1] ein. Als in der Turnierszene der offene Bruch zwischen regierendem Herzog und Thronfolger sich vollzog, als das Volk in die Schranken eindrang, „da ging", wie Dingelstedt erzählt, „ein Schauer des Entsetzens durch das Publikum, der nach dem Fallen des Vorhangs in wütenden Applaus von oben, aus den Logen in einen giftig zischenden Eumenidenchor sich entlud". Die altbayrische Aristokratie, die ja dem neuen Regime und den vielen norddeutschen Protestanten, die König Max an seine berühmte Tafelrunde zog, feind war, hatte die Gelegenheit zu einer politischen Demonstration benutzt und das Stück zu Fall gebracht. In den kleinen Münchener Zeitungen, wie dem „Landboten" und der „Landbötin", tobte der entfachte Streit in der nächsten Zeit weiter, ging auch in Wiener Blätter über und verursachte, da er der Gemeinheit und Lüge nicht entbehrte, dem Dichter manchen Ärger, manchen unwilligen Ausruf.

Als er nach Wien zurückgekehrt war, beschäftigte ihn vor allem die Ausgabe der Werke Feuchterslebens[2], der 1849 gestorben war. Diese Arbeit, die er „unvorsichtig genug" auf das Drängen der Witwe des Dichters unternommen hatte, erwähnt er schon in einem Brief an Varnhagen vom 14. September 1851.

[1] Vgl. Dingelstedt („Litterarisches Bilderbuch", 1878), der über diesen Punkt besser und genauer als Kuh berichtet.

[2] Die Ausgabe erschien 1851—53 in 7 Bänden

Infolgedessen sind die nächsten Jahre poetisch wenig fruchtbar, zumal sich auch der Verkehr des Dichters in dieser Zeit bedeutend erweiterte. In der politisch aufgeregten Reaktionszeit wurde Hebbels Haus oft der neutrale Boden, wo die verschiedenartigsten Individualitäten zusammenkamen. Da trafen sich Fürst Friedrich Schwarzenberg, Eduard Hanslick, Bauernfeld, E. Mautner, Castelli, Fr. v. Braunau (Franz Xaver Fritsch), Robert Zimmermann, der Hofrat Lewinsky, Ernst v. Schwarzer, Ludwig Speidel, Cajetan Cerri u. a. Die allereigenartigste Erscheinung trat ihm aber in Bogumil Goltz, den er bei einem Mittagessen der Frau Ottilie v. Goethe kennen lernte, entgegen.

Im Sommer, während der Theaterferien, machte er mit seiner Frau eine Reise nach Venedig und Mailand.

Beim Rückblick auf das vergangene Jahr konnte er in seinem Tagebuch vermerken, daß „Agnes Bernauer“ inzwischen in Weimar mit entschiedenem, in Stuttgart mit stürmischem Beifall in Szene gegangen war. Sehr erfreut war er, daß Saint-René Taillandier in Montpellier einen anerkennenden Aufsatz über ihn in der „Revue des deux mondes“ veröffentlicht hatte, und nicht weniger angenehm berührte ihn Rückerts Urteil, das er durch den Hofrat Teichmann erfuhr: „Wenn Gervinus Hebbel den einzigen Baum unter vielem Gestrüpp nennt, so stimme ich ganz bei. Er ist ein ursprünglicher Dichter wie Goethe. Er macht die Poesie nicht, wie die andern, er hat sie!“

Das hier von Rückert erwähnte Wort stand in einem Brief von Gervinus an Emil Kuh (1850). Da hieß es: „Sie fragen mich, es scheint mit einiger Besorgnis, um meine Meinung über Hebbel. Ich müßte wohl keinen Sinn zum Vergleichen haben, wenn ich nicht anerkennen sollte, daß er wie ein Baum unter dem vielen Gestrüpp unserer Dramatiker hervorragt.“ Hebbel war aufs freudigste berührt von dem Urteil des wenn auch schon nicht mehr unbestrittenen, aber doch immer noch angesehenen Litterarhistorikers.

In den Anfang des neuen Jahres (1853) fällt ein Briefwechsel mit Robert Schumann. Schon 1847 hatte sich letzterer wegen des Textes zur „Genoveva“ an den Dichter gewandt, in demselben Jahr waren beide persönlich in Leipzig zusammengekommen. Jetzt hatte Schumann des Dichters „Schön Hedwig“ und „Das Nachtlied“ komponiert[1], und

[1] Robert Schumann hat außerdem auch die Ballade „Der Heideknabe“ und die „Waldbilder“ in Musik gesetzt.

Hebbel drückte ihm seinen Dank durch die Widmung des „Michel Angelo" aus. Wohl angeregt durch Richard Wagners Buch: „Das Kunstwerk der Zukunft", streifte der Dichter in seinen Briefen an den Komponisten mehrfach die Idee des Musikdramas und bemerkte, etwas Derartiges habe ihm bei seinem „Moloch" vorgeschwebt.

Nachdem Hebbel im März seine Frau zu einem Gastspiel nach Preßburg begleitet hatte, machte er im Sommer eine Reise nach Hamburg. „In Dresden freute ich mich sehr, nach einem langen, langen Zwischenraum Gutzkow einmal wiederzusehen und mich zu überzeugen, daß das Gesättigte seiner letzten und bedeutendsten Produktion, der „Ritter vom Geist", auf ihn selbst übergegangen ist." In Leipzig traf er mit Kühne, in Halle mit Robert Prutz zusammen, und in Hamburg erneuerte er die Bekanntschaft mit Wienbarg. Dieser war es auch, der ihn zu einem Ausflug nach Helgoland veranlaßte. „Mit Entzücken sah ich, auf eine einzige alte Kanone gelehnt, durch die England sich hier gegen das mächtige Deutschland verteidigt, dem tobenden Wogenspiel zu meinen Füßen stundenlang zu; die Nordsee ist ja auch meine Amme."[1] Hier traf er auch seinen alten Jugendfreund Franz, der Apotheker auf der Insel war, wieder.

Inzwischen hatte er Verhandlungen mit dem Hofburgtheater wegen der Aufführung der „Genoveva" angeknüpft. Sie verliefen aber so ärgerlich für ihn, daß er plötzlich von der Gelbsucht befallen wurde und Bart und Kopfhaar ihm grau wurden. Trotz alledem schloß das Tagebuch dieses Jahres mit den Worten: „Bleibe alles, wie es ist." Und so begrüßte er denn das neue Jahr: „Die Jammerperiode ist vorüber, ich fühle mich in meinen Knochen wie in meinen vier Wänden wieder wohl, ... Ohne Zweifel stehe ich jetzt auf der Höhe meiner Existenz; ich habe ein teures Weib, ein lieblich aufblühendes Kind und wenigstens einen wahren, erprobten Freund; mit meiner Gesundheit kann ich zufrieden sein, die Geistes- wie die Leibeskräfte sind ungeschwächt, und meine Thätigkeit ist keine wirkungslose; dabei habe ich, was man zu einem bequemen Leben braucht, und bin sogar im stande, für die Zukunft einen Pfennig zurückzulegen. Ich bin, dies Zeugnis darf ich mir geben, von ganzem Herzen dankbar dafür und freue mich jedes Tages." (Tagebuch vom 4. Januar 1854.) Der Monat Januar brachte nach jahrelangen Verhandlungen mit der Direktion des Burgtheaters die

[1] Vgl. Hebbels Reiseskizze „Aus Hamburg".

Aufführung der „Genoveva" unter dem Titel „Magellona". Das Stück war, „um das Kirchliche herauszubringen", dreimal umgearbeitet worden, die Namen der alten Legende hatten abgeändert werden müssen, und auch innerlich war so viel anders geworden, daß blut- und marklose Schemen an Stelle lebendiger Menschen schließlich übrigblieben, wie der Dichter selber sagte. Das Werk ging am 20. Januar mit Christine Hebbel, Josef Wagner, Julie Rettich und La Roche in den Hauptrollen in Szene, verschwand jedoch bald wieder. Auch die „Judith", die sich bisher am erfolgreichsten gehalten, erschien nur noch selten. Laubes Antipathie gegen den Dichter verhinderte, daß Hebbel mit dem Publikum in beständiger Verbindung blieb und sich allmählich eine Gemeinde für seine auf den ersten Blick spröden Dichtungen bildete. Daß aber Laube auch für die weicheren, glänzenderen Produktionen des Dichters kein Organ hatte, beweist seine Ablehnung der „Agnes Bernauer".

Hebbel hat sich seit diesem Jahr gänzlich vom Burgtheater zurückgezogen und mit stiller Resignation darauf verzichtet, sich von der Bühne in seinem Schaffen gefördert zu sehen, die die allererste Pflicht dazu hatte.

Sein Verkehr erweiterte sich in diesem Jahre durch die Bekanntschaft der beiden Professoren Brücke und Bonitz von der Universität, zu denen später noch Ludwig kam. Am engsten wurde der Verkehr mit Brücke, den ihm Louis Gurlitt zugeführt hatte. „Bis an Hebbels frühzeitiges Lebensende hat mich aufrichtige und ungetrübte Freundschaft mit ihm verbunden", schrieb der berühmte Physiolog später.

Neue Freunde brachte ihm auch ein Sommeraufenthalt in Marienbad, das seine Frau wegen eines Leberleidens besuchen mußte. Es waren F. v. Üchtritz und Gustav zu Putlitz. Namentlich mit dem ersteren entspann sich ein sehr lebhafter geistiger Verkehr, und der nach dieser Zeit begonnene Briefwechsel ist uns eine der wichtigsten Quellen für Hebbels Entwickelung in den letzten Jahren. „Die Anziehung, die wir aufeinander übten", berichtet später Üchtritz, „war so, daß wir während unseres gemeinsamen Aufenthaltes in Marienbad täglich mehrere Stunden, ebenso vor- wie nachmittags, in eifrigem Zwiegespräch miteinander verkehrten." Wie Hanslick[1] rühmt er vor allem Hebbels geniale Gewandtheit des Wortes, die Kraft und Fülle seiner

[1] Vgl. Hanslicks interessante Charakteristik Hebbels in seinen Erinnerungen „Aus meinem Leben" (Berlin 1894, S. 150ff.).

Gedanken und im Gegensatz zu anderen Berichten die bürgerliche Schlichtheit seiner Erscheinung und seines Wesens. Üchtritz, der ältere, in einer langen, litterarischen Tradition groß gewordene, der Freund Immermanns und Tiecks, übte auf Hebbel einen sehr wohlthätigen Einfluß aus. In ihm trat Hebbel eine voll harmonische Persönlichkeit entgegen, und der Umstand, daß Hebbel in seiner Entwickelung diesem Ziele selber nahe war, machte die Einwirkung um so leichter und fördernder.

In Marienbad, von wo aus er auch einmal mit seiner Frau und Üchtritz den alten Metternich auf seiner Besitzung Königswart besuchte, blieben die Gatten bis in die zweite Augustwoche, dann traten sie die Rückreise über Prag an. Hier traf Hebbel die Mitteilung des damals noch befreundeten Dawison, daß für den 11. August die sehnlichst erwartete „Judith"-Aufführung im Dresdener Hoftheater angesetzt sei. Der Dichter eilte hinüber nach der sächsischen Residenz, fand aber bei seiner Ankunft das Theater wegen des plötzlich erfolgten Todes des Königs von Sachsen auf drei Wochen geschlossen. Die Aufführung fand erst am 9. September 1854 statt und, wie Julius Hammer in der „Sächsischen Konstitutionellen Zeitung" (vom 12. September 1854) berichtete, mit tiefgehender Wirkung. Am 29. September schrieb der Dichter an Dawison, der den Holofernes verkörpert hatte, einen Dankesbrief. Darin spricht er auch von seinem inneren Verhältnis zu dem großen Schauspielvirtuosen: „Es besteht eine Verwandtschaft, eine geheime Beziehung zwischen unseren Naturen, die uns früher oder später zusammenführen mußte. Nicht als ob Sie mich brauchten; wer dem Shakespeare gewachsen ist, der braucht niemanden. Aber Shakespeare ist bereits geprägt, und es muß den Künstler doch reizen, sich auch von Zeit zu Zeit an ungeprägtem Metall zu versuchen und sein Bild darauf zu drücken." [1]

Im Herbst des Jahres (am 14. November) vollendete Hebbel seine im vorigen Winter begonnene Tragödie „Gyges und sein Ring". [2]

Das Stück schließt sich ganz folgerichtig an die vorausgehende „Agnes Bernauer" an. Dort entspann sich die Tragik aus einem Auf-

[1] Über die Dresdener „Judith"-Aufführung und das Verhältnis von Hebbel zu Dawison, von dem Kuh nichts berichtet, vgl. den Artikel des Herausgebers: „Hebbel und Dawison auf Grund ungedruckter Briefe" (Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 1898, Nr. 282).

[2] Nach Kuhs Vermutung fällt außerdem noch in das Jahr 1854 die Arbeit an dem Fragment gebliebenen Lustspiel: „Vier Nationen unter einem Dache".

lehnen gegen die ewige Ordnung des Staates, hier aus einer Verletzung der unzerstörbaren sittlichen Normen. Auch mit Rücksicht auf den dramatischen Stil, das Gesättigte und Schimmernde des Ausdrucks knüpft es an das vorausgehende Werk an. Hebbel befindet sich hier in einer seit dem „Michel Angelo“ wahrnehmbaren antikisierenden Stilrichtung, in die er durch Goethes großes Vorbild mehr und mehr hineinkam. Damit aber mischt sich nun seine scharfe, bestimmte Charakteristik, und wichtiger als die schöne sinnliche Form bleibt ihm auch hier die Psychologie seiner Charaktere. So hat er hier, wenn wir nur die Fremdartigkeit der Voraussetzung zugeben, durch die Verbindung verschiedener künstlerischer Mittel ein Werk von größter Eigenart und höchstem, feinstem Reiz geschaffen, das vielleicht einzig in der neueren Litteratur dasteht. Zum Vorteil des Stückes war er diesmal vom Anekdotischen ausgegangen. Als das Stück fertig war, da stieg zu seiner eignen Überraschung wie eine Insel aus dem Ozean die Idee der Sitte als die alles bedingende und bindende daraus hervor. (An Üchtritz vom 14. Dezember 1854.)

Erst neuerdings scheint es auf der Bühne, die sich Stücken von solch feiner Psychologie gegenüber immer abwartend verhält, zu seinem Rechte kommen zu sollen. Erst 1889 ist es in Wien zur Aufführung gekommen, 1892 ist das Deutsche Theater in Berlin gefolgt, das es 1898 wieder neu aufgenommen hat.

Im November traf ihn aufs schmerzlichste die Nachricht vom Tode Elisens. Die edle Dulderin war am 18. November 1854 verschieden. „Welch ein verworrenes Leben“, rief Hebbel aus, „wie tief mit dem meinigen verflochten, und doch gegen den Willen der Natur und ohne den rechten innern Bezug“. (Tagebuch vom 31. Dezember 1854).[1]

Der Sommer des nächsten Jahres brachte ihm das sehnlichst erwünschte eigne Besitztum. Durch die Vermittelung des befreundeten Hofrat Nordberg hatte er in Orth bei Gmunden am Traunsee ein Häuschen erstanden, das er mit hellem Jubel begrüßte. Jeden Sommer ist er dort eingezogen und hat die Lust am eignen Besitz, das Behagen im kleinen beglückenden Familienkreis und die Wonnen, die die

[1] In dieses und das folgende Jahr fällt auch ein kurzer Briefwechsel mit dem Litteraten A. Schönbach, der ihm sein vaterländisches Drama: „Der letzte König von Thüringen“, widmete (vgl. die Mitteilungen von L. Löffler im „Euphorion“, Bd. 5, Heft 4, S. 720 ff.).

unvergleichlich schöne Natur der Gegend ihm schuf, mit empfänglichen Sinnen und immer lebhafter empfunden. Diese erhöhte, daseinsfreudige Stimmung regte auch seine Produktion aufs neue an. Im Herbst und Winter dichtete er zwei Akte zu den „Nibelungen", die ihn seit Beginn des Jahres (vgl. „Tagebücher", Bd. 2, S. 418 u. 424 f.) ernsthaft beschäftigten, nachdem er mit dem Gedanken, sie dramatisch zu gestalten, bisher nur gespielt hatte. Die erste Anregung zu diesem seinem monumentalsten Werke empfing er schon früher, als er Raupachs „Nibelungenhort" und darin seine Frau als Kriemhild gesehen hatte. Mit dem neuen Jahre (1856) begann er aber erst, ehe er an den „Nibelungen" weiter arbeitete, ein kleines Werk, das so recht aus dem idyllischen Naturleben am Traunsee herausgewachsen ist: sein idyllisches Epos „Mutter und Kind". So ward denn dieses Werk, in dessen Mittelpunkt ein scharfer seelischer Konflikt steht, dasjenige Hebbels, das in reinster und vollster Harmonie ausklingt. Die Wirkung des kleinen, auch formal auf einer bedeutenden Höhe stehenden Werkes gründet sich nicht zuletzt auf den Umstand, daß der Dichter mit dem auf dem elementaren, unerwarteten Hervorbrechen der Mutterliebe beruhenden Konflikt eine Saite angeschlagen hat, die in jedes Menschen Brust nach- und mitklingen kann. Wenn auch die äußeren Umstände, die ihn herbeiführen, nicht jeden Tag so liegen wie in unserem Gedicht, so entspringt es doch einer recht schablonenhaften Art des Urteilens, wenn man auch in diesem Werk Hebbels Hang zum Abnormen hat erkennen wollen. Der Vergleich des Werkes mit Goethes „Hermann und Dorothea" lag nahe, und er ist oft genug gemacht worden. Ob er dem Werke bei denjenigen, für die die deutsche Litteratur mit dem Jahre 1832 aufhört, genutzt hat, ist eine andere Frage. Auf jeden Fall ist das eine sicher, daß, so verschieden die beiden Werke in mannigfacher Beziehung sein mögen[1], das Werk des nachgeborenen Dichters mit Ehren neben dem Goethes genannt werden kann, was ja auch die Tiedge-Stiftung, die es preiskrönte, zu erkennen gab.

1856 war ein Jahr andauernder und erfolgreicher Arbeit. Damals schuf er eine Reihe seiner schönsten Gedichte und redigierte die beiden vorher entstandenen lyrischen Sammlungen (von 1842 und 1848) für eine neue Gesamtausgabe, die im folgenden Jahr bei Cotta erschien.

[1] Vgl. darüber und über die Entstehung und Aufnahme des Werkes die Einleitung des Herausgebers. Das Stück wurde am 20. März 1857 vollendet und erschien zu Weihnachten des folgenden Jahres.

Nie in seinem Leben, bemerkte er in seinem Tagebuch vom 31. Dezember, habe er so leicht, so anhaltend und so befriedigend gearbeitet, und ebenso schrieb er an F. von Üchtritz.[1] Diese intensive Arbeit mußte er allerdings mit „einem fast vollständigen Abschluß“ gegen die Welt erkaufen. An interessanten Bekanntschaften machte er nur die des jungen Dr. Grailich, des späteren Professors der Physik in Wien.[2]

Am Schluß des Tagebuchs von 1856 wiederholte er „aus innerstem Herzen“ das für seine Entwickelung so vielsagende Epigramm:

„Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn Ihr gabt mir genug: hebt sie nur schirmend empor.“

Das Jahr 1857 brachte die Veröffentlichung der Gesamtausgabe seiner Gedichte. Die Fülle der verschiedenartigsten lyrischen Produktionen, zartester Stimmungsgedichte, stürmischer Liebeslieder, eigenartiger Gedankengedichte, hätte schon auf den flüchtigsten Blick überzeugen können, daß man mit der Bezeichnung „Reflexionslyriker“ dem Dichter bitter unrecht that. Das Urteil hatte sich aber einmal festgesetzt und schleppte sich auch nun, irreführend, weiter. Lorm, Gottschall und Stern[3] gehörten zu den wenigen, die sich schon damals oder in den nächsten Jahren lebhaft anerkennend über die Gedichte aussprachen. Erst später und langsam hat sich bei uns die Wertschätzung des Lyrikers Hebbel Bahn gebrochen, und heute besteht wohl kein Zweifel mehr darüber, daß Hebbel zu unseren großen Lyrikern gehört.

Die neue Gesamtausgabe, die die besten seiner Gedichte enthielt, war Ludwig Uhland gewidmet. In einem Begleitbrief vom 21. September 1857 versicherte er dem seit der Jugendzeit hochverehrten Dichter, daß die Verehrung, die der Jüngling ihm zollte, auch noch die Brust des Mannes erfülle. Uhland sandte als Gegengruß die neue

---

[1] In dem Brief an diesen findet sich auch die überaus bezeichnende Stelle: „Im Lyrischen, denn auch neue Gedichte habe ich gemacht und solche, deren ich mich so wenig noch fähig gehalten, wie der Herbst eines Veilchens, bohrt man sich bis ins kleinste ein, wie Schmetterling und Biene; nur dieser Duft, nur dieser Klang ist auf der Welt vorhanden. Im Drama ist mir zu Mut, als ob ich mit bloßen Füßen über ein glühendes Eisen ginge; um Gottes willen nur keinen Aufenthalt, was nicht im Fluge mitgeht, gehört nicht zur Sache.“ (Brief an Üchtritz vom 12. März 1857.)

[2] Vgl. „Ungedruckte Briefe von Fr. Hebbel an Grailich“ („Allgemeine Zeitung“, 1893, Beilage Nr. 107).

[3] Vgl. Sterns Aufsatz „Friedrich Hebbel“ in der „Illustrierten Zeitung“ vom 11. Oktober 1862.

Auflage seiner Lieder mit dem herzlichsten Dank für allen Genuß, den die reichhaltige Sammlung ihm verschaffte und noch verschaffen werde. (Brief vom 5. April 1858.) Ein anderer Lyriker, dessen Name heute den besten Klang hat, näherte sich, wie er Uhland, jetzt unserem Dichter. Es war Klaus Groth. Der in diesem Jahre (1857) zwischen beiden Männern beginnende Briefwechsel beruhte in seiner Herzlichkeit nicht zuletzt auf ihrem lebhaften Stammesgefühl.

Enger wurde jetzt auch wieder Hebbels Verkehr mit L. A. Frankl, der durch seine Dichtungen und humanitären Bestrebungen bekannt geworden ist. Beide kannten sich schon vom Jahre 1846 her und hatten sich früher fast täglich im juridisch politischen Leseverein getroffen. Nachdem sie ein Mißverständnis auseinandergebracht, fanden sie sich jetzt wieder. Hebbel unterhielt sich, wie Kuh erzählt, gern mit dem sympathischen Gesellschafter, „der die lauschigen Klosterhöfe, Gärtchen und Weinstübchen kannte, wo die Lannersche Fröhlichkeit, mit Raimundscher Wehmut gemengt, noch traulich verstohlen nistete, und wo das liebliche Naß von den Rebenhügeln der Donau alle Kulturfragen dionysisch überspülte." Am übermütigsten, fährt Kuh fort, habe er den Dichter bei den Symposien mit Frankl gesehen.[1]

Bei den philosophischen und historischen Studien, die Hebbel um diese Zeit besonders in Kant, Häusser, Droysen und Macaulay trieb, fiel ihm, mehr durch Zufall, Schopenhauer in die Hand. Er schämte sich, wie er an Kuh schrieb, den Philosophen nicht früher gekannt zu haben. Dieser habe in seiner Philosophie manche Idee dargestellt, die er dichterisch zum Ausdruck gebracht habe. Da Hebbel in Familienangelegenheiten eine Reise nach Hamburg machen mußte, nahm er sich vor, den Rückweg über Frankfurt a. M. zu nehmen, um den fast siebzigjährigen Philosophen kennen zu lernen. Die Unterhaltung, die die beiden Männer miteinander führten, drehte sich, wie W. Jordan, der mit zugegen war, erzählt, in der Hauptsache um die „Maria Magdalene" und das Vorwort dazu. „Das hat Kern und Wahrheit", sagte Schopenhauer von dem Stück, fand aber das Vorwort, wie viele vor ihm, „geradezu abschreckend". Die düstere, unerbittliche Tragödie mag der Philosoph auch wohl deshalb geschätzt haben, weil sie ihm seine pessimistische Lebensauffassung so wirksam bestätigte. Das geht wenigstens aus den Worten hervor, die sich Jordan aufgezeichnet hat: „Sie haben

[1] Frankl hat seinen Verkehr mit Hebbel in dem Werkchen „Zur Biographie Fr. Hebbels" 1884 geschildert.

da in engem Rähmchen ein Kleinbild dieser verpfuschten, nur mit Bosheit einigermaßen haltbar aufgeleimten Welt geliefert, das treffender ist als das kosmisch ausgereckte Kolossalgemälde Ihres Freundes Jordan in seinem Demiurgos." Hebbel antwortete, fast verwirrt, mit einer höchst pathetischen Dankrede, worin er den gegenwärtigen Tag einen der bedeutendsten seines Lebens nannte.[1] So war er von der Zusammenkunft, bei der ihm Schopenhauer als „ein alter jovialer Herr" erschien, sehr befriedigt, wie er auch an seine Frau schrieb. Noch wohlthuender für ihn war die kurze Zusammenkunft mit Eduard Mörike in Stuttgart. Schilderte Jordan unseren Dichter als „eine wundersam weiche, zartfühlige Natur", so fand ihn Mörike „natürlich, liebenswürdig, menschlich gut".

Die Sommermonate verbrachte Hebbel wieder mit der Familie in Gmunden. Sein Glücksgefühl drängte ihn zu rührenden Geständnissen, namentlich in den Briefen an Kuh. „Wenn ich des Morgens erwache und den ersten Laut meiner Frau und meines Kindes vernehme, so kann ich mich freuen, daß mir die Thränen ins Auge treten."

Auch bei dem Rückblick, den er am Ende des Jahres wieder anstellte, war es nur ein Gefühl innigsten Dankes, das ihn beseelte. Auch mit seinen poetischen Arbeiten war er zufrieden: „Siegfrieds Tod" war beendet.

Mitte Mai des neuen Jahres (1858) wurde er dem in Wien weilenden Großherzog Karl Alexander von Weimar vorgestellt. Diese Verbindung sollte ihm, so wenig er es zunächst ahnte, späterhin recht wertvoll sein. Begünstigend in dieser Richtung wirkte es auch, daß sein Freund Dingelstedt inzwischen die Leitung des Weimarer Hoftheaters übernommen hatte. Die Förderung, die er Hebbels Dramen schon in München angedeihen ließ, lag ihm auch weiterhin sehr am Herzen, und so plante er jetzt eine Aufführung der „Genoveva". Auf seine und des Großherzogs Einladung reiste unser Dichter im Juni nach Weimar und überraschte Dingelstedt und die Schauspieler bei einer der letzten Proben (21. Juni). In der Generalprobe, die am nächsten Tag stattfand, wurde er der Fürstin von Wittgenstein und ihrer Tochter, der Prinzessin Marie, vorgestellt. Die Prinzessin, geistig hochgebildet und von einer fast dichterischen Feinheit und Eigenart des Empfindens, hegte für die Persönlichkeit unseres Dichters, obwohl sie bis vor kurzem

[1] Vgl. „Hebbel bei Schopenhauer", von Jordan. („Allgemeine Zeitung", 1893, Beilage Nr. 168).

keines seiner Werke kannte, eine auf seltsamer Vorahnung beruhende Sympathie. Wie von einer Wahlverwandtschaft angezogen, fanden sich nun diese beiden Menschen zu einem innigen Geistesverkehr zusammen. Hebbel erschien fast täglich im fürstlichen Hause, wo er auch Liszt kennen lernte, der lebhaft für ihn eingenommen war und blieb. Er machte mit der Familie Ausflüge in das grünende Vorland des Thüringer Waldes, wobei ein wunderbarer Sommerabend in Berka a. d. Ilm ihm noch lange in Erinnerung blieb. Es war ein phantastischer Traum, den er im Verkehr mit der Prinzessin, dem „indischen Märchen", wie sie Weimar nannte, durchlebte. „Ich hatte dort Stunden", schrieb er später an Kuh (vom 25. Juli 1858), „worin der Unterschied zwischen Leben und Poesie vollständig verschwand."

Bei einer der Gesellschaften auf der Altenburg, dem Wohnsitz der fürstlichen Familie, lernte er auch Adolf Stern, der den Dichter schon seit längerer Zeit mit schwärmerischer Begeisterung verehrte, näher kennen. Eine ungetrübte, auf herzlicher Zuneigung beruhende Freundschaft hat seitdem die beiden Männer verbunden, die dadurch an Stärke gewann, daß der Ältere auch die poetischen Leistungen des Jüngeren warm anerkannte. Am 30. Juni ließ sich der Großherzog die mit starkem Erfolg gegebene „Genoveva" wiederholen und überreichte dem Dichter während der Vorstellung den weimarischen Hausorden. Auch das benachbarte Jena suchte Hebbel auf und machte dem jungen Kuno Fischer einen Besuch, mit dem er vorher schon schriftlich verkehrt hatte, und der seine poetischen Werke außerordentlich hoch stellte.

Bald darauf kehrte er wieder auf seinen Landsitz nach Gmunden zurück. Außer der Erinnerung an die glückliche Zeit nahm er von Weimar auch die äußere Anregung zu seinem „Demetrius", der ihn als dichterisches Problem schon lange vorher beschäftigt hatte, mit. Auf den Vorschlag Kuhs machte er mit diesem im September einen Ausflug nach Krakau, um in der alten Stadt der Jagellonen Ort und Zeit, soweit sie noch in den Resten einstiger Größe erkennbar waren, aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Zwei Akte „Demetrius" und der von Rubinstein verlangte, aber als nicht verwendbar zurückgewiesene Operntext „Ein Steinwurf, oder Opfer um Opfer"[1] waren im wesentlichen die poetische und schriftstellerische Ausbeute des Jahres.

Im neuen Jahr (1859) förderte er den „Demetrius" um einen,

[1] Veröffentlicht in K. Franzos' „Deutschem Dichterbuch aus Österreich".

„Kriemhilds Rache" um drei Akte und schrieb eine Reihe von kritischen Aufsätzen für die Leipziger „Illustrierte Zeitung" und für Kolatschefs „Stimmen der Zeit". Siegfrieds Tod wurde, wie wir Kuh zugestehen müssen, auf eine unwürdige Art vom Burgtheater zurückgewiesen.

Nachdem ihn im Sommer, seiner schlimmen und unproduktiven Zeit, ein rheumatisches Leiden geplagt hatte, machte er im Herbst nach eingetretener Besserung wieder eine Reise nach Weimar. Doch hielt es ihn hier nicht lange. Die Prinzessin stand unmittelbar vor ihrer Verheiratung mit dem Prinzen Konstantin von Hohenlohe-Schillingsfürst, so daß ihr für feingeistige litterarische Unterhaltung wenig Zeit blieb; Dingelstedt und Liszt waren in heftiger Fehde.

Von Weimar fuhr er über Leipzig nach Dresden. Auf der Reise schloß sich ihm ein gemütswahrer, in innerlichen Kämpfen stehender Geistlicher Luck aus Hessen an, der ihm sein ganzes Herz ausschüttete und schon damit seine herzliche Zuneigung gewann.[1] Luck hat das Wesen des damaligen Hebbel mit den Worten festgehalten: „Es trat überhaupt jedem, der den Menschen im Menschen bei ihm suchte, eine wohlthuende und echte Schlichtheit und Genügsamkeit an häuslichem und stillem Glück aus seinem Thun entgegen." In Dresden hatte Hebbel eine Zusammenkunft mit Gutzkow, bei der der völlige Bruch zwischen den beiden Männern eintrat. Als Gutzkow eine wegwerfende Bemerkung über Emil Kuh, von dem er wußte, daß er Hebbels vertrautester Freund war, machte, geriet unser Dichter in hellen Zorn, und mit dithmarsischer Entschiedenheit hat er ihm seine Meinung gesagt.

Wir müssen beiden Männern, nicht nur Hebbel, wie es Kuh in seiner Biographie thut, das Zeugnis ausstellen, daß sie sich bisher redlich bemüht hatten, einander zu verstehen und im freundlichen Verkehr miteinander zu bleiben. Aber der innerliche Charakterunterschied, ihr Gegensatz im künstlerischen Wollen und Schaffen war zu groß, als daß es auf die Dauer so hätte bleiben können. Zweifellos ist, daß einerseits Hebbel in seinem Tagebuch wie Freunden gegenüber zeitweilig von Gutzkow in Ausdrücken sprach, die auch einen anderen wie den reizbaren Jungdeutschen hätten aufbringen müssen. Gutzkow hat sich, als er davon durch die Lebensbeschreibung Kuhs erfuhr, durch sein schamloses, übrigens von Widersprüchen wimmelndes Pamphlet „Dionysius Longinus, oder Über den ästhetischen Schwulst in der neueren deut-

[1] Über den Briefwechsel der beiden Männer vgl. Lemmermayers Veröffentlichung in der „Deutschen Revue", 20. Jahrgang.

schen Litteratur" in einer Art gerächt, die Hebbels Verachtung seiner Person nachträglich gerechtfertigt erscheinen läßt.

In Dresden knüpfte Hebbel aber auch eine freundschaftliche Verbindung wieder an, und diesmal so fest, daß sie hielt. Es war die mit Hermann Hettner, der seit 1855 Direktor der Antiken und Professor der Kunstgeschichte war. Der Briefwechsel, der von da an zwischen ihm und unserem Dichter begann, gehört neben dem mit Adolf Stern zu den wertvollsten, die Hebbel in seinen letzten Jahren geführt hat.

Im Herbst des Jahres wurde der 100jährige Geburtstag Schillers wie überall so auch in Wien unter allgemeiner Teilnahme gefeiert. Von den öffentlichen Festen, die in Wien bei dieser Gelegenheit veranstaltet wurden, hielt sich Hebbel fern, nur im Fackelzug schritt er mit. Im Burgtheater ergriff ihn das als Festvorstellung gegebene Demetriusfragment Schillers aufs tiefste, und er legte sich die Frage vor, ob Schiller mit seiner typischen Behandlung nicht etwa recht habe und er auf einer falschen Fährte sei.

Beim Rückblick auf das Jahr 1859 bemächtigte sich seiner eine sehr düstere Stimmung. Er dachte an die achtwöchentliche schmerzhafte Krankheit, die er im Sommer hatte durchmachen müssen, und auf deren Wiederkehr er rechnen mußte. Mit Gutzkow war er gänzlich zerfallen, die Freundschaft mit Üchtritz erlitt durch die brieflichen Kontroverse über ihre gegensätzlichen politischen und religiösen Ansichten einen starken Stoß. Der herbste Schlag sollte ihn aber im Januar des neuen Jahres treffen: Emil Kuh schied sich von ihm. Kuh hat in seiner Biographie Hebbels die Gründe dieses Bruches mit vornehmer Ruhe aufgedeckt und dabei sich selbst sicher nicht geschont. Zunächst erkennt er das Gute an, das ihm Hebbel gebracht: die dem lockeren Wiener zuerst unbequeme Selbstzucht, die Klarheit über sein eignes Können, die mächtige Förderung seiner eignen Bildung durch die beständig auf ihn wirkende kraftsprühende Genialität Hebbels. „Er war gutmütig und gut zugleich", sagt er von dem Freund. Er rühmt seine Gerechtigkeit, Treue und Pietät, verschweigt aber nicht, daß er von äußerster Reizbarkeit war. „Nie noch bin ich einem heftigeren, einem leidenschaftlicheren Menschen als Hebbel begegnet und nie einem gerechteren." Und unter dieser Heftigkeit hatte ja Kuh, der täglich um ihn war, am allermeisten zu leiden. Aber wenn er dem jähzornigen und unwirschen Lehrer einmal gram werden wollte, so versöhnte ihn doch immer wieder der Anblick des imponierenden Ernstes in seinem eignen geistigen Leben und seine Strenge gegen sich

selbst. Dann spricht Kuh von der Kehrseite seines Wesens, vor allem von dem autokratischen Zug in seinem Wesen. „Sein autokratisches Begehren machte sich bereits in der Forderung geltend, daß ich Tag für Tag um ihn sein sollte.“ Kuh ist der Forderung nachgekommen, wie es einem Menschen nur irgend möglich war, er hat um Hebbels willen Freunde und Zerstreuungen gemieden und ihm beinahe gebieterische Macht über seine Zeit eingeräumt. Aber selbst dies genügte unserem Dichter noch nicht. „Ich verzehre Menschen“, hatte ihm Hebbel einst gesagt, und Kuh bekannte später: „Er zählte zu jenen Starken, von dem Drange sich auszuleben übermächtig erfüllten Individuen, die man unter den Gattungsbegriff Gehirnraubtier bringen möchte.“ So gab es natürlich ab und zu Szenen, in denen sein leicht erregbares Mißtrauen, seine fürchterliche Heftigkeit zum Ausbruch kamen. Kuh tadelt den Dichter nicht, denn er findet eine Erklärung dieser Charaktereigenschaften in Hebbels Entwickelung: „Wendete sich dem Einsamen eine Seele liebevoll zu, dann bemächtigte er sich ihrer mit der Gier desjenigen, der lange gedarbt hat. — Man verzieh dem gequälten Quäler.“ Und Kuh mußte dem Dichter wohl recht geben, wenn er von seiner Reizbarkeit zu ihm sagte: „Glauben Sie mir, auf dieser Reizbarkeit beruht der dichterische Prozeß.“ Aber diese Eigenschaften Hebbels drängten eben doch unaufhaltsam zum Bruch.

Der Eindruck auf unseren Dichter, der damit doch wohl nicht gerechnet hatte und der noch eben sich um Kuhs willen mit Gutzkow entzweit hatte, war niederschmetternd. Er konnte es nicht anders als schweres Unrecht und bitteren Undank empfinden. Vierzehn Tage lang schlief er keine Nacht und war nahe am Typhus. Aber schließlich betrachtete er es doch „als eine Art von Kompensation“ für das Unrecht, das er selbst begangen, und fand in diesem Gedanken wirkliche Erleichterung. „So liegt der Gedanke der Buße in der Menschenseele.“ (Tagebuch vom 1. Februar 1860.) Den Verlust seines treuesten Freundes, seines mutigsten Schülers empfand er um so schmerzlicher, als er deutlich fühlte, es gehe abwärts.

Das einzige, sicherste und reinste Glück fand er von nun ab in der Familie, bei Weib und Kind. In seinem Landhaus in Gmunden, das er in diesem Jahr baulich erweitern ließ, genoß er die Stunden höchsten Glückes. Es ist ein herzerfreuendes Idyll, das sich hier, umrahmt von einer paradiesischen Natur, vor unseren Blicken aufthut. Vater, Mutter und Kind: „Da ist der Kreis geschlossen, in dem die höchsten

Menschenfreuden wohnen". Mit besonderer Stärke erwachte auch in diesem Naturleben Hebbels früh sich anzeigende Neigung zur „stummen Kreatur". Hunde und vor allem Eichkätzchen waren seine Lieblinge. An Strodtmann schreibt er einmal: „In Bezug auf die Tiere bin ich ganz Inder." Und als einer seiner Lieblinge gestorben war, da weihte er ihm einen mehrere Seiten langen Epilog voll rührendster Worte in seinem Tagebuch: „Ich ehre die Verwandtschaft mit dem Entschlafenen, sei sie noch so entfernt, und suche nicht bloß im Menschen, sondern zu allem, was lebt und webt, ein unergründliches göttliches Geheimnis, dem man durch Liebe näher kommen kann. So hat das Tier mich veredelt und meinen Gesichtskreis erweitert." Aus diesen Gedanken und Empfindungen heraus erwuchsen ihm die beiden Gedichte „Auf das Tier" und „Der Bramine".

Im November machte er eine Erholungsreise nach Paris. Sein Weg führte ihn über München, wo er wegen der „Nibelungen" verhandelte und sie zurückzog, da Geibel sich mit seiner „Brunhild" eingestellt hatte. Mit dem ihn sehr hochschätzenden Geibel hatte er eine Zusammenkunft, und der Mensch machte einen viel besseren, ja männlicheren Eindruck auf ihn als der Poet.

Am Schluß des Jahres erhielt er vom König von Bayern den Maximiliansorden, der schon deshalb einen ganz besonderen Eindruck auf ihn machte, weil er aus München kam, wo er einst als armer Student drittehalb Jahre gelebt hatte. Das Jahr 1860 hatte auch die Vollendung des dritten Teils der „Nibelungen" gebracht, indem er die beiden letzten Akte von „Kriemhilds Rache" dichtete. So war denn das gewaltige Werk nach fünfjährigem Schaffen beendet. Sein Jugendtraum war zur Wahrheit geworden, er hatte das Nibelungenlied, das ihm als ein Drama in epischer Form schon lange erschien, zum dramatischen Kunstwerk gestaltet. Keiner vor ihm, keiner nach ihm hat schon im dramatischen Stil so die rechte Art für die Recken des alten Liedes gefunden. Hebbel hat dem alten unbekannten Dichter des Nibelungenliedes die größere Hälfte des Ruhmes zuteilen wollen, wer aber ehrlich prüft, der wird erkennen, daß er schon im rein Poetischen diesen überragt. Und wie streng geschlossen ist Hebbels Werk im Aufbau, wie fein sind die Lücken, die das alte Lied in der Motivierung läßt, ausgefüllt! Die Charakteristik seiner Helden, seiner Frauengestalten ist so scharf, so wahr und ausgeglichen in jedem Bezug, daß wir bewundernd dastehen vor einer der größten Thaten, die die Dichtkunst überhaupt

vollbracht hat. Hebbel hat mit dem Stoff, den er, abgesehen von einigen Stellen, wo er aus den nordischen Quellen der Sage schöpfte, im Nibelungenlied fand, lange gerungen. Die ungeheure Masse des Geschehens, die Fülle großer Gestalten schienen ihm oft dramatisch unbezwingbar. Und doch ist es ihm herrlich gelungen! Er hat, wie ihm Heinrich v. Treitschke zugesteht, das Möglichste in der Behandlung des Stoffes für das gesprochene Drama geleistet. Wenn es ihm, worüber gestritten werden kann, nicht ganz gelungen ist, das Mythische, das für uns mit dem Stoff untrennbar verbunden ist, mit dem Menschlichen zu verschmelzen, so liegt das, wie alle einsichtigen Kunstrichter zugegeben haben, daran, daß hier das gesprochene Wort versagt, und daß hier die Schwesterkunst der Musik eintreten muß. Aber wir meinen, Hebbel hat schon durch seinen wunderbar vielfältigen dramatischen Stil das geleistet, was wir bei der dramatischen Gestaltung eines der Vorzeit entnommenen Stoffes erwarten müssen. Das Naturwüchsige, gleichsam Erdgeborene seiner Helden, die stammelnde Wortkargheit und Kindlichkeit seines Siegfried, das Düster-Unheildrohende seines Hagen und die ungebrochene Kraft aller dieser Menschen hätte keiner so darzustellen vermocht, wie er, der trotzige Sohn Dithmarsens. Hier in seinem letzten vollendeten und größten Werk prägt sich der Charakter des urdeutschen Stammes, dem er angehörte, aus wie in keinem seiner Werke zuvor. Und wenn wir nun den Blick einmal rückwärts wenden und uns etwa der so stark subjektiven „Judith" erinnern, so müssen wir staunen, zu welcher Höhe maßhaltender, entsagungskräftiger Objektivität des Gestaltens er gelangt ist. Darüber hat er aber nicht seine immer große Kunst vergessen, menschliche Leidenschaft erschütternd darzustellen. Wir brauchen nur Brunhild und Kriemhild zu nennen, um davon im Innersten überzeugt zu sein.

Menschliche Größe und menschliches Unglück erscheint uns hier in eine Verkettung gebracht, die die denkbar höchste tragische Wirkung hervorbringt. Und wenn noch auf Eines hingewiesen werden soll, so sei es auf das Deutsche und Nationale des Werkes, das neben seinem künstlerischen Wert es dazu bestimmen sollte und, wie wir hoffen, auch wird, ein Element künftiger deutscher Bildung zu sein.

Die erste Aufführung der ersten und zweiten Abteilung des Werkes fand mit außerordentlichem Erfolg in Weimar am 31. Januar 1861 statt. Hebbel wurde wieder lebhaft ausgezeichnet von seiten des Hofes und der Gesellschaft. Am 16. und 18. Mai kam die ganze Trilogie

in Weimar zur Aufführung, und zwar auch sie mit größtem Erfolg. Christine Hebbel als Gast spielte im zweiten Teil die Brunhild, im dritten die Kriemhild.

Das Gastspiel der Frau Hebbel war nur möglich geworden, nachdem sich der Großherzog auf Liszts Vorschlag direkt an den Kaiser gewandt hatte. Laube und der Intendant Graf Lanckoronski waren infolge der Weimarer Triumphe des in Wien ansässigen Dichters in schlechtester Laune. Der Intendant drohte der Frau Hebbel sogar mit Entlassung. Da traf Dingelstedts Aufforderung, nach Weimar überzusiedeln, Hebbel, dem Wien schon lange verleidet war, in empfänglichster Stimmung. Die allgemeinen Verhältnisse in Österreich, deren Zerrüttung von Tag zu Tag schlimmer wurde, trugen das ihrige dazu bei. Hebbel mußte ja sogar fürchten, durch das Sinken des österreichischen Papiergeldes um sein schwer verdientes kleines Vermögen zu kommen. So richtete er denn nach seiner Rückkunft eine Memoriale an Laube, worin er nun mit einem Entlassungsgesuch seiner Frau drohte, wenn ihr nicht ein geeigneter Wirkungskreis zugewiesen werde. Ein paar Jahre vorher wäre wohl darauf die thatsächliche Entlassung gefolgt, jetzt lenkte man ein und suchte den Dichter auf alle mögliche Weise festzuhalten, denn die „Nibelungen“ hatten Hebbel mit einem Schlage auch in den weitesten Kreisen bekannt gemacht, und die Stimmen mehrten sich von Tag zu Tag, die sich unverhohlen abfällig über die Theaterleitung aussprachen, die das in Weimar stürmisch begrüßte, in ganz Deutschland als künstlerische That gefeierte Werk den Wienern aus persönlicher Animosität vorenthielt. Schon am Geburtstag des Dichters, am 18. März, war diesem eine Adresse von hundert der angesehensten Wiener Kunstfreunde zugegangen, die ihn aufforderte, sein Werk öffentlich vorzulesen.

Der Umschwung in der öffentlichen Meinung zu gunsten Hebbels war so stark und laut zugleich, daß man das im August 1861 eingereichte Entlassungsgesuch seiner Frau nicht genehmigte. Laube hat ja allezeit eine sehr feine Witterung für das, was dem Publikum genehm war, gehabt. Und auch für Hebbel war es gut, daß er in Wien festgehalten wurde. Er konnte sich nur zu bald überzeugen, daß ihm wohl die Gunst des großherzoglichen Paares, das eine Übersiedelung lebhaft wünschte, vollkommen erhalten geblieben, daß aber Dingelstedt anderer Meinung geworden war. Letzterer ging wohl von der richtigen Überzeugung aus, daß in dem kleinen Weimar kein Platz für eine so stark-

geistige Natur wie die Hebbels sei. Hatte unser Dichter doch selber von der kleinen Residenz den Eindruck: „Alles unglaublich eng und klein! . . . In Weimar muß man entweder Goethe oder — sein Schreiber sein."

Diese im Jahre 1858 geäußerte Meinung war auch jetzt noch die seine. Daß aber der diplomatisch feine Dingelstedt persönliche Motive im Hintergrund hielt, ist um so sicherer anzunehmen, als er Gutzkow, den Generalsekretär der Schillerstiftung, nach Weimar zu ziehen suchte, um damit unseres Dichters Einfluß zu paralysieren. Hebbel ist ja auch von mehr als einer Seite vor zu großer Vertrauensseligkeit gewarnt worden, und so hatte er sich allmählich überzeugt, daß er und seine Frau Dingelstedt nicht mehr willkommen waren. Mit dieser ihm unumstößlich gewordenen Thatsache fand er sich schweigend ab[1], denn das Gute, das ihm Dingelstedt bisher erwiesen, stand doch noch so deutlich vor ihm, daß es eine momentane Verstimmung nicht vergessen machen konnte. Dingelstedt selber hat gegen den Vorwurf, Hebbels Übersiedelung hintertrieben zu haben, in seinem „Litterarischen Bilderbuch" (S. 231) lebhaft protestiert, und in dieser Fassung konnte er den Vorwurf allerdings zurückweisen. Die beiden Männer sind bis zu des einen Tod übrigens in freundschaftlichstem Verkehr geblieben.

Hebbel blieb in Wien, wurde zu seinem Glück in Wien festgehalten Mitten in dem Hin und Her der Verhandlungen mit Weimar und der Direktion des Burgtheaters machte er, um mit Campe über den Druck der „Nibelungen" und eine Gesamtausgabe zu verhandeln, eine Reise nach Hamburg.[2] Von da aus besuchte er seinen Bruder Johann in Rendsburg. Die Verhältnisse, die er da fand, erinnerten ihn sehr an das Vaterhaus in Wesselburen. — Infolge der erwähnten aufregenden Verhandlungen war die Produktionskraft in diesem Jahre (1861) nur gering. Nun kam dazu, daß er infolge einer freimütigen Kritik über Bodenstedts Buch: „Shakespeares Zeitgenossen in Charakteristiken und Übersetzungen", mit diesem in eine litterarische Fehde hineingeraten war, und daß überdies eine Stelle in seinem Gedicht „An den König Wilhelm I. von Preußen", wo er Tschechen und Polen Bedientenvölker nannte, einen Sturm der Entrüstung unter den Slawen hervorrief.

[1] Vgl. den Brief an Adolf Stern vom 30. Dezember 1861.

[2] In Altona besuchte er auch Strodtmann, den Herausgeber des „Orion". Über diese Begegnung und den späteren Briefwechsel hat dieser einen Aufsatz in der „Deutschen Revue" (Jahrgang I, Band 2, S. 194—203) veröffentlicht.

Seine mit der schönen Jahreszeit immer erwachende Reiselust führte ihn im Juni nach London, wo er mit dem von Weimar her befreundeter und ihm sehr sympathischen Marshall, dem Sekretär der Großherzogin Sophie, und mit S. Engländer zusammentraf. Auf der Rückreise weilte er wieder einige Tage in Paris. Im August folgte er einer Einladung der Großherzogin von Weimar nach ihrem Schlosse in Wilhelmsthal bei Eisenach. Da verlebte er „herrliche Stunden, namentlich mit der hohen Dame selbst, die von einer Tiefe und Feinheit des Empfindens und von einem Umfang des Geistes ist, daß sie unmittelbar in den Tasso hineinversetzt werden könnte“ (an Üchtritz vom 25. Oktober 1862).

An neuen Werken war in diesem Jahr wieder so gut wie nichts entstanden. Doch konnte er sich an den wachsenden Erfolgen seiner „Nibelungen“, die in Berlin und Schwerin zur Aufführung gekommen waren, herzlich erfreuen. Nun sah sich auch Laube, gedrängt von der öffentlichen Meinung, zur Aufführung des ersten Teiles veranlaßt. Die glänzende Wiener Aufführung vom 19. Februar 1863 machte Hebbel mit einem Schlage zum Helden des Tages in Wien. Jeden Abend war das Haus ausverkauft; vor allem die studierende Jugend, die ihm zu Ehren auch zwei Kommerse gab, feierte ihn enthusiastisch.

Doch auf der Höhe des Glückes und äußerer Anerkennung war er nicht weit mehr vom Ende seines Daseins entfernt. Es war, wie er es selbst einmal in einem Jugendgedicht dargestellt hatte: vor ihm blühendes Glück, „zwei Schritt hinter ihm der Tod mit geschwungener Hippe“.

An seinem fünfzigsten Geburtstag, zu dem sich seine Freunde glückwünschend einstellten, und an dem auch von auswärts häufiger als vorher seiner gedacht wurde, lag er bereits zu Bett. Es war wieder seine alte Krankheit, die ihn dereinst schon in Kopenhagen heimgesucht hatte, und die die Ärzte als hartnäckigen Rheumatismus behandelt hatten. Um dem Übel zu steuern, mußte er schon im Juni nach Gmunden übersiedeln, um dort die Solbäder zu brauchen. Im Juli trat eine Verschlimmerung ein. Aber gerade in diesen Tagen schuf er eines seiner vollendetsten Gedichte: „Der Bramine“, das seiner Frau als sein poetisches Testament erschien. Der Besuch der Schwefelbäder in Baden im September brachte ihm einige Linderung. Aber trotzdem sich nach dem Winter zu sein Zustand verschlimmerte, erwachte damals, ihm selber zum Erstaunen, seine Produktionskraft, die

nun dem schon 1858 begonnenen „Demetrius" zu gute kam. Bis zur Einleitungsszene des fünften Aktes ist die eigentliche Ausarbeitung gediehen. Die folgenden Verse, die letzten, welche Hebbel gedichtet, waren mit Bleistift rasch und beinahe wie Hieroglyphen vom Schwerkranken aufs Papier gebracht.[1]

Ein Vergleich mit dem „Demetrius" Schillers, den ja Hebbel vorzusetzen einen Augenblick im Sinne hatte, liegt nahe. Hebbels Werk beginnt mit einer Vorgeschichte des Demetrius, zugleich wird sein Charakter entwickelt, und dabei hat der Dichter leicht erkennbar mancherlei Persönliches zum Ausdruck gebracht. Schiller versetzt uns sogleich mitten in den Reichstag zu Krakau. Bei ihm steht die Handlung, das Politische im Vordergrund, bei jenem das Psychologische, die Charakteristik. Wenn der fortreißende Schwung Schillers seinem Drama vollste Wirkung sichert, so hat Hebbel, der schlichter und realistischer charakterisiert, bezüglich der Theaterwirkung einen ungleich schwierigeren Stand. Schillers Demetrius ist ein echter Schillerscher Held: voll Kraft und Energie, erfüllt von einem skrupellosen Wollen. Hebbels Demetrius dagegen gehört, wie M. Bernays sagt, zum Geschlechte jener Helden, die ihre Thaten mehr erleiden als vollbringen.[2] Und als er seinen Irrtum entdeckt, kämpft er nicht weiter; er geht an diesem Widerspruch — so sollte nach den erhaltenen Andeutungen das Drama enden — zu Grunde. Diese Gebrochenheit des Charakters ist dem Dichter von Bernays und auch von Bulthaupt als Grundfehler angerechnet worden. Doch ist zum mindesten fraglich, ob der Schillersche Heldentypus der einzig mögliche ist. Die neuere Entwickelung des Dramas hat uns weitherziger gemacht, und wir acceptieren jede psychologisch wahr und lebensvoll charakterisierte Gestalt, die im Mittelpunkt des Dramas steht, als „Helden", einerlei ob sie mit ungebrochener Willenskraft bis zum Ende handelt oder vorher unter der Wucht der Thatsachen zusammenbricht. Über die poetischen Schönheiten des Werkes sind aber alle Kunstrichter immer einig gewesen, und schon „die Szene der Barbara, die zitternd mit dem übervollen Mutterherzen vor dem gekrönten Sohne steht, wiegt allein alle übrigen Demetrius-Dra-

[1] Über die Entstehung des Werkes und über die Stoffquelle vgl. Kuh in den Vorbemerkungen zum 6. Band der „Sämtlichen Werke".

[2] Vgl. Bernays: „Über die Komposition des Hebbelschen Demetrius" („Deutsche Vierteljahrsschrift" 1865, 1. Heft, 2. Abt., S. 233)

men auf, heißen ihre Verfasser nun Maltitz oder Hermann Grimm, Laube oder Kühne" (Bulthaupt, „Dramaturgie", 3. Band, S. 194).

Nach diesem letzten Aufleuchten seines Geistes ging es mit dem Dichter rasch bergab. Jetzt hatten auch die Ärzte die Natur seiner Krankheit erkannt: es war eine Erweichung der Wirbelsäule und der Rippen. Ein letzter Freudenstrahl fiel in sein düsteres Krankenzimmer, als am 10. November die Nachricht eintraf, daß er für die „Nibelungen" den Schillerpreis erhalten hatte, und als Emil Kuh, der so schmerzlich Vermißte, nun eines Tages wieder erschien und die Hand zur Versöhnung bot. Am 12. Dezember ließ er sich noch einmal von seiner Tochter Schillers „Spaziergang", eines seiner Lieblingsgedichte, vorlesen. Die Worte des „heiligen Mannes", wie er Schiller immer nannte, tönten ihm in den letzten Augenblicken des Bewußtseins. In der Frühe des 13. Dezembers 1863 verschied er. Im tiefsten Schmerz standen an seinem Lager Frau und Tochter und die Freunde. Brücke und der treue Hausarzt Schulz waren die Nacht, in der ein orkanartiger Sturm über die Stadt dahinbrauste, nicht von seiner Seite gewichen.

Einige Tage später fand die Beisetzung auf dem evangelischen Friedhofe zu Matzleinsdorf bei Wien statt. Eine unabsehbare Menge folgte dem Sarge, Studenten trugen ihn zur Gruft.

Eine Büste Hebbels, von Tilgner geschaffen, schmückt heute das Foyer des Hofburgtheaters in Wien, und auch in Wesselburen hat man dem Dichter ein Denkmal errichtet[1].

Hebbels Bedeutung für die Entwickelung der deutschen Litteratur liegt, so wertvoll und eigenartig auch seine Lyrik ist, in seinem dramatischen Ringen und Schaffen. Von den vor ihm liegenden Perioden, dem Sturm und Drang, dem Klassizismus und der Romantik, hat er, wie alle neueren Dichter, fruchtbarste Anregungen empfangen. Wie der ihm geistesverwandte Heinrich v. Kleist ist er aber, weit entfernt von allem Epigonentum, seine Bahn selbständig und kraftvoll dahingeschritten, unbekümmert um die Feindschaft litterarischer Cliquen. Der Litteratur seiner Zeit, der Tendenzpoesie des Jungen Deutschland, hat er schon früh den Krieg erklärt. Sein Streben nach dem Echten und Ewigen in der Kunst duldete keine Gemeinschaft mit diesem. Hier fand er

[1] Vgl. H. Krumm: „Rede zur Enthüllung des Hebbel-Denkmals in Wesselburen am 2. September 1887" (Kiel und Leipzig 1888).

sich mit Otto Ludwig, dem er, wie dieser auch ihm, zwar nie gerecht geworden ist, zusammen. Sie beide strebten mit Einsetzung aller Kräfte nach dem Ziel, das dem neueren deutschen Drama als höchstes vorschwebt: nach der Vereinigung von griechischer und Shakespearescher Dramatik. Mehr als Ludwig, mit dem er auf dem Gebiete der Erzählung kaum in einem Atem genannt werden darf, war es ihm möglich, sein Wollen, das Streben nach dem großen, realistischen Charakterdrama, in die That umzusetzen. Durch den Reichtum seiner dramatischen Schöpfungen, die Fülle und die Wucht seiner Gedanken, den großen Hintergrund seiner Dramen überragt er diesen hier beträchtlich, mit dem er sonst, in der Wahrheit und dem Psychologischen seiner Charakteristik verglichen werden kann. Ihn wegen des starken Gedankengehalts seiner Werke einen Reflexionspoeten zu nennen, erscheint, wenn man seine reifsten dramatischen und auch lyrischen Schöpfungen ins Auge faßt, als der ungerechteste Vorwurf, der ihm gemacht werden kann. So abhold er auch aller tendenziösen Zeitpoesie war, so hat er doch, unaufdringlich, aber immer deutlich genug, die Ideen seines ringenden Zeitalters zum Ausdruck gebracht und in dieser, wie auch in rein künstlerischer Hinsicht manches schon erfüllt, wonach die Litteratur unserer Tage noch strebt. An dem Ernst und dem Sittlichen seiner Kunst zu zweifeln, wird heute wohl niemandem mehr, der seine Werke wahrhaft kennt, trotz des Dichters Abweichung vom Hergebrachten, in den Sinn kommen. Hier gilt das Wort, das er seiner eignen Zeit zurief, auch heute noch: „Deutschland hat ohne allen Zweifel bedeutendere Dichter gehabt, wie ich bin; aber in einem Punkt bin ich den größten meiner Vorgänger gleich: in dem heiligen Ernst und der sittlichen Strenge, womit ich meine Kunst ausübe, weiche ich keinem, und wenn ich auch nichts über meine Zukunft weiß, dies weiß ich, daß meine Zeit einer späteren gegenüber ihre eigene Moralität gar nicht ärger verdächtigen kann, als durch die Zweifel, die sie in die meinige setzt!“



Gedichte.

Einleitung des Herausgebers.

Der Drang, innerlich Erlebtes lyrisch zu gestalten, ist bei Hebbel nicht früher als bei anderen Dichtern erwacht. Wohl hat er schon, als er sechs Jahre alt war, in ein paar drolligen Zeilen den dampfenden Theetopf, der im Haushalt der Familie eine große Rolle spielte, besungen (Brief an Klaus Groth vom 3. Januar 1863) und auf abgeschiedene Kaninchen Leichencarmina gedichtet, aber der Sinn für das eigentliche Wesen der Poesie und die innerliche Ergriffenheit des Dichters haben sich bei ihm erst viel später eingestellt. Die Zeit des jugendlichen Versemachens, das mehr aus Lust am Gleichklang und Rhythmus geschah als aus innerer Nötigung, erhielt einen gewissen Abschluß, als er im Alter von 14 Jahren von einem Liede Paul Gerhardts („Nun ruhen alle Wälder") gewaltig ergriffen „die Poesie in ihrem eigentümlichsten Wesen und ihrer tiefsten Bedeutung zum erstenmal ahnte" („Tagebücher", Band I, S. 18). Damit gelangte er freilich noch nicht zu selbständiger, eigenartiger Produktion, denn was uns aus dieser Frühzeit des Dichters bekannt ist, sind Gelegenheitsgedichte gewöhnlicher Art oder Nachahmungen, die ihre Muster deutlich verraten. Eindrücke und mächtig wirkende Erlebnisse der Jugendzeit haben erst viel später ihren poetischen Ausdruck gefunden. Die Gedichte „Bubensonntag" (1836), „Großmutter" (1836), „An Hedwig" (1837), „Ein dithmarsischer Bauer" (1855), „Schau' ich in die tiefste Ferne" (nach 1857) und der Cyklus „Ein frühes Liebesleben" wurzeln in Wesselburener Jahren.

Der Dichter, in dessen Sinn und Art Hebbel seine ersten Gedichte schuf, war Schiller. Und war es verwunderlich, daß zunächst die unreifen und schwülstigen Gedichte aus Schillers Frühzeit auf den jungen Wesselburener Schreiber wirkten? Die Gedichte, die er in den Jahren 1829—32 im „Ditmarser und Eiderstedter Boten" veröffent-

lichte[1], zeigen Wärme und Begeisterung, die Kunst des Charakterisierens ist hier aber noch in den allerersten Anfängen. In überschwenglichen Versen preist er die Freundschaft und die Tugend. In einem Liede „Sehnsucht"[2] ruft er im Stile der Schillerschen Liebesgedichte an Laura seiner Geliebten zu:

„Und würfen sich Welten in meine Bahn —
Ich würde die Welten erfliegen;
Dich Hohe, Himmlische zu umfahn —
Zu den Wolken flög' ich, zum Himmel hinan —
Die Hölle selbst würd' ich besiegen."

Oft schließt er mit einer Mahnung, und der Sechzehnjährige weiß eindringlich „die unerfahrene Jugend" vor dem Bösen zu warnen („Die Freundschaft"). Wenn er sich auch einmal für das republikanische Gleichheitsideal des jungen Schiller begeistert, so steht er doch in diesen Gedichten auf dem Boden einer gläubig-christlichen Weltanschauung. Er findet sich mit den gegebenen Zuständen ab, und wo er Bedrückung und Unrecht sieht, da ist er auch gleich mit dem Trost bei der Hand, daß das Gute zuletzt doch siegen wird („An die Unterdrückten"). Was die poetische Form dieser Gedichte anbetrifft, so stehen noch Personifikationen abstrakter Begriffe an Stelle lebensvoller Charaktere. Die Eingangsstrophe aus dem Gedicht „An die Tugend" möge als Probe dienen:

„Tugend, Tochter beßrer Welten,
Schmückend mit dem schönsten Lohn,
Thronend in des Bettlers Zelten,
Thronend auf des Kaisers Thron:
Treue wandelt dir zur Seite,
Unschuld führst du an der Hand —
Dir zur Rechten geht die Freude,
Hoffnung folgt im Sterngewand."

Nächst Schiller ist es Klopstock, der auf das lyrische Schaffen des jungen Dichters eingewirkt hat. Besonders bemerkbar ist das in den Gedichten „Liebe" und „Elegie am Grabe eines Jünglings" (1830).

Neben den Gedichten großen Stiles fehlte das kleinere Gelegenheitsgedicht nicht. In dem gesellschaftlichen Treiben des kleinen Ortes,

---

[1] Mehrere Jugendgedichte finden sich auch in den Briefen Hebbels an seinen Freund Hedde (Briefwechsel, Bd. I, S. 1 ff.).

[2] Die hier und weiter unten mitgeteilten Proben sind Gedichten entnommen, die von H. Krumm in die Gesamtausgabe nicht mit aufgenommen wurden. Einige dieser schwer zugänglichen Jugendarbeiten hat neuerdings L. Möhring in der Wesselburener und der Büsumer Zeitung wieder abgedruckt („Wesselburener Zeitung" vom 26. April, 6. Mai, 24. Juni; „Büsumer Zeitung" vom 27. Mai 1898).

an dem Hebbel sich lebhaft beteiligte, bot sich oft ein Anlaß, den kleinen Freuden noch eine besondere Weihe durch die Poesie zu geben, und der Dichter hat den dahin gehenden Bitten der Freunde immer bereitwillig entsprochen. Auch die Liebe hat ihren Anteil an den Gedichten dieser Zeit. So wenig künstlerischen Wert auch alle Erzeugnisse aus der lyrischen Werdezeit Hebbels (1829—32) besitzen, so zeigen sie doch einen Fortschritt in formaler Beziehung, von einer Unbeholfenheit, die ihn „Finsternisse" und „Grüße", „Fülle" und „Gefühle" reimen läßt, zu Gedichten, in denen er bereits die Form beherrschen gelernt hat.

Einen völligen Umschwung brachte das Jahr 1832, wo er zum erstenmal Uhlands Gedichte kennen lernte. Ihre Einwirkung erlöste ihn von der unwahren Rhetorik seiner Jugendpoesien[1], indem sie ihm das Muster einer maßhaltenden, scharfen und realistischen Charakterzeichnung bot. Wenn Hebbel auf der Höhe seines lyrischen Schaffens zumeist vom Gegebenen, von einer Situation oder einem Erlebnis ausging, so erkennen wir darin eine Einwirkung Uhlands.[2] Nirgends auch konnte er besser erkennen als bei Uhland, wie auf der höchsten Stufe der lyrischen Poesie die äußere Form organisch mit dem Gefühls- und Gedankengehalt des Gedichtes verwachsen ist, und wie an der singulären Erscheinung die Kunst das Unendliche darzustellen hat. Uhlands Gedichte waren für Hebbel eine Erlösung und Offenbarung zugleich, er entdeckte gewissermaßen in ihnen das Geheimnis der lyrischen Kunst. Die Einwirkung des schwäbischen Dichters auf die Entwickelung des jungen Holsteiners ist so allgemeiner und grundsätzlicher Art, daß man, trotz dem ausdrücklichen Zeugnisse des Dichters („Tagebücher", Bd. I, S. 20 f.), an ihr gezweifelt hat. Darum besteht sie aber nicht weniger. Sie hat zwar seiner Poesie keine spezielle Färbung und Richtung gegeben; dazu war Hebbel schon in dieser Zeit ein viel zu selbständiger und energischer Charakter. Sie hat aber die latente Schöpferkraft im Dichter überhaupt erst frei gemacht und ihm die Bahn eröffnet zu selbständiger Entwickelung.

Unter diesen Einflüssen vollzieht sich die Entwickelung des Dichters in den Jahren 1832 und 1833 überaus rasch. Immer mehr geht ihm das Geheimnis der Form auf, er beginnt zu charakterisieren, ab-

[1] „Sie wiesen mich für Anschauung und Darstellung auf das Einfach-Menschliche zurück", schrieb Hebbel am 4. Juli 1836 an Uhland.

[2] In einer Recension der Gedichte Emil Kuhs sagt der Dichter: „Da das Zuständliche nun in der Lyrik Hauptsache ist ..."

zurunden. Gedankenreihen, die er bisher in der Art eines Additionsexempels nacheinander aufmarschieren ließ, verdichten sich zu einem anschaulichen Bild. Seine Poesie wird innerlicher, individueller, und während die Gedichte der ersten Zeit in ihrer vagen Allgemeinheit kaum einen Schluß auf seine gedrückten Lebensverhältnisse in Wesselburen gestatten, so läßt ein Gedicht wie „Was mich quält" (1833) einen tiefen Blick in die Seele des Dichters thun. Und schon das Gedicht „Der arme Vogel" (1832), wo der einfache Vorgang bereits symbolische Bedeutung gewinnt, ergreift durch seinen Gefühlsgehalt den Leser im Innersten.

Die Gedichte „Der Schmetterling" und „Die Jungfrau" vom Jahre 1833 zeigen den Dichter bereits auf der Höhe seiner Kunst, und das folgende Jahr hat eine Reihe von Gedichten gezeitigt, die beweisen, daß für Hebbel die Zeit des Anempfindens vorbei war. „Morgen und Abend", „Proteus", „Das alte Haus" und vor allem „Das Kind" sind völlig originale Schöpfungen von einer Anschaulichkeit und Prägnanz, die sie den besten lyrischen Schöpfungen zureihen.

Ist das Jahr 1835 arm an bedeutenden Leistungen, wenn wir von den Gedichten „Auf ein altes Mädchen" und „Auf ein schlummerndes Kind" absehen, so hat das folgende Jahr wieder einige Perlen lyrischer Kunst gezeitigt. In einer schönen Heidelberger Mainacht entstand jenes herrliche „Nachtlied", in dem Hebbels charakterisierende Stimmungskunst den höchsten Ausdruck fand. Daß Robert Schumann das Lied komponiert hat, ist das beste Zeugnis für seinen hohen künstlerischen Wert. (Vgl. Briefwechsel zwischen Hebbel und Schumann, Bd. I, S. 410 f.) Das Gedicht „Bubensonntag", in dem er sich wieder so ganz in die Träume und Sorgen seiner Knabenzeit zurückversetzte und für das Ernsthaft-Kindliche seiner frühesten Jahre einen treffenden Ausdruck fand, gehört noch in die Heidelberger Zeit, während das kecke, freiheitsdurstige Liedchen „Der junge Schiffer" in München entstanden ist. „Höchstes Gebot" bezeichnet, wie Hebbel selbst meinte, in jener Münchener Gärungszeit eine Epoche im Sittlichen für den Dichter: Achtung vor allem, was Menschenantlitz trägt, wird hier eindringlich gepredigt. „Versöhnung" ist ein tiefergreifendes Lied mit jenem schneidend pessimistischen Ausklang, den wir bei Hebbel öfter finden. Die Erinnerung an frühe Liebeslust gibt ihm im folgenden Jahre (1837) die zarten Strophen des Gedichtes „An Hedwig" ein.

Erstaunlich reich ist im Jahrzehnt von 1835—45 Hebbels lyrische

Produktion. In einer Zeit, in der er sich auf dem Gebiet des Dramas noch in der Entwickelung befand, hatte er in der Lyrik bereits die volle Meisterschaft erlangt. Diese zeigt sich eben vor allem in dem Reichtum an lyrischen Stimmungen, in der Fülle von prägnanten Bildern und tiefsten Gedanken in vollendeter Form. Er weiß nicht nur, was wir zuerst von ihm erwarten, gedankentiefe oder dramatisch lebhaft bewegte Gedichte zu schaffen, er versteht es auch, die zarteste lyrische Stimmung festzuhalten und aus vollem Herzen eine tiefe Empfindung ausströmen zu lassen. Kaum faßbar psychologische Vorgänge wie das „Verdämmern des Seins“ zwischen Schlafen und Wachen weiß er scharf zu beleuchten („An den Tod“), und bald darauf gelingt ihm ein Gedicht wie „Vorfrühling“, wo er ein ähnliches Wallen und Weben in einem Naturvorgang darstellt. Dann folgt wieder ein Gedicht: „Zwei Wanderer“, das uns einen Blick thun läßt in das ewige Mysterium der Weltentwickelung.

Immer bunter wird nun die Fülle der Gedichte in den folgenden Jahren 1838 und 1839. Nach dem schmerzlich-ernsten Gedichte „Der Kranke“ und der furchtbar tragischen Dichtung „Das Haus am Meer“ ertönt von des Dichters Lippen ein heller, fröhlich lockender Jubelgesang auf den „Frühling“, und sanft wiegt das herrliche Schlummerlied „Abendgefühl“ alle unsre irdischen Sorgen und Schmerzen ein. Das Jahr 1839 bringt das kleine, in seiner düsteren Wildheit aber charakteristische Stimmungsbild „Zu Pferd“. Ihm folgt „Der Sonnenjüngling“, in dem das Symbolische in ein lebendig angeschautes Bild von höchster Schönheit restlos aufgegangen ist. Viel weniger ist das in dem Lied „An die Jünglinge“ geschehen, das anderseits wieder für des Dichters Lebensanschauung bezeichnend ist. Ein ergreifendes Lied auf die Seelen der Abgeschiedenen, eines vom segensvollen Wirken nächtlicher Stille und das erste Gebet in dem Cyklus „Dem Schmerz sein Recht“ sind die reifsten Früchte des Jahres 1840. Unser Dichter versteht wie kaum ein zweiter für jenes stille Ausströmen der ruhenden Erde und den Zauberglanz nächtlichen Sternengeflimmers den treffenden Ausdruck zu finden.

Von den Gedichten des Jahres 1841, in dem Hebbel von heißer Liebe zu einer Hamburger Patrizierstochter erfaßt wurde, sind viele durch denselben Ton verhaltener oder wild ausbrechender Liebesleidenschaft gekennzeichnet („Sturmabend“, „Neue Liebe“, „Rose und Lilie“, „Sie sehen sich nicht wieder“). Dazwischen tönt ein Lied voll wilden

Grolls („Gott weiß, wie tief der Meeresgrund“ in dem Cyklus „Dem Schmerz sein Recht“). Die beiden Balladen „Die junge Mutter“ und „Das Kind am Brunnen“, die uns zeigen, daß der Dichter auch in dieser Form Vollendetes leisten konnte, schließen stofflich den Kreis von durcheinander wogenden Empfindungen, die während des zweiten Hamburger Aufenthalts des Dichters Seele erfaßt hatten.

Im einfachen lyrischen Lied, in der Romanze und Ballade war der Dichter Meister, eine Fülle charakterisierender metrischer Formen beherrschte er mit Virtuosität. Jetzt gelang es ihm auch, sich der schwierigen metrischen Form des Sonetts zu bemächtigen, nachdem er bereits in seiner lyrischen Frühzeit einige Versuche auf diesem Gebiete gemacht hatte. In den Jahren 1841 und 1842 entstand die erste Reihe von Hebbels Sonetten.

Nicht immer ist es dem Dichter hier gelungen, dem nackten Gedanken einen Leib zu geben, das Abstrakte lebensvoll und greifbar vor uns hinzustellen, aber doch finden sich unter diesen ersten Sonetten schon einige von einer plastischen Formenkunst und großer Tiefe des Empfindungsgehalts („Vollendung“, „Ein Bild“). Die meisten aber von ihnen sind poetische Gebilde, die des Dichters eigenartige Ideen über Welt und Leben zum Ausdruck bringen sollen. So sprechen sie den vielleicht weniger an, der in der Lyrik ausschließlich Gefühlspoesie erblickt, sind aber doch vollwertige Zeugnisse für die dichterische Kraft Hebbels. Hier gilt ganz besonders das treffende Wort, das Fritz von Üchtritz über den Lyriker Hebbel im allgemeinen aussprach: „Sie fühlen phantasievoll, auch wenn Sie denken.“ (Brief an Hebbel vom 10. Januar 1855.)

Der Kopenhagener Aufenthalt hat wieder einige tief empfundene Gedichte von großer Schönheit gezeitigt: „Letzter Gruß“, „Dämmerempfindung“, „Gebet“, „Ich und Du“. Bei dem Gedicht „Gebet“ fühlen wir lebhaft, wie das inn ge Gedenken an Elise Lensing bei seinem Entstehen mitgewirkt hat (Brief an Elise Lensing vom 20. März 1843). Die Waldbilder wieder sind charakteristisch durch den düsteren, gespenstigen Schein, der auf ihnen ruht.

In Paris ist die Ballade „Liebeszauber“ entstanden. Hebbel fühlte, daß er mit diesem Gedicht, dessen unendlicher Reiz jeden gefangen nehmen muß, etwas Hervorragendes geschaffen hatte. „Das ist die Krone von allem, was ich gemacht habe“, schrieb er am 29. Juli 1845 an Elise (vgl. auch die Briefe an Elise vom 6. März und 24. März 1844 und das Tagebuch vom 19. Januar 1844). Nicht lange darauf

dichtete er die Ballade „Der Haideknabe", jenes beklemmend fatalistische Nachtstück, zu dem Robert Schumann eine erschütternde Musik geschrieben hat (vgl. Hebbels Brief an R. Schumann vom 30. November 1853). Zu dieser wilden Ballade im wirksamen Gegensatz folgt dann das wunderbar zarte „Sommerbild", das uns wieder zeigt, wie echt künstlerisch der Dichter einen tiefen Gedanken mit dem poetischen Bilde zu verschmelzen weiß.

Im Herbst 1844 zog der Dichter in das Land ewiger Gesänge, und glühender wurden unter der Sonne Italiens die Farben seiner Palette. Nicht das Charakteristische oder das Bedeutende, sondern das Schöne ist ihm jetzt das zu erstrebende künstlerische Ziel. Wie sehr er bestrebt ist, in der schönen Form, im Rhythmus und Klang der Verse das Höchste zu leisten, geht aus den zahlreichen brieflichen Äußerungen über das Gedicht „Opfer des Frühlings" hervor. Am 10. Juli 1845 schrieb er aus Neapel an Felix Bamberg über das Gedicht: „Ich stellte mir darin die Aufgabe, auf dem Instrument der deutschen Sprache nicht bloß möglichst gut zu spielen, sondern das Instrument selbst reiner zu stimmen, und ich glaube nicht, daß man an den Vers strengere Ansprüche stellen kann." Die Gedichte aus dieser Zeit sind alle Huldigungen, die der entzückte Dichter zu den Füßen der Schönheit niederlegt. Doch haben wir es nirgends mit einem bloßen Schwelgen in schöner Form zu thun, denn Gedanken von höchster Eigenart und tiefster Symbolik sind in der glänzenden Hülle verborgen. Eines von ihnen, „Das Mädchen nachts vor dem Spiegel", hat Hebbels berühmten Landsmann Klaus Groth so entzückt, daß er seitdem einer der aufrichtigsten Bewunderer der Hebbelschen Lyrik geworden ist (Brief von K. Groth an den Dichter vom 4. Dezember 1862).

Von der Gruppe dieser einzigartigen Gedichte führt ein kurzer Schritt zu der gleichfalls auf italienischem Boden entstandenen zweiten Reihe der Sonette. Der Dichter lernte, wie er schon 1842 bemerkt, die metrische Form des Sonetts immer leichter und virtuoser zu handhaben, und in einigen dieser späteren Sonette hat er Platen, den großen Meister dieser lyrischen Gattung, nicht nur an Plastik und Wohlklang erreicht, sondern an Kraft der Intuition sogar übertroffen. Unter dem Eindruck der großen Muster bildender Kunst, die er in Italien sah, sind einige der schönsten dieser Sonette entstanden („Apollo von Belvedere", „Juno Ludovisi", vgl. auch den Brief an Elise vom 14. Oktober 1844). Daß er in der Zeit, wo ihm das

Geheimnis der Form immer mehr aufging, auch über das Rätsel der Sprache sann und daß sein Nachdenken darüber sich zum Keim eines Sonetts verdichtete, wird uns nicht wundern. Gerade das Sonett über die Sprache, die ihm „als höchstes Wunder, das der Geist vollbracht", erschien, hielt er für das bedeutendste von allen (Brief an Elise vom 29. Mai 1845). Mit dem Problem der Schönheit in Kunst und Leben beschäftigen sich mehrere dieser Gedankendichtungen. „Die Schönheit wird mir in Kunst und Leben immer mehr Bedürfnis" schrieb der Dichter bezeichnenderweise an Elise (22. Juli 1845). Es konnte dem Dichter wieder ein Zeugnis für den Wert dieser Dichtungen sein, daß sie Franz Liszt mit Enthusiasmus pries (Liszt an Hebbel, 5. Februar 1860). Das Jahr 1846 hat, als Nachklang zu dem lyrisch so ergiebigen italienischen Sommer, noch einige Sonette, darunter das an „Christine Engehausen", gezeitigt.

Die nun folgende Periode, die Jahre 1845—63, ist verhältnismäßig arm an lyrischen Gedichten, denn in erster Linie nehmen die großen dramatischen Schöpfungen dieser Zeit den Geist des Dichters in Anspruch.

Aus dem Ende der 40er Jahre haben wir noch das kleine, mit brennenden Farben gemalte „Bild aus Reichenau" und ein an des Dichters Stimmung in Italien erinnerndes Gedicht „Schönheit der Welt". Den ersten Jahren des neuen Jahrzehnts gehören einige Gedichte an, zu denen Erscheinungen der darstellenden und der plastischen Kunst die Anregung gaben, und die, reich an poetischen Schönheiten, zugleich Zeugnisse sind für die fortschreitende Läuterung der Kunstanschauung des Dichters. Einer zurückblickenden Erinnerung sind die Gedichte „Der Geburtstag auf der Reise" und „Ein dithmarsischer Bauer" entsprungen. Aber die Bilder der Wesselburener und Münchener Jugendzeit, die des Dichters Phantasie wieder erstehen läßt, sind von solcher Frische und Greifbarkeit, als wären sie eben erst geschaut. Dem mit kräftigen Strichen gezeichneten „Dithmarsischen Bauern" geht noch das zarte Stimmungsgedicht „Herbstbild" voraus.

In den sehr fruchtbaren Jahren 1856 und 1857 sind auch die letzten Gedichte entstanden, die Hebbel mit früher entstandenen zu den beiden Cyklen „Ein frühes Liebesleben" und „Dem Schmerz sein Recht" vereinigt hat. Den ersten der beiden Cyklen eröffnet zeitlich „Die Jungfrau", jenes vollendete Gedicht aus dem Jahre 1833, das der Dichter mit Recht, neben der Ballade „Das Kind", als ein Zeugnis seiner frühen

lyrischen Reife ansah. Wesselburener Liebeslust und Liebesleid ist hier in ergreifender Form poetisch zum Ausdruck gekommen. Die meisten der hier vereinigten, unendlich zarten und keuschen Lieder hat die Liebe zu Doris Voß, der Frühverstorbenen, eingegeben, andere wieder galten den schönen Augen von Margarete Carstens, die der Dichter leidenschaftlich geliebt, und deren Andenken noch wie ein „sanftes Abendrot" in die letzten Jahre seines Lebens hineinleuchtete (s. „Tagebücher", Band II, S. 437).

Sind es Töne wehmütiger Klage, die in den Liedern dieser Sammlung angeschlagen werden, so kommt in den Gedichten des zweiten Cyklus oft ein wilder, an allem verzweifelnder Schmerz zum Durchbruch. Die trübsten Stunden, die der Dichter seit der Jugend und bis in die Pariser Zeit hinein, wo sein Söhnchen Max starb, erlebt hat, stehen hinter diesen düsteren Dichtungen. Es ist aber eine Eigenart Hebbels, daß er den höchsten Schmerz viel weniger gefühlsmäßig zum Ausdruck bringt, als vielmehr mit dem Denken erfaßt. Es ist eine wahre Philosophie des Schmerzes, die hier niedergelegt ist, und so grotesk auch stellenweise die Phantasie in die Höhe schießt, und so wild auch das Schmerzgefühl rast, so ist doch der Grundzug derartig stark gedankenhaft, daß wir nur bei einzelnen Stücken, wie „Schlafen, Schlafen", „Gott weiß, wie tief der Meeresgrund", im tiefsten Gefühl ergriffen werden. Jenes philosophische Weiterspinnen des Gedankens führt den Dichter schließlich dazu, den „unergründlichen Schmerz" noch zu segnen und zu preisen, selbst „dem Schmerz sein Recht" zuzugestehen.

Die Gedichte aus den letzten sechs Lebensjahren des Dichters (1857—63) sind ziemlich ungleich an poetischem Wert. Einige, zumal die im Balladenstil gehaltenen, entbehren zumeist einer unmittelbar wirkenden Anschaulichkeit und Klarheit. Die epigrammatisch zuspitzende Art des alternden Dichters, die starke Belastung der Gedichte mit Gedankenhaftem und Symbolischem lassen keinen reinen Genuß aufkommen. Auch fehlt ihnen oft der ruhige Fluß des erzählenden Gedichts: dramatisch geschaute Bilder reihen sich ohne rechte Vermittelung und Ausgleichung aneinander, und ein andermal wieder verliert sich die Erzählung in ermüdender Breite. Andererseits dagegen sind unter diesen Gedichten der letzten Jahre Schöpfungen, die meisterhaft in ihrer Art sind. Fehlt ihnen auch der Schmelz und die Frische der Jugendgedichte, so sind sie diesen wieder durch eine unübertreffliche Durchsichtigkeit der Form und Größe des Gedankengehalts ebenbürtig.

Mannigfaltig wie je nur in den früheren Jahren sind Art und Stoff dieser Gedichte. Erlebnisse und Träume der Jugendzeit sind dichterisch gestaltet („Schau' ich in die tiefste Ferne"), ein bleiches Frauenantlitz erscheint dem Dichter vor dem inneren Auge, und er befreit sich von der quälenden Erinnerung in einer erschütternden lyrischen Klage („Was ist das für ein Frauenbild"). Häusliche Freude, wie die Konfirmation seiner Tochter, und öffentliches Leid, wie die Trauer über das Attentat auf König Wilhelm von Preußen vom Jahre 1861, finden in lyrischen Schöpfungen ihren Ausdruck. Mächtig flammte in diesem politischen Gedicht Hebbels deutsches Gefühl empor, und sein Wort von den slawischen „Bedientenvölkern" erregte einen Sturm der Entrüstung bei Polen und Tschechen.[1] Zum Schiller-Jubiläum 1859 findet der Dichter ernst mahnende Worte an seine Volksgenossen, die ihre großen Künstler erst nach dem Tode zu ehren wüßten. Neben diesen Gelegenheitsgedichten finden sich wildphantastische oder schmelzende zarte Stimmungsgedichte („Der Zauberhain", „Der letzte Baum", „Die Linde"[2]) und eine düstere Ballade („Der Ring"). Besonders deutlich zeigt sich jetzt auch die für Hebbel charakteristische Neigung, malerisch oder plastisch zu komponieren. Darum hatte er immer die poetische „Kommentierung" von Werken der bildenden Kunst besonders geliebt, und so schuf er jetzt wieder das hervorragend schöne Gedicht „Die drei Schwestern" nach einem Bilde des Palma Vecchio in der Dresdner Galerie. Vollkommen malerisch gesehen ist ja auch ein Gedicht wie „Der Kirschenstrauß". Noch einmal und in wahrhaft vollendeter Weise singt dann der Dichter den Preis der Schönheit („Das Geheimnis der Schönheit"). Das die wilde Zigeunerweise vortrefflich charakterisierende Gedicht „Aus dem Wiener Prater" und „Auf das Tier", aus dem des Dichters fast übertriebene Liebe zu den Tieren spricht, sind zu den besten Schöpfungen Hebbels zu zählen. Leise und wehmütig erklingen in einzelnen Gedichten, wie „Vorüber", „Auf ein junges Mädchen", die Töne von der Harfe des Dichters, der den Abend seines Lebens heraufziehen sieht, und ein halb verklärter Geist spricht aus den letzten großen, in schwerer Leidenszeit entstandenen Werken: „Der Bramine"[3] und „Diocletian".

---

[1] Vgl. Hebbels Briefe an Dingelstedt, vom 31. Aug. 1861, und an Groth, vom 2. März 1862, sowie Strodtmanns Bericht in der „Deutschen Revue", Bd. II, S. 194 ff.

[2] Vgl. „Tagebücher", Bd. II, S. 579 f.

[3] Am Fuß des Manuskripts stehen von des Dichters Hand die Worte: „In schweren Leiden." Hebbels Frau Christine soll nach einer Vorlesung dieses Gedichtes ausgerufen haben: „Friedrich! Friedrich! Das ist dein Testament."

Das Bild von Hebbels lyrischer Kunst wird erst vollständig, wenn wir auch auf des Dichters ausgedehntes Schaffen auf dem Gebiet des Epigramms einen Blick werfen. Die zahlreichen Gedichte, in denen das Gedankenhafte überwiegt, lassen schon erkennen, daß er seiner ganzen Anlage nach zum Epigrammatiker berufen war wie kaum ein zweiter. Mit Vorliebe hat er sich denn auch dieser Gattung bedient, um tiefe und originelle Gedanken über Welt und Menschen auszusprechen, Gedanken, die er meist schon in seinen Tagebüchern in prosaischer Form niedergelegt hatte. An Strodtmann hat er einmal in richtiger Selbstkenntnis geschrieben: „Ich bin der Mann des Epigramms und Aperçus; meine ganze Natur ist lakonisch und spricht durch Blitze" („Deutsche Revue", II. Jahrg., S. 197, vgl. auch die wichtige Stelle in dem Brief an Elise Lensing vom 29. Mai 1845). Er beherrscht die Form des Epigramms souverän, und eine solche Fülle tiefster Gedanken spricht sich in diesen kleinen Gedichten aus, ein so zarter poetischer Duft schwebt nicht selten über ihnen, daß Hebbel als Epigrammatiker den Vergleich mit unseren klassischen Dichtern nicht zu scheuen braucht. Über die Meisterschaft unsers Dichters auf diesem Gebiet sind denn auch alle Kunstrichter, so verschieden sie sonst auch urteilen mochten, einig gewesen.

Was die äußere Geschichte der Lyrik Hebbels anbetrifft, so hat der Dichter zum erstenmal 1842 eine Sammlung seiner Gedichte veranstaltet, ihr folgte eine zweite im Jahre 1848 unter dem Titel: „Neue Gedichte" (bei J. J. Weber), und 1857 erschien die stark vermehrte und verbesserte Gesamtausgabe (bei Cotta). Sie war „dem ersten Dichter der Gegenwart, Ludwig Uhland, in unwandelbarer Verehrung" gewidmet. Über diese Gesamtausgabe und ihr Verhältnis zu den früheren Ausgaben äußert sich der Dichter in einem Brief an Karl Werner vom 18. Dezember 1856 wie folgt: „Ich habe nämlich Aussicht, eine Gesamtausgabe meiner Gedichte zu stande zu bringen und zu diesem Zwecke sowohl die beiden gedruckten Sammlungen, die Sie kennen, als auch den fertigen, nicht unerheblichen Vorrat, durchgesehen und verbessert. Das hat mich denn, da es sich in den meisten Fällen nur um ganz feine, kaum sichtbare Linien handelte, Tag und Nacht in Anspruch genommen, ich glaube aber auch mit dem Resultat zufrieden sein zu dürfen, obgleich ich nicht selten, wie ich Ihnen das wohl bekennen will, zu Lese-Arten zurückkehrte, die ich vor zwölf Jahren verworfen hatte, als ich die Sachen zum erstenmal zusammenstellte."[1]

[1] Vgl. auch „Tagebücher", Bd. II, S. 439.

Die Gedichte, die nach 1857 entstanden sind, hat Emil Kuh zum erstenmal im 7. und 8. Band der Gesamtausgabe (Hamburg 1865—1867) abgedruckt. Sie waren zum Teil schon vorher in Zeitungen erschienen, zum Teil fanden sie sich im Nachlaß des Dichters. Die Jugendgedichte, die zuerst im „Ditmarser und Eiderstedter Boten" (1829—32) und in den von Amalie Schoppe redigierten „Neuen Pariser Modeblättern" (seit 1832) gedruckt waren, hat H. Krumm in der zweiten Auflage der Gesamtausgabe (Hamburg 1891) in einer Auswahl wieder veröffentlicht.

Für unsere Ausgabe konnte in der Hauptsache nur die vom Dichter selbst besorgte Ausgabe von 1857 zu Grunde gelegt werden. Das mußte um so mehr geboten sein, als es ja dem Dichter mehr als „peinlich" war, seine Gedichte in einer anderen Gestalt, als in derjenigen, worin er sie allein anerkennen und vertreten konnte, in der Welt zu wissen, und er die meisten seiner Freunde, welche handschriftliche Gedichte von ihm besaßen, zur Vernichtung derselben veranlaßte, um nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, Stücke, die er verworfen hatte, in einer späteren Zeit wieder veröffentlicht zu sehen. Hebbel meinte, dieses Opfer seien Künstler und Dichter ihrem ästhetischen Gewissen schuldig (Brief an die Regierungsrätin Rousseau vom 30. Juni 1842). Außer den Gedichten der Gesamtausgabe sind die Gedichte aus der Zeit nach 1857 gleichfalls in einer Auswahl abgedruckt worden. Da sie nicht mehr vom Dichter selbst durchgesehen worden sind, so haben wir sie für unsre Ausgabe mit den im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar aufbewahrten Handschriften verglichen.

Hebbel hatte in der Ausgabe von 1857 die Gedichte in fünf Hauptgruppen: Lieder, Balladen und Verwandtes, Vermischte Gedichte, Sonette, Epigramme und Verwandtes, eingeteilt. Der Übersichtlichkeit und Einheitlichkeit wegen haben wir bei unserer Anordnung die drei ersten Gruppen vereinigen zu dürfen geglaubt, zumal die Einteilung Hebbels nicht einwandsfrei ist, so daß nun die Gedichte in drei Abteilungen zerfallen. Innerhalb dieser haben wir, einem oft geäußerten Wunsch folgend, die Gedichte zum erstenmal nach den beiden Listen und sonstigen Bemerkungen in den Tagebüchern chronologisch angeordnet, so daß die lyrische Entwickelung Hebbels von 1833 bis in sein letztes Lebensjahr hinein verfolgt werden kann. Die Epigramme aus der Zeit nach 1857 sind an passenden Stellen eingeordnet worden.

Die Gedichte Hebbels sind, von ganz wenigen Ausnahmen ab-

gesehen, von seiten der litterarischen Kritik überaus günstig beurteilt worden. Ludwig Uhland hat sie schon im Jahre 1838 mit Wohlwollen und Anerkennung begrüßt, und als er die Gesamtausgabe erhielt, da dankte er Hebbel mit warmen Worten für allen Genuß, den ihm das schöne Buch gewährt habe (Uhland an Hebbel, 2. Febr. 1838, 5. April 1858). Nicht weniger warm und anerkennend äußerte sich Ed. Mörike in einem Brief vom 30. Nov. 1857. Schon 1843 brachte auch Wilibald Alexis eine Besprechung in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" (S. 18 f.) und trug kein Bedenken, nachdem er die an lyrischen Schönheiten so reiche Sammlung gelesen hatte, auf die reifste Goethesche Liederpoesie vergleichend hinzuweisen. K. Gutzkow hat eine eingehende Recension über die Gesamtausgabe in den „Unterhaltungen am häuslichen Herd" (neue Folge, III. Bd., 1858, S. 333—336) gebracht. Er wies tadelnd auf jene Gedichte hin, in denen „das Bewußte, Theoretische, Polemische" zu sehr überwiege, und behandelte mißlungene Sachen nicht eben sanft, er konnte aber doch eine Gruppe von Gedichten herausheben, die er des höchsten Lobes für würdig hielt. Hier sei die Absicht und poetische Lebensanschauung zu vollendetem Ausdruck gekommen. „Hier hat man reiche Gelegenheit, einen Dichter zu bewundern, der so ganz von dem gäng und gäben Singen und Sagen unserer Lyrik abweicht und ohne Weihe und Beruf nie in die Saiten greift." Wie stark mußte ein Talent sein, daß dem schroffen Gutzkow so viel abrang! Sehr treffend und mit großer Wärme hat sich auch Fr. von Üchtritz geäußert. Er schrieb in einem Brief vom 10. Januar 1855 an den Dichter: „Ihre beiden Gedichtsammlungen habe ich gelesen und wiedergelesen und darin eine Fülle edlen Lebens, anziehender Verhältnisse und Bilder, sowie menschlich edler Empfindung gefunden, die reichste Äußerung eines in die Gründe und Abgründe des Lebens dringenden Geistes, einer energischen Ahnungstiefe der Seele, den Ausdruck einer eigentümlich entwickelten Bildung, eines bei manchen Rauheiten des Sinnes mit ebensoviel Zartheit als Innigkeit fühlenden Herzens, einer interessanten, bedeutenden Persönlichkeit. Sie fühlen phantasievoll, auch wenn Sie denken, Sie denken, auch wenn Sie phantasieren und fühlen, wie es der Lyriker muß, wenn seine Schöpfungen über das, was Sie als ‚Käferpoesie' zu bezeichnen pflegen, hinausliegen sollen." Der alte Öhlenschläger, Hebbels berühmte Landsleute Groth und Storm, Adolf v. Pichler, R. Schumann, Liszt, E. Kuh, K. Goedeke und andere mehr haben immer gerade den Lyriker Hebbel verehrt.

und einzelne von ihnen haben die Gedichte als das Bleibende seines Lebenswerkes bezeichnet. Trotzdem sind sie heute in weiteren Kreisen so gut wie unbekannt, wenn wir von den paar Stücken absehen, die unsere modernen Anthologien zu bringen pflegen. Der Grund liegt darin, daß man heute immer noch bei der Beurteilung Hebbels von dem härtesten und schroffsten seiner Dramen, der „Maria Magdalene“, ausgeht und es fast für unmöglich hält, daß der Dichter eines solchen Werkes auch auf dem Gebiete lyrischer Gefühlspoesie etwas Wertvolles geschaffen habe. So sicher es nun ist, daß auch der Lyriker Hebbel dereinst voll gewürdigt werden wird, so erscheint es doch heute noch als eine litterarische Pflicht, auf den köstlichen Schatz, den das deutsche Volk in seinen Gedichten besitzt, mit Nachdruck hinzuweisen.

I. Lieder, Balladen, Vermischte Gedichte.

Der Schmetterling.

Ein Jugendbild.

Ein Räuplein saß auf kleinem Blatt,
Es saß nicht hoch, doch aß es satt
Und war auch wohl geborgen;
Da ward das kleine Raupending
Zum Schmetterling,
An einem schönen Morgen
Zum bunten Schmetterling.

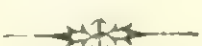
Der Schmetterling blickt um sich her,
Es wogt um ihn ein goldnes Meer
Von Farben und von Düften;
Er regt entzückt die Flügelein:
Muß bei euch sein,
Ihr Blumen auf den Triften,
Muß ewig bei euch sein!

Er schwingt sich auf, ihn trägt die Luft
So leicht empor, er schwelgt in Duft,
O Freude, Freude, Freude!
Da saust ein scharfer Wind vorbei,
Reißt ihm entzwei
Die Flügel alle beide,
Der Wind reißt sie entzwei.

Er taumelt, ach! so matt, so matt,
Zurück nun auf das kleine Blatt,

Das ihn ernährt als Raupe.
O weh, o weh, du armes Ding!
Ein Schmetterling,
Der nährt sich nicht vom Laube —
Du armer Schmetterling!

Ihm ist das Blatt jetzt eine Gruft,
Ihn letzt nur Blumensaft und Duft,
Die kann er nicht erlangen,
Und eh' noch kommt das Abendrot,
Sieht man ihn tot
An seinem Blättlein hangen,
Ach kalt, erstarrt und tot!



Morgen und Abend.

O Morgenzeit, du frische Zeit!
Des Lebens reichste Quelle!
Du machst die enge Brust mir weit,
Das trübe Aug' mir helle!
Mir ist, als dürft' ich auferstehn
Aus einem dumpfen Grabe,
Wenn ich das erste Licht gesehn,
Den Hauch getrunken habe.

Dem Teich Bethesda[1] gleicht mein Herz
Mit seinen frischen Säften,
Die schwellen es zu Lust und Schmerz
Mit tausend neuen Kräften:
Ihr trunknes Durcheinanderspiel
Erfüllt mich mit Entzücken;

[1] Von dem wunderkräftigen Teich Bethesda zu Jerusalem erzählt das Evangelium Johannis, Kap. 5, V. 4: „Denn ein Engel fuhr herab zu seiner Zeit in den Teich und bewegete das Wasser. Welcher nun der erste, nachdem das Wasser bewegt war, hinein stieg, der ward gesund, mit welcherlei Seuche er behaftet war."

Ich weiß nicht was, doch will ich viel,
Und alles muß mir glücken!
Allein, unendlich ist die Welt,
Und, wie die Brust sich dehne,
Sie fühlt's zuletzt, und brennend fällt
Die reinste Menschenthräne.
Dann sinkt des Abends heil'ge Ruh',
Als wär's auf eine Wunde,
Auf sie herab und schließt sie zu,
Damit sie still gesunde.

Des Menschen Kraft reicht eben aus
Zum Kämpfen, nicht zum Siegen,
Wir sollen in dem ew'gen Strauß
Nicht stehn und nicht erliegen;
Doch wenn uns dies das Herz beschwert,
Naht der ersehnte Schlummer,
Und, ward der letzte Wunsch gewährt:
Wem macht der erste Kummer?

Proteus.[1]

Was oben und unten in Fülle und Kraft
Die ewige Mutter erschuf und erschafft,
Sie hat es in Formen, in steife, gehüllt,
In starrende Normen das Leben gefüllt.

Und wie's in den Formen auch brauset und zischt,
So bleibt es doch immer mit Erde gemischt,
Nie kann sich's entreißen der dumpfen Gewalt,
Da wird es so trübe, da wird es so kalt.

Doch mich hat sie nimmer gebannt in den Ring,
Mit welchem sie grausam die Wesen umfing,

[1] In der griechischen Mythologie ein Meergott, der die Gabe der Selbstverwandlung besaß.

Ich steige hinunter, ich steige empor,
Nach eignem Behagen im wirbelnden Chor.

Ich schlürfe begierig aus jeglichem Sein
Mit tiefem Entzücken den Honig hinein,
An keines gebunden, muß jedes mir schnell
Die Pforten entriegeln zum innersten Quell.

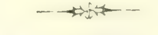
Ich bin's, der die Welle des Lebens bewegt,
Der ihre gewaltigste Strömung erregt,
Und dann, was sie innerlich eigen besitzt,
Enteilend, ins dürstende Weltall verspritzt.

Ha, oben in Wolken in bläulichem Glanz
Mit brausenden Stürmen der schwindelnde Tanz!
Als Blitz, dies Verflammen im nächtlichen Blau!
Als Regen, dies Tränken der durstigen Au!

Im Kelche der Blume, im farbigen, nun
Das stille Verschließen, das liebliche Ruhn!
Und wenn ich entsteige der tauigen Gruft,
Umströmt mich, entbunden, der glühendste Duft!

O seliges Wohnen in Nachtigallbrust,
O süßes Zerrinnen in heimlichster Lust!
Ich hauch' ihr die Liebe ins klopfende Herz,
Dann scheid' ich, da singt sie in ewigem Schmerz.

In Seelen der Menschen hinein und hinaus!
Sie möchten mich fesseln, o neckischer Strauß!
Die fromme des Dichters nur ist's, die mich hält,
Ihr geb' ich ein volles Empfinden der Welt.



Das alte Haus.

Der Maurer schreitet frisch heraus,
Er soll dich niederbrechen;

Da ist es mir, du altes Haus,
Als hörte ich dich sprechen:
„Wie magst du mich, das lange Jahr'
Der Lieb' und Eintracht Tempel war,
Wie magst du mich zerstören?

„Dein Ahnherr hat mich einst erbaut
Und unter frommem Beten
Mit seiner schönen, stillen Braut
Mich dann zuerst betreten.
Ich weiß um alles wohl Bescheid,
Um jede Lust, um jedes Leid,
Was ihnen widerfahren.

„Dein Vater ward geboren hier,
In der gebräunten Stube,
Die ersten Blicke gab er mir,
Der muntre, kräft'ge Bube.
Er schaute auf die Engelein,
Die gaukeln in der Fenster Schein,
Dann erst auf seine Mutter.

„Und als er traurig schlich am Stab,
Nach manchen schönen Jahren,
Da hat er schon, wie still ein Grab,
In meinem Schoß erfahren;
In jener Ecke saß er da,
Und stumm und händefaltend sah
Er sehnlich auf zum Himmel.

„Du selbst — doch nein, das sag' ich nicht,
Ich will von dir nicht sprechen,
Hat dieses alles kein Gewicht,
So laß nur immer brechen.
Das Glück zog mit dem Ahnherrn ein,
Zerstöre du den Tempel sein,
Damit es endlich weiche.

„Noch lange Jahre kann ich stehn,
Bin fest genug gegründet,
Und ob sich mit der Stürme Wehn
Ein Wolkenbruch verbündet;
Kühn rag' ich wie ein Fels empor,
Und was ich auch an Schmuck verlor,
Gewann ich's nicht an Würde?

„Und hab' ich denn nicht manchen Saal
Und manch geräumig Zimmer?
Und glänzt nicht festlich mein Portal
In alter Pracht noch immer?
Noch jedem hat's in mir behagt,
Kein Glücklicher hat sich beklagt,
Ich sei zu klein gewesen.

„Und wenn es einst zum Letzten geht,
Und wenn das warme Leben
In deinen Adern stille steht,
Wird dies dich nicht erheben,
Dort, wo dein Vater sterbend lag,
Wo deiner Mutter Auge brach,
Den letzten Kampf zu streiten?"

Nun schweigt es still, das alte Haus,
Mir aber ist's, als schritten
Die toten Väter all' heraus,
Um für ihr Haus zu bitten,
Und auch in meiner eignen Brust,
Wie ruft so manche Kinderlust:
Laß stehn das Haus, laß stehen!

Indessen ist der Mauermann
Schon ins Gebälk gestiegen,
Er fängt mit Macht zu brechen an,
Und Stein' und Ziegel fliegen.

Still, lieber Meister, geh von hier,
Gern zahle ich den Taglohn dir,
Allein das Haus bleibt stehen.

Das Kind.

Die Mutter lag im Totenschrein,
Zum letztenmal geschmückt;
Da spielt das kleine Kind herein,
Das staunend sie erblickt.

Die Blumenkron' im blonden Haar
Gefällt ihm gar zu sehr,
Die Busenblumen, bunt und klar,
Zum Strauß gereiht, noch mehr.

Und sanft und schmeichelnd ruft es aus:
Du liebe Mutter, gib
Mir eine Blum' aus deinem Strauß,
Ich hab' dich auch so lieb!

Und als die Mutter es nicht thut,
Da denkt das Kind für sich:
Sie schläft, doch wenn sie ausgeruht,
So thut sie's sicherlich.

Schleicht fort, so leis es immer kann,
Und schließt die Thüre sacht
Und lauscht von Zeit zu Zeit daran,
Ob Mutter noch nicht wacht.

Auf ein altes Mädchen.

Dein Auge glüht nicht mehr wie einst,
Und deine Wang' ist nicht mehr rot,
Und wenn du jetzt vor Sehnsucht weinst,
So gilt es keinem, als dem Tod.

Nichts bist du, als ein Monument,
Das, halb verwittert und gering,
Nur kaum noch einen Namen nennt,
Mit dem ein Leben unterging.

Doch wie hervor die Toten gehn
Aus ihrer Gruft in mancher Nacht,
Darfst du zuweilen auferstehn
Zu altem Glanz und alter Pracht,
Wenn tief dich ein Gefühl ergreift,
Wie es vielleicht dich einst bewegt,
Und dir den Schnee vom Herzen streift,
Der längst sich schon darauf gelegt.

Da bist du wieder wie zuvor,
Und was die Mutter einst entzückt,
Wodurch du der Gespielen Chor
Einst anspruchslos und still beglückt,
Das alles ist noch einmal dein,
Von einem Wunderstrahl erhellt,
Gleichwie vom späten Mondenschein
Die rings in Schlaf begrabne Welt.

Mir aber wird es trüb zu Mut,
Mir sagt ein unbekannter Schmerz,
Daß tief in dir verschlossen ruht,
Was Gott bestimmt hat für mein Herz.
Und will's dann hin zu dir mich ziehn,
Ach, mit allmächtiger Gewalt,
So muß ich stumm und blutend fliehn,
Denn du bist wieder tot und kalt.

Auf ein schlummerndes Kind.

Wenn ich, o Kindlein, vor dir stehe,
Wenn ich im Traum dich lächeln sehe,

Wenn du erglühst so wunderbar,
Da ahne ich mit süßem Grauen:
Dürft' ich in deine Träume schauen,
So wär' mir alles, alles klar!

Dir ist die Erde noch verschlossen,
Du hast noch keine Lust genossen,
Noch ist kein Glück, was du empfingst;
Wie könntest du so süß denn träumen,
Wenn du nicht noch in jenen Räumen,
Woher du kamest, dich ergingst?



Tändelei.

Ich schaute dir ins Auge schnell,
Du blicktest gar zu mild,
Und lieblich sah ich, klar und hell,
Darin mein eignes Bild.

In eine wunderbare Flut
Von Farben war's getaucht,
Von Licht und Glanz die Zauberglut
Darüber hingehaucht.

Da wurde dir das Auge feucht,
Und perlenklar und rein
Trat eine Thräne, schnell erzeugt,
Licht in das Licht, hinein.

Mein Bild, als wär's mit Flut und Wind,
Es kämpfte frei und frank
Mit deiner Thräne, bis es lind
In ihrem Schoß versank.

So dir im Auge, wundersam,
Sah ich mich selbst entstehn,

Und als die stille Thräne kam,
Noch schöner mich vergehn.

Nachtlied.

Quellende, schwellende Nacht,
Voll von Lichtern und Sternen;
In den ewigen Fernen,
Sage, was ist da erwacht?

Herz in der Brust wird beengt,
Steigendes, neigendes Leben,
Riesenhaft fühle ich's weben,
Welches das meine verdrängt.

Schlaf, da nahst du dich leis,
Wie dem Kinde die Amme,
Und um die dürftige Flamme
Ziehst du den schützenden Kreis.

Bubensonntag.

Wenn ich einst, ein kleiner Bube,
Sonntags früh im Bette lag,
Und die helle Kirchenglocke
All das Schweigen unterbrach:

O, wie schlüpft' ich dann so hurtig
Aus dem Bett ins Kleid hinein,
Und wie gern ließ ich das Frühstück,
Um zuerst bei Gott zu sein!

Ein Gesangbuch unterm Arme,
Eh' ich's Lesen noch verstand,
Ging ich fort, gebeugten Hauptes,
Fromm verschränkend Hand in Hand.

Kam mein Hündchen froh gesprungen,
Schalt ich: komm mir nicht zu nah'!
Kaum daß ich, zur Seite schielend,
Nach der Vogelfalle sah.

Fiel die Kirchenthür nun knarrend
Hinter meinem Rücken zu,
Sprach ich furchtsam=zuversichtlich:
Jetzt allein sind Gott und du!

Längst mit ganzem, vollem Herzen
Hing ich ja an meinem Gott,
Doch, daß niemand ihn erblicke,
Hielt ich stets für eitel Spott.

Und so hofft' ich jeden Morgen,
Endlich einmal ihn zu sehn;
War's denn nichts in meinen Jahren,
Stets um Fünfe aufzustehn?

Auf dem hohen Turm die Glocke
War schon lange wieder stumm,
Der Altar warf düstre Schatten,
Gräber lagen ringsherum.

Drang ein Schall zu mir herüber,
Dacht' ich: jetzt wirst du ihn schaun!
Aber meine Augen schlossen
Sich zugleich vor Angst und Graun.

Und dies Zittern, dies Erbangen,
Und mein kalter Todesschweiß —
Daß der Herr vorbeigewandelt,
Galt mir alles für Beweis.

Still und träumend dann zu Hause
Schlich ich mich in süßer Qual,
Und mein klopfend Herz gelobte
Sich mehr Mut fürs nächste Mal.

Nachtgefühl.

Wenn ich mich abends entkleide,
  Gemachsam, Stück für Stück,
So tragen die müden Gedanken
  Mich vorwärts oder zurück.

Ich denke der alten Tage,
  Da zog die Mutter mich aus;
Sie legte mich still in die Wiege,
  Die Winde brausten ums Haus.

Ich denke der letzten Stunde,
  Da werden's die Nachbarn thun;
Sie senken mich still in die Erde,
  Dann werd' ich lange ruhn.

Schließt nun der Schlaf mein Auge,
  Wie träum' ich oftmals das:
Es wäre eins von beidem,
  Nur wüßt' ich selber nicht, was.

Großmutter.

Mit Ehrfurcht stand ich einst vor dir
  In einer ernsten Stunde;
Den Segen, fromm, erbat ich mir
  Von deinem heil'gen Munde.
Du sahst nicht mehr, du hörtest kaum,
  Kalt waren deine Hände,
Und sprachst du, war's, als ob im Traum
  Ein Toter Worte fände.

Du strichst die Locken mir zurück,
  Dann frugst du manche Sachen
Und batest mich, dein letztes Glück
  Im Alter noch zu machen.

„Sie sagten mir, du wärest tot!"
  Dumpf riefst du's aus und weintest;
Da ward mir klar in deiner Not,
  Daß du den Vater meintest.

Von seinem Leben sprachst du nun,
  Als wär's mein eignes Leben;
Ich sah ihn in der Wiege ruhn,
  Mit Wonne dich daneben!
Ich gab durch manches schöne Jahr
  Gerührt ihm das Geleite;
Ich sah ihn endlich am Altar,
  An meiner Mutter Seite.

Manch schlichtes Glück erfreute ihn,
  Ich wurde ihm geboren;
Mein Bruder dann; jetzt aber schien
  Der Faden dir verloren.
Du stocktest plötzlich, brachest ab
  Und frugst, was nun gekommen;
Ich dachte an sein frühes Grab,
  Doch schwieg ich, tief beklommen.

Du schluchztest, aufgetaut und weich,
  Als hätt'st du nichts vergessen,
Und doch begannest du zugleich
  Von einer Frucht zu essen.
Den Stuhl zum Ofen schobst du dann,
  Dich wieder einsam wähnend,
Und fingest laut zu beten an,
  Dein Haupt vorüber lehnend.

Ich aber sah von fern die Zeit
  Auch mein schon dunkel harren,
Wo mir die Welt nichts weiter beut.
  Als Gräber aufzuscharren,

Und, weil dem schlotternden Gebein
Sich noch versagt das Bette,
Ich, selbst verglüht, in Gottes Sein
Mich still hinüber rette.

Erquickung.

Der Vater geht hinaus aufs Land,
Sein muntres Knäblein an der Hand;
Getragen ist des Tages Last,
Nun geht er bei der Nacht zu Gast.

Solch frisches Menschenangesicht,
Draus Heiterkeit und Friede spricht,
Das ist mir wie ein Bibelbuch,
Ich schau' hinein und hab' genug.
Bin längst nicht mehr der Thor, der fragt:
Was hast du selber dir erjagt?
Das aber gibt mir ein Gefühl,
Als gäb's für andre doch ein Ziel.

Erleuchtung.

In unermeßlich tiefen Stunden
Hast du, in ahnungsvollem Schmerz,
Den Geist des Weltalls nie empfunden,
Der niederflammte in dein Herz?

Jedwedes Dasein zu ergänzen
Durch ein Gefühl, das ihn umfaßt,
Schließt er sich in die engen Grenzen
Der Sterblichkeit als reichster Gast.

Da thust du in die dunkeln Risse
Des Unerforschten einen Blick
Und nimmst in deine Finsternisse
Ein leuchtend Bild der Welt zurück;

Du trinkst das allgemeinste Leben,
Nicht mehr den Tropfen, der dir floß,
Und ins Unendliche verschweben
Kann leicht, wer es im Ich genoß.

Der junge Schiffer.[1]

Dort bläht ein Schiff die Segel,
Frisch saust hinein der Wind;
Der Anker wird gelichtet,
Das Steuer flugs gerichtet,
Nun fliegt's hinaus geschwind.

Ein kühner Wasservogel
Kreist grüßend um den Mast,
Die Sonne brennt herunter,
Manch Fischlein, blank und munter,
Umgaukelt keck den Gast.

Wär' gern hineingesprungen,
Da draußen ist mein Reich!
Ich bin ja jung von Jahren,
Da ist's mir nur ums Fahren,
Wohin? Das gilt mir gleich!

Versöhnung.

„Ist nicht heute Allerseelen?
Ja, ich will zur Kirche gehn,
Und was Menschen mir versagen,
Von dem Himmel mir erflehn.

Meine Mutter kann nur weinen,
Hat nicht Trost für meinen Schmerz;

[1] Vgl. auch „Maria Magdalene", Akt 3, Szene 8.

Krank geworden ist der Vater,
Das zerreißt mir ganz das Herz!"

Und sie stellt des Vaters Suppe
Sorgsam zu des Herdes Glut,
Sagt der Mutter guten Morgen,
Geht dann fort in trübem Mut.

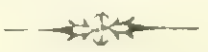
Vor der Nachbarinnen Augen
Bebt das ihre scheu zurück,
Aber frei hinauf zum Himmel
Wendet sie den reinen Blick.

In ein Haus der Anverwandten
Tritt sie nur mit Angst und Pein,
Aber in des Ew'gen Tempel
Geht sie ohne Zagen ein.

Am Altar der Mutter Gottes
Kniet sie still und glühend hin,
Doch um was sie bitten dürfe,
Kommt ihr nimmer in den Sinn.

Milde Mutter, Gnadenmutter,
Neige dich und sprich sie los;
Ihr Versöhner und ihr Mittler
Ist das Kind in ihrem Schoß.

Wird es doch gekreuzigt werden
Von der Wiege bis ans Grab,
Und so zahlt es überreichlich
Alle ihre Schulden ab!



Höchstes Gebot.

Hab' Achtung vor dem Menschenbild,
Und denke, daß, wie auch verborgen,

Darin für irgend einen Morgen
Der Keim zu allem Höchsten schwillt!

Hab' Achtung vor dem Menschenbild,
Und denke, daß, wie tief er stecke,
Ein Hauch des Lebens, der ihn wecke,
Vielleicht aus deiner Seele quillt!

Hab' Achtung vor dem Menschenbild!
Die Ewigkeit hat eine Stunde,
Wo jegliches dir eine Wunde,
Und, wenn nicht die, ein Sehnen stillt!

An Hedwig.[1]

(Eine holsteinische junge Schauspielerin.)

Es war in schöner Frühlingszeit,
Als ich dich fand bei Spiel und Scherz,
Da drängte all die Lieblichkeit
Sich lind, wie nie noch, an mein Herz.

Du selber warst dem Frühling gleich,
Der nur verspricht, doch nicht gewährt,
Drum ward ich nicht vor Sehnsucht bleich
Und von Entzücken nicht verklärt.

Es war der Morgen vor dem Fest,
An dem man nur noch Träume tauscht,
Das Weh, das keinen Stachel läßt,
Die Freude, welche nicht berauscht.

Wie nur noch grün der Rosenstrauch,
Doch auch schon grün die Nessel war,
So glichen sich die Stunden auch,
Die uns beglückten, wunderbar.

[1] Die Schauspielerin, die hier Hebbel feiert, war Hedwig Schulz, die später den Theaterdirektor Herweg heiratete. Als ganz junges Mädchen hatte sie der Dichter in Wesselburen auf der Bühne gesehen.

Nach manchem Tag kam dann der Tag,
Der uns, vielleicht auf ewig, schied;
Ich trug es, wie man's tragen mag,
Wenn man den Frühling scheiden sieht.

Nur selten stieg dein holdes Bild
Mir auf in der erstarrten Brust,
Doch ward ich einmal weich und mild,
So war ich gleich mir dein bewußt.

Und dieses fühl' ich: blick' ich einst
Von meinem Sterbebett zurück,
So ist, daß du mir noch erscheinst,
Mein letzter Wunsch, mein letztes Glück.

Du warst mein Lebensengel, sei
Denn du mein Todesengel auch,
Dann mischt noch in den Herbst der Mai
Den überquellend-vollen Hauch.

Am Morgen, wo der Mensch ersteht
Für seinen schweren Tageslauf,
Und abends, wenn er schlafen geht,
Da schaut er gern zum Himmel auf!

An den Tod.

Halb aus dem Schlummer erwacht,
Den ich traumlos getrunken,
Ach, wie war ich versunken
In die unendliche Nacht!

Tiefes Verdämmern des Seins,
Denkend nichts, noch empfindend!
Nichtig mir selber entschwindend,
Schatte mit Schatten zu eins!

Da beschlich's mich so bang,
Ob auch, den Bruder verdrängend,

Geist mir und Sinne verengend,
Listig der Tod mich umschlang.
Schaudernd dacht' ich's und fuhr
Auf und schloß mich ans Leben,
Drängte in glühendem Erheben
Kühn mich an Gott und Natur.
Siehe, da hab' ich gelebt:
Was sonst, zu Tropfen zerflossen,
Langsam und karg sich ergossen,
Hat mich auf einmal durchbebt.
Oft noch berühre du mich,
Tod, wenn ich in mir zerrinne,
Bis ich mich wieder gewinne
Durch den Gedanken an dich!

Vorfrühling.

Wie die Knospe hütend,
Daß sie nicht Blume werde,
Liegt's so dumpf und brütend
Über der drängenden Erde.
Wolkenmassen ballten
Sich der Sonne entgegen,
Doch durch tausend Spalten
Dringt der befruchtende Segen.
Glüh'nde Düfte ringeln
In die Höhe sich munter.
Flüchtig grüßend, züngeln
Streifende Lichter herunter.
Daß nun, still erfrischend,
Eins zum andern sich finde,
Rühren, alles mischend,
Sich lebendige Winde.

Zwei Wanderer.[1]

Ein Stummer zieht durch die Lande,
Gott hat ihm ein Wort vertraut,
Das kann er nicht ergründen,
Nur einem darf er's verkünden,
Den er noch nicht geschaut.

Ein Tauber zieht durch die Lande,
Gott selber hieß ihn gehn,
Dem hat er das Ohr verriegelt
Und jenem die Lippe versiegelt,
Bis sie einander sehn.

Dann wird der Stumme reden,
Der Taube vernimmt das Wort,
Er wird sie gleich entziffern,
Die dunkeln göttlichen Chiffern,
Dann ziehn sie gen Morgen fort.

Daß sich die beiden finden,
Ihr Menschen, betet viel.
Wenn, die jetzt einsam wandern,
Treffen einer den andern,
Ist alle Welt am Ziel.

Der Kranke.

Der Kranke in seinem Bette,
Wie schlief er so schwer und so bang,

[1] Um die dunkle Symbolik dieses Gedichtes zu verstehen, denke man an die zahlreichen Stellen in den Tagebüchern Hebbels, wo er es tief bedauert, daß die Menschen einander so wenig kennen und verstehen. Der Stumme und der Taube versinnlichen den denkbar stärksten Fall des Sichnichtverstehens. Wenn *die* beiden einander innerlich gefunden haben, dann ist das höchste Ziel der Menschheit erreicht.

Als hin zu der schwülen Stätte
Der erste Lenzhauch drang.

Ein Fenster war aufgegangen,
Durch das er hinein sich stahl,
Nun kühlt er die heißen Wangen,
Die glühende Stirn zumal.

Und all dies linde Kosen,
Das Blüten gelockt aus dem Baum,
Es gibt dem Hoffnungslosen
Genesung in süßem Traum.

Doch ach, der holde Gedanke
Erschüttert zu sehr sein Herz,
Vor Freuden erwacht der Kranke
Und fühlt den alten Schmerz.

Das Haus am Meer.

Hart an des Meeres Strande
Baut man ein festes Haus;
Als sollt' es ewig dauern,
So heben die trotz'gen Mauern
Sich in das Land hinaus.

Mächtige Hammerschläge
Erdröhnen schwer und voll;
Die Sägen knarren und zischen,
Verworren hört man dazwischen
Der Wogen dumpf Geroll.

Durch das Gebälke klettert
Ein rüst'ger Zimmermann;
Der Wind, der sich erhoben,
Zerreißt mit seinem Toben
Das Lied, das er begann.

Ich bin hineingetreten;
Daß solch ein Werk gedeiht,
Das ist an Gott gelegen,
Zu beten um seinen Segen,
Nehm' ich mir gern die Zeit.

Die Fenster gehen alle
Hinaus auf die wilde See;
Noch sind sie nicht verschlossen,
Eine Möve kommt geschossen
Durch das, an dem ich steh'.

Hier will der Bewohner schlafen;
Schon wird in dem luft'gen Raum
Die Bettstatt aufgeschlagen;
Da ahn' ich mit stillem Behagen
Voraus gar manchen Traum.

Doch wende ich mein Auge,
Fällt's auf gar manches Riff,
Ich sehe des Meeres Tosen,
Drüben im Grenzenlosen
Durchbricht den Nebel ein Schiff.

Wer ist's denn, der am Strande,
Am öden, sein Haus sich baut?
„Ein Schiffer; seit vielen Jahren
Hat er das Meer befahren,
Nun ist's ihm lieb und vertraut.

„Dies ist die letzte Reise,
Ich fühl' mich alt und müd',
Daß ich mein Nest dann finde,
Hobelt und hämmert geschwinde!
So sprach er, als er schied.

„Jetzt kann er stündlich kehren,
Er ist schon lange fort,

Drum müssen wir alle eilen!"
Des schwellenden Sturmwinds Heulen
Verschlingt des Zimmrers Wort.

Die Wolken ballen sich dräuend,
Riesige Wogen erstehn,
Aufgerüttelt von Stürmen,
Schrecklich, wenn sie sich türmen,
Schrecklicher, wenn sie zergehn.

Das Schiff dort, kraftlos ringend,
Ihr Spiel jetzt, bald ihr Raub,
Muß gegen die Felsen prallen,
Schon hör' ich den Notschuß fallen,
Was hilft es? Gott ist taub.

Ich fürchte, das ist der Schiffer,
Dem man dies Bett bestellt,
Der Zimmrer mit dem Hammer
Befestigt die letzte Klammer,
Während das Schiff zerschellt.

Frühlingslied.

Ringt um des Jubels Krone!
Die Sonne ruft zum Strauß
Vom blauen Himmelsraume,
Auch schaut aus jedem Baume
Der Frühling schon heraus.

Ringt um des Jubels Krone!
Das Veilchen ist schon da
Und sendet seine Düfte
Verschwendrisch in die Lüfte
Und würzt sie fern und nah'.

Ringt um des Jubels Krone!
Die Lerche trinkt den Hauch

Und schmettert ihre Lieder
In frohem Dank hernieder
  Und weckt den Menschen auch.

Ringt um des Jubels Krone!
  Das Mägdlein, das ihr lauscht,
Erglüht im tiefsten Herzen
Und fühlt die süßen Schmerzen,
  Die sie noch nie berauscht.

Ringt um des Jubels Krone!
  Der Jüngling ahnt sein Glück,
Und als er ihr mit Beben
Den ersten Kuß gegeben,
  Gibt sie ihn halb zurück.

Ringt um des Jubels Krone!
  Ihr seht, daß jeder Lust
Ein Funke sich verbündet,
An dem sie weiter zündet
  In einer fremden Brust

Ringt um des Jubels Krone!
  Dies ist das Weltgebot.
Die trunkenste der Seelen
Wird Gott sich selbst vermählen
  Durch sel'gen Freudentod.

Abendgefühl.

Friedlich bekämpfen
  Nacht sich und Tag.
Wie das zu dämpfen,
  Wie das zu lösen vermag!

Der mich bedrückte,
  Schläfst du schon, Schmerz?

Was mich beglückte,
Sage, was war's doch, mein Herz?
Freude wie Kummer,
Fühl' ich, zerrann,
Aber den Schlummer
Führten sie leise heran.

Und im Entschweben,
Immer empor,
Kommt mir das Leben
Ganz wie ein Schlummerlied vor.

Zu Pferd! Zu Pferd!

Zu Pferd! Zu Pferd! Es saust der Wind!
Schneewolken, düstre, jagen!
Die schütten nun den Winter aus!
Zu Pferd! Zu Pferd! Durch Saus und Braus
Die heiße Brust zu tragen!

Mit krausen Nüstern prüft das Roß
Die Luft, dann wiehert's mutig;
Nur, wie ich herrsche, dient das Tier,
Ein Druck, von dannen fliegt's mit mir,
Als wär' mein Sporn schon blutig.

In meinem Mantel wühlt der Wind,
Er raubt mir fast die Mütze;
Ich hab' ihn gern auf meiner Spur,
An seiner Wut erprob' ich's nur,
Wie fest ich oben sitze!

Der Sonnen-Jüngling.

Der Sonnen-Jüngling blickt zum erstenmal
Hernieder auf die Erde mit Verlangen,

Er kehrt sich glühend ab in süßem Bangen,
Doch blühn schon Veilchen auf vor seinem Strahl.

Er blickt noch einmal, und zu seiner Qual
Ist schnell die erste Lilie aufgegangen;
Beim dritten Mal sieht er die Rose prangen,
Nun muß er rastlos blicken, ohne Wahl.

Und ach, je länger er sie nun betrachtet,
Je größer wird in seiner Brust das Sehnen,
Weil sie sich immer lieblicher gestaltet.

Er aber, der sich neben ihr verachtet,
Ahnt nicht in seinem Weh und seinen Thränen,
Daß all die Schönheit nur sein Blick entfaltet.

Adams Opfer.

Die schönsten Früchte, frisch gepflückt,
Trägt er zum grünen Festaltar
Und bringt, mit Blumen reich geschmückt,
Sie fromm als Morgenopfer dar.

Erst blickt er froh, dann wird er still:
„O Herr, wie arm erschein' ich mir!
Wenn ich den Dank dir bringen will,
So borge ich selbst den von dir!"

An die Jünglinge.

Trinkt des Weines dunkle Kraft,
Die euch durch die Seele fließt
Und zu heil'ger Rechenschaft
Sie im Innersten erschließt!
Blickt hinab nun in den Grund,
Dem das Leben still entsteigt,
Forscht mit Ernst, ob es gesund
Jedem Höchsten sich verzweigt.

Geht an einen schaur'gen Ort,
  Denkt an aller Ehren Strauß,
Sprecht dann laut das Schöpfungswort
  Sprecht das Wort: „Es werde!“ aus.
Ja, „Es werde!“ spricht auch Gott,
  Und sein Segen senkt sich still;
Denn, den macht er nicht zum Spott,
  Der sich selbst vollenden will.

Betet dann, doch betet nur
  Zu euch selbst, und ihr beschwört
Aus der eigenen Natur
  Einen Geist, der euch erhört.
Leben heißt, tief einsam sein;
  In die spröde Knospe drängt
Sich kein Tropfe Taus hinein,
  Eh' sie innre Glut zersprengt.

Gott dem Herrn ist's ein Triumph,
  Wenn ihr nicht vor ihm vergeht,
Wenn ihr, statt im Staube dumpf
  Hinzuknieen, herrlich steht,
Wenn ihr stolz, dem Baume gleich,
  Euch nicht unter Blüten bückt,
Wenn die Last des Segens euch
  Erst hinab zur Erde drückt.

Fort den Wein! Wer noch nicht flammt,
  Ist nicht seines Kusses wert,
Und wer selbst vom Feuer stammt,
  Steht schon lange glutverklärt.
Euch geziemt nur eine Lust,
  Nur ein Gang durch Sturm und Nacht,
Der aus eurer dunklen Brust
  Einen Sternenhimmel macht!

Requiem.

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Sieh, sie umschweben dich,
Schauernd, verlassen,
Und in den heiligen Gluten,
Die den Armen die Liebe schürt,
Atmen sie auf und erwarmen
Und genießen zum letztenmal
Ihr verglimmendes Leben.

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Sieh, sie umschweben dich,
Schauernd, verlassen,
Und wenn du dich erkaltend
Ihnen verschließest, erstarren sie
Bis hinein in das Tiefste.
Dann ergreift sie der Sturm der Nacht,
Dem sie, zusammengekrampft in sich,
Trotzten im Schoße der Liebe,
Und er jagt sie mit Ungestüm
Durch die unendliche Wüste hin,
Wo nicht Leben mehr ist, nur Kampf
Losgelassener Kräfte
Um erneuertes Sein!

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Die Weihe der Nacht.

Nächtliche Stille!
Heilige Fülle,

Wie von göttlichem Segen schwer,
Säuselt aus ewiger Ferne daher.

Was da lebte,
Was aus engem Kreise
Auf ins Weit'ste strebte,
Sanft und leise
Sank es in sich selbst zurück
Und quillt auf in unbewußtem Glück.

Und von allen Sternen nieder
Strömt ein wunderbarer Segen,
Daß die müden Kräfte wieder
Sich in neuer Frische regen,
Und aus seinen Finsternissen
Tritt der Herr, so weit er kann,
Und die Fäden, die zerrissen,
Knüpft er alle wieder an.

Die junge Mutter.

Sie hat ein Kind geboren,
Zu höchster Lust in tiefstem Leid,
Und ist nun ganz verloren
In seine stumme Lieblichkeit.

Es blüht zwei kurze Tage,
So daß sie's eben küssen mag,
Und ohne Laut und Klage
Neigt es sein Haupt am dritten Tag.

Und wie es still erblaßte,
So trägt sie still den heil'gen Schmerz,
Und eh' sie's ganz noch faßte,
Daß es dahin ist, bricht ihr Herz.

Der mit dem Lilienstengel
  Sonst tritt aus einem finstern Thor,
Er ging, der Todesengel,
  Aus ihrem eignen Schoß hervor.

Sturmabend.

Rausche nur vorüber, Wind!
  Wühl' im Laub und knicke,
Während ich mein süßes Kind
  An die Brust hier drücke!
Nestle aus dem dunklen Haar
  Ihr die junge Rose,
Wirf sie ihr zu Füßen dar,
  Während ich hier kose.

Eine Todesgöttin, tritt
  Sie die zarte Schwester
In den Staub mit stolzem Schritt
  Und umschlingt mich fester.
Läßt dir willig gar das Tuch,
  Das ihr, wenn ich neckte,
Sonst noch niemals dicht genug
  Hals und Busen deckte.

Rausche, Wind! Wir sehn die Zeit
  So wie dich entfliehen,
Doch bevor sie Asche streut,
  Wagen wir zu glühen!
Lockend vor mir, rund und rot,
  Ihre Feuerlippe!
Zwei Schritt hinter mir der Tod
  Mit geschwungner Hippe.

Neue Liebe.

O Blitz, der aus dem Tiefsten springt
Und mir durch jede Faser zuckt,
Der mich mit neuer Glut durchdringt,
Die sonst mein Innres still verschluckt;

Ich grüße dich viel tausendmal
Und frag' nicht: „Bringst du mir Genuß?"
Denn du befreist mich von der Qual,
Daß ich mich selber lieben muß.

Rose und Lilie.

Die Rose liebt die Lilie,
Sie steht zu ihren Füßen;
Bald löst die Glut ihr schönstes Blatt,
Es fällt, um sie zu grüßen.

Die Lilie bemerkt es wohl,
Sie hätt' das Blättlein gerne;
Der Wind verweht's, und Blatt nach Blatt
Jagt er in alle Ferne.

Die Rose doch läßt nimmer ab,
Läßt immer neue fallen;
Sie grüßt, und grüßt sich fast zu Tod,
Doch keines trifft von allen.

Das letzte fängt die Lilie
Und thut sich dicht zusammen;
Nun glüht das Blatt in ihrem Kelch,
Als wär's ein Herz voll Flammen.

Das Kind am Brunnen.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind ist erwacht!
Doch die liegt ruhig im Schlafe.
Die Vöglein zwitschern, die Sonne lacht,
Am Hügel weiden die Schafe.

Frau Amme, Frau Amme, das Kind steht auf,
Es wagt sich weiter und weiter!
Hinab zum Brunnen nimmt es den Lauf,
Da stehen Blumen und Kräuter.

Frau Amme, Frau Amme, der Brunnen ist tief,
Sie schläft, als läge sie drinnen!
Das Kind läuft schnell, wie es nie noch lief,
Die Blumen locken's von hinnen.

Nun steht es am Brunnen, nun ist es am Ziel,
Nun pflückt es die Blumen sich munter,
Doch bald ermüdet das reizende Spiel,
Da schaut's in die Tiefe hinunter.

Und unten erblickt es ein holdes Gesicht,
Mit Augen so hell und so süße.
Es ist sein eignes, das weiß es noch nicht,
Viel stumme freundliche Grüße!

Das Kindlein winkt, der Schatten geschwind
Winkt aus der Tiefe ihm wieder.
„Herauf! Herauf!“ So meint's das Kind;
Der Schatten: „Hernieder! Hernieder!“

Schon beugt es sich über den Brunnenrand.
Frau Amme, du schläfst noch immer!
Da fallen die Blumen ihm aus der Hand
Und trüben den lockenden Schimmer.

Verschwunden ist sie, die süße Gestalt,
Verschluckt von der hüpfenden Welle,

Das Kind durchschauert's fremd und kalt,
Und schnell enteilt es der Stelle.

Sie sehn sich nicht wieder.

Von dunkelnden Wogen
Hinunter gezogen,
Zwei schimmernde Schwäne, sie schiffen daher,
Die Winde, sie schwellen
Allmählich die Wellen,
Die Nebel, sie senken sich finster und schwer.

Die Schwäne, sie meiden
Einander und leiden,
Nun thun sie es nicht mehr, sie können die Glut
Nicht länger verschließen,
Sie wollen genießen,
Verhüllt von den Nebeln, gewiegt von der Flut.

Sie schmeicheln, sie kosen,
Sie trotzen dem Tosen
Der Wellen, die Zweie in Eines verschränkt.
Wie die sich auch bäumen,
Sie glühen und träumen,
In Liebe und Wonne zum Sterben versenkt.

Nach innigem Gatten
Ein süßes Ermatten,
Da trennt sie die Woge, bevor sie's gedacht.
Laßt ruhn das Gefieder!
Ihr seht euch nicht wieder,
Der Tag ist vorüber, es dämmert die Nacht.



Die Unschuld.

Sie ist nicht, daß sie ewig lebe,
Sie soll nur einen Tod erwerben,

Der sie mit Glorie umgebe,
Drum muß sie an der Liebe sterben!

Letzter Gruß.

Jungfraunbilder, früh erblichen,
In dem Haar den Myrtenkranz
Dämmernd schwebende Gestalten,
Steigen auf bei Mondenglanz.

Wollt ihr mit den weißen Händen,
Die den Knaben nie gedrückt,
Halb verwelkte Rosen brechen,
Weil kein Fröhlicher sie pflückt?

Wollt ihr mit den kalten Lippen,
Die kein Jüngling warm geküßt,
Aus den Blütenkelchen trinken,
Die der Schmetterling vergißt?

Oder wollt ihr still erkunden,
Wenn ihr, wie im Traum, euch zeigt,
Ob euch aus dem treu'sten Herzen
Noch ein letzter Seufzer steigt?

Eine tritt zu mir ans Lager,
Ach, ich träumte nicht von ihr,
Aber abendrot=umgossen
Steht sie jetzt, wie einst, vor mir.

Immer lächelnd, immer freundlich,
Und erst in dem letzten Schmerz
Preßte sie, zusammensinkend,
Ihre Hand aufs arme Herz!

Ach, ihr Herz war wie ein Siegel:
Erst als es gebrochen war,

Wurde mir sein schaurig-süßes,
Himmlisches Geheimnis klar!

Dämmer-Empfindung.

Was treibt mich hier von hinnen?
Was lockt mich dort geheimnisvoll?
Was ist's, das ich gewinnen,
Und was, womit ich's kaufen soll?

Trat unsichtbar mein Erbe,
Ein Geist, ein luft'ger, schon heran,
Und drängt mich, daß ich sterbe,
Weil er nicht eher leben kann?

Und winkt mir aus der Ferne
Die Traube schon, die mir gereift
Auf einem andern Sterne,
Und will, daß meine Hand sie streift?

Gebet.

Die du, über die Sterne weg,
Mit der geleerten Schale
Aufschwebst, um sie am ew'gen Born
Eilig wieder zu füllen:
Einmal schwenke sie noch, o Glück,
Einmal, lächelnde Göttin!
Sieh, ein einziger Tropfen hängt
Noch verloren am Rande,
Und der einzige Tropfen genügt,
Eine himmlische Seele,
Die hier unten in Schmerz erstarrt,
Wieder in Wonne zu lösen.

Ach! sie weint dir süßeren Dank,
Als die anderen alle,
Die du glücklich und reich gemacht;
Laß ihn fallen, den Tropfen!

Ich und du.

Wir träumten voneinander
Und sind davon erwacht,
Wir leben, um uns zu lieben,
Und sinken zurück in die Nacht.

Du tratst aus meinem Traume,
Aus deinem trat ich hervor,
Wir sterben, wenn sich eines
Im andern ganz verlor.

Auf einer Lilie zittern
Zwei Tropfen, rein und rund,
Zerfließen in eins und rollen
Hinab in des Kelches Grund.

Waldbilder.

1. Das Haus im Walde.

Ich bin im Walde gegangen,
Da traf ich ein kleines Haus,
Dort gingen die Engel Gottes
Sichtbarlich ein und aus.

Das Gärtchen, umher gezogen,
Bot Äpfel und Birnen genug,
Ein Weinstock spann sich durchs Fenster,
Der duftige Trauben trug.

Die Mutter säugte den Knaben,
Sie neigte sich über ihn,

Daß ihre rosige Wange
  Ein Abglanz der seinigen schien.

Nun pflückt sie die schwerste der Trauben,
  Die selbst die Schulter ihr tickt,
Die Rebe will sie erquicken,
  Wie sie ihr Kind erquickt.

Und vor ihr, auf dem Tische,
  Steht eine Flasche Wein,
Ein Becher dabei, die werden
  Wohl für den Gatten sein!

Geräusch! — „Dein Vater, Knabe!"
  Sie schenkt den Becher voll.
Noch nicht! Die Birne fiel nur,
  Die sie ihm reichen soll.

Ich möchte vor sie treten,
  Es ist noch eben Zeit,
Und sprechen: laß mich trinken,
  Ich habe noch so weit!

Sie würde den Trunk mir reichen,
  Der ihm beschieden war,
Mir würde sein, als böt' ihn
  Der Friede selbst mir dar.

Doch nein, ich will mich wenden,
  Der Wald ist dick und wild,
Ich will in den Wald mich verlieren,
  Wer tritt hinein in ein Bild!

2. Böser Ort.

Ich habe mich ganz verloren,
  Wie ist hier alles stumm!
Es drängen die schwarzen Bäume
  Sich tückisch um mich herum.

Sie wollen mich nicht mehr lassen,
Mich aber treibt es fort,
Man spricht von bösen Orten,
Dies ist ein böser Ort!

Hier ist schon Böses geschehen,
Und hier muß mehr geschehn,
Wird's nicht an ihm begangen,
So muß es der Mensch begehn.

Die Blumen, so hoch sie wachsen,
Sind blaß hier, wie der Tod,
Nur eine in der Mitte
Steht da in dunklem Rot.

Die hat es nicht von der Sonne,
Nie traf sie deren Glut,
Sie hat es von der Erde,
Und die trank Menschenblut!

Du sollst dich nicht länger brüsten
Auf meines Bruders Grab
In deinem gestohlnen Purpur,
Ich räch' ihn und breche dich ab!

Dort liegt sie zu meinen Füßen!
Da schwingt ein Vogel sich,
Setzt sich mir gegenüber
Und pfeift und verspottet mich.

„Jetzt läßt der Ort dich weiter,
Da ihm sein Recht geschah,
Du hast die Blume getötet,
Es war nichts andres da."

Liebeszauber.

Schwül wird diese Nacht. Am Himmelsbogen
Ziehn die Wolken dichter sich zusammen,
Breit begrenzt von Wetterleuchtens Flammen
Und von roten Blitzen scharf durchzogen.

Alles Leben ist in sich verschlossen,
Kaum nur, daß ich mühsam Atem hole;
Selbst im Beete dort die Nachtviole
Hat den süßen Duft noch nicht ergossen.

Jedes Auge wär' schon zugefallen,
Doch die Herzen sind voll Angst und zittern
Vor den zwei sich kreuzenden Gewittern,
Deren Donnergrüße bald erschallen.

Jene Alte schleppt sich zur Kapelle,
Doch sie wird den Heil'gen nicht erblicken,
Eh' die Wolken ihre Blitze schicken,
Betend kauert sie sich auf der Schwelle.

Ist das nicht des Liebchens taube Muhme?
Ja! So will ich hier nicht länger weilen,
Will zu ihr, zu ihrem Fenster eilen
Und dort lauschen, statt am Heiligtume.

Weiß ich's denn? Kann nicht ein Blitz da zünden?
Kann ich, wenn ich aus der Glut sie rette,
Nicht — o daß er schon gezündet hätte! —
Ihr mein süß Geheimnis endlich künden?

Sieh, da bin ich schon! Beim Lampenlichte
Sitzt sie, in die weiße Hand das Köpfchen
Stützend, mit noch aufgeflochtnen Zöpfchen,
Stillen Schmerz im blassen Angesichte.

Horch, der erste Donnerschlag! Es krachen
Thür und Thor! Sie scheint es nicht zu hören!
Wessen denkt sie? Wüßt' ich's, würd' ich schwören:
Heut noch will ich den Garaus ihm machen.

Sie erhebt sich. Willst du dich entkleiden?
Gute Nacht! Warum? Zur rechten Stunde
Löscht sie selbst das Licht und gibt dir Kunde:
Mehr ist nicht erlaubt! Dann magst du scheiden!

Was? Sie knüpft ein Tuch um ihre Locken?
Hüllt sich in der Muhme alten Mantel?
Ist sie — oder stach mich die Tarantel?
Wird sie — Die Besinnung will mir stocken!

Ja, schon knarrt die Thür. Da kommt sie. Nimmer
Würd' ich selbst sie, so vermummt, erkennen,
Hätt' ich nicht — — Die Lampe läßt man brennen,
Daß es scheint, man sei im frommen Zimmer.

Rasch an mir vorbei! Sie ist, wie alle!
Folg' ich ihr? Ja freilich! Um zu schauen,
Ob man ihr mit braunen oder blauen
Augen — schwarze hab' ich selbst — gefalle.

Waldhornklänge aus dem Jägerhäuschen!
Beim Gewitter? O, das ist ein Zeichen!
So ist das der Jüngling sondergleichen?
Wohl! Doch nächstens pflücken wir ein Sträußchen.

Und weshalb? Hat sie dir was versprochen?
Nein! Und dennoch muß ich sie verklagen,
Daß sie, ja, so darf, so darf ich sagen,
Einen stillen Bund mit mir gebrochen.

Weiter! Weiter? So vergib, Geliebte!
Doch wohin? Hier zieht der Wald sich düster,
Und dort wohnt die Alte an der Rüster,
Die in mancher dunklen Kunst geübte.

Gilt es der? Halt ein! Dein Herz muß klopfen!
Rastlos donnert's ja, zur Feuergarbe
Schwillt der Blitz, blutrot wird seine Farbe,
Und noch immer fällt kein milder Tropfen.

Fort! Und fort! Und unter falschen Bäumen,
Die der Blitz — — Ihr näher! daß sie keiner
Treffen kann, der mich verschont, nicht einer!
Schritt auf Schritt ihr nach! Wer würde säumen!

Ist sie nun am Ziel? Da ist die Hütte!
Ja, sie pocht. Man öffnet ihr. Ich spähe
Durch den Ritz. Wer weiß, was ihr geschähe,
Wenn ich nicht — — ein Kreis! Sie in der Mitte!

Wie sie da steht, fast zum Schnee erbleichend,
Und die Alte, in der Ecke kauernd,
Dreht ein Bild aus Wachs. Sie sieht es schauernd.
Jetzt spricht die zu ihr, das Bild ihr reichend:

„Zieh' dir nun die Nadel aus den Haaren,
Rufe den Geliebten laut und deutlich
Und durchstich dies Bild, dann wirst du bräutlich
Ihn umfangen und ihn dir bewahren.“

Schweigt, ihr Donner! Praßle noch nicht, Regen,
Daß ich noch den einen Laut vernehme,
Ob er auch des Herzens Schlag mir lähme
Und der Pulse feuriges Bewegen!

Wie sie zögert! Wie sie mit Erröten
In die Locken greift und eine Nadel
Auszieht auf der Alten stummen Tadel
Und noch säumt, als gölte es, zu töten!

Endlich zückt sie die, und — meine Sinne
Reißen! — ruft — hinein! Zu ihren Füßen!
Ruft mich selbst mit Worten, stammelnd-süßen,
Als den Einen, den sie heimlich minne! — —

Und dem Zagen kommt der Mut, behende
Weicht die Thür. „Wer durfte sich erfrechen“,
Ruft die Alte, „und den Zauber brechen?“ —
„Ohne Furcht! Hier kommt nur, der ihn ende!“

Sie entweicht mit holden Schamgebärden;
Da umschließt er sie, und Glut und Sehnen
Löst bei beiden sich in linden Thränen,
Die der Mensch nur einmal weint auf Erden.

Und so stehn sie, wechseln keine Küsse,
Still gesättigt und in sich versunken,
Schon berauscht, bevor sie noch getrunken,
In der Ahnung dämmernder Genüsse.

Und auch draußen löst sich jetzt die Schwüle,
Die zerrissnen Wolken, regenschwanger,
Schütten ihn herab auf Hain und Anger,
Und hinein zur Hütte dringt die Kühle.

Als nun auch der Regen ausgewütet,
Wallen sie, die Alte gern verlassend,
Kinderfromm sich an den Händen fassend,
Wieder heim, von Engeln still behütet.

Als sie aber scheiden will, da ziehen
Glühendheiß die Nachtviolendüfte
An ihm hin im sanften Spiel der Lüfte,
Und nun küßt er sie noch im Entfliehen.

Der Heideknabe.

Der Knabe träumt, man schicke ihn fort
Mit dreißig Thalern zum Heideort,
Er ward drum erschlagen am Wege
Und war doch nicht langsam und träge.

Noch liegt er im Angstschweiß, da rüttelt ihn
Sein Meister und heißt ihm, sich anzuziehn
Und legt ihm das Geld auf die Decke
Und fragt ihn, warum er erschrecke.

„Ach, Meister, mein Meister, sie schlagen mich tot,
Die Sonne, sie ist ja wie Blut so rot!“

„Sie ist es für dich nicht alleine,
Drum schnell, sonst mach' ich dir Beine!"

„Ach, Meister, mein Meister, so sprachst du schon,
Das war das Gesicht, der Blick, der Ton,
Gleich greifst du" — zum Stock, will er sagen,
Er sagt's nicht, er wird schon geschlagen.

„Ach, Meister, mein Meister, ich geh', ich geh',
Bring' meiner Frau Mutter das letzte Ade!
Und sucht sie nach allen vier Winden,
Am Weidenbaum bin ich zu finden!"

Hinaus aus der Stadt! Und da dehnt sie sich,
Die Heide, nebelnd, gespenstiglich,
Die Winde darüber sausend,
„Ach, wär' hier ein Schritt wie tausend!"

Und alles so still und alles so stumm,
Man sieht sich umsonst nach Lebendigem um,
Nur hungrige Vögel schießen
Aus Wolken, um Würmer zu spießen.

Er kommt ans einsame Hirtenhaus,
Der alte Hirt schaut eben heraus,
Des Knaben Angst ist gestiegen,
Am Wege bleibt er noch liegen.

„Ach, Hirte, du bist ja von frommer Art,
Vier gute Groschen hab' ich erspart,
Gib deinen Knecht mir zur Seite,
Daß er bis zum Dorf mich begleite.

„Ich will sie ihm geben, er trinke dafür
Am nächsten Sonntag ein gutes Bier,
Dies Geld hier, ich trag' es mit Beben,
Man nahm mir im Traum drum das Leben!"

Der Hirt, der winkte dem langen Knecht,
Er schnitt sich eben den Stecken zurecht,

Jetzt trat er hervor — wie graute
Dem Knaben, als er ihn schaute!

„Ach, Meister Hirte, ach nein, ach nein,
Es ist doch besser, ich geh' allein!"
Der Lange spricht grinsend zum Alten:
„Er will die vier Groschen behalten."

„Da sind die vier Groschen!" Er wirft sie hin
Und eilt hinweg mit verstörtem Sinn.
Schon kann er die Weide erblicken:
Da klopft ihn der Knecht in den Rücken.

„Du hältst es nicht aus, du gehst zu geschwind,
Ei, Eile mit Weile, du bist ja noch Kind,
Auch muß das Geld dich beschweren,
Wer kann dir das Ausruhn verwehren?

„Komm, setz' dich unter den Weidenbaum
Und dort erzähl' mir den häßlichen Traum,
Mir träumte — Gott soll mich verdammen,
Trifft's nicht mit deinem zusammen!"

Er faßt den Knaben wohl bei der Hand,
Der leistet auch nimmermehr Widerstand,
Die Blätter flüstern so schaurig,
Das Wässerlein rieselt so traurig!

„Nun sprich, du träumtest" — „Es kam ein Mann —"
„War ich das? Sieh mich doch näher an,
Ich denke, du hast mich gesehen!
Nun weiter, wie ist es geschehen?"

„Er zog ein Messer!" — „War das, wie dies?" —
„Ach ja, ach ja!" — „Er zog's?" — „Und stieß "
„Er stieß dir's wohl so durch die Kehle?
Was hilft es auch, daß ich dich quäle!"

Und fragt ihr, wie's weiter gekommen sei?
So fragt zwei Vögel, sie saßen dabei,

Der Rabe verweilte gar heiter,
Die Taube konnte nicht weiter!

Der Rabe erzählt, was der Böse noch that,
Und auch, wie's der Henker gerochen hat,
Die Taube erzählt, wie der Knabe
Geweint und gebetet habe.

Sommerbild.

Ich sah des Sommers letzte Rose stehn,
Sie war, als ob sie bluten könne, rot;
Da sprach ich schauernd im Vorübergehn:
„So weit im Leben ist zu nah' am Tod!"

Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,
Nur leise strich ein weißer Schmetterling;
Doch ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag
Bewegte, sie empfand es und verging.

Eine Pflicht.

Schönheit, wo ich dich erblicke,
Huldige ich deinem Licht,
Und wie ich mich selbst erquicke,
So erfüll' ich eine Pflicht.

Hast du je dich selbst genossen,
Wenn man dich nicht erst genießt?
Bleibst du nicht in dich verschlossen,
Wenn man sich vor dir verschließt?

Ja, durchschauert es nicht leise
Auch die lieblichste Gestalt,
Wenn in einem blöden Kreise
Ihr versagt die Allgewalt?

Aber wenn sie, Lust erweckend,
Dieser Lust sich selbst erfreut,
Und, des Zaubers Macht entdeckend,
Den sie übt, ihn still erneut:
Hebt sich da ihr Blick nicht freier,
Weil er fremdes Feuer trinkt?
Fällt die Angst nicht wie ein Schleier,
Erst bemerkt, indem er sinkt?
Drum ein ungetrübter Spiegel,
Schönheit, werd' ich stets dir sein;
Der Vollendung Sternensiegel
Kommt dir durch dein Bild allein!

Das Mädchen im Kampf mit sich selbst.

1.

Schweigend sinkt die Nacht hernieder,
Und in tiefster Dunkelheit
Löst das Mädchen ihre Glieder
Aus dem engen Sonntagskleid.
Aber ihre Hände irren
Bei den Locken dann und wann,
Und um diese zu entwirren,
Zündet sie ihr Lämpchen an.

Schüchtern nun bei seinem Strahle
Schaut sie in des Spiegels Rund,
Und ihr thut zum ersten Male
Ihrer Schönheit Macht sich kund.
Tief errötend, dennoch zaudernd,
Blickt sie fort und fort hinein;
Dann, wie vor sich selbst erschaudernd,
Löscht sie schnell der Lampe Schein.

Leise in sich selbst versinkend
Und aus eignen Zaubers Glanz

Inniges Genügen trinkend,
  Ist sie still und selig ganz.
Doch sie will die Lust bezwingen,
  Weil sie aus ihr selber quillt,
Da verklärt dies holde Ringen
  Mailich süß ihr frommes Bild.

Und sie sieht's mit halbem Bangen,
  Daß, je mehr sie sich verdammt,
Ihr's von Stirn und Mund und Wangen
  Immer sternenhafter flammt.
Gottes eigner Finger leuchtet
  Golden durch ihr Angesicht,
Und so wie ihr Blick sich feuchtet,
  Löscht ihr Hauch zugleich das Licht.

2.

Doch zu nie erschöpftem Segen
  Wird dies heilige Empfinden
Auch ihr Innerstes erregen
  Und im Maß der Schönheit binden;

Aug' in Aug' mit sich im Spiegel,
  Freite sie sich selbst auf immer;
Unzerbrechlich ist das Siegel,
  Wie auch lockt der Erde Schimmer.

Diese wunderbaren Formen,
  Die des Leibes Bau ihr schmücken,
Werden die verwandten Normen
  Auch in ihre Seele drücken.

Und so wird ihr innres Leben
  All die Harmonie erwidern,
Die sie mit geheimem Beben
  Angeschaut in Leib und Gliedern.

Meeresleuchten.

Aus des Meeres dunklen Tiefen
Stieg die Venus still empor,
Als die Nachtigallen riefen
In dem Hain, den sie erkor.

Und zum Spiegel, voll Verlangen,
Glätteten die Wogen sich,
Um ihr Bild noch aufzufangen,
Da sie selbst auf ewig wich.

Lächelnd gönnte sie dem feuchten
Element den letzten Blick,
Davon blieb dem Meer sein Leuchten
Bis auf diesen Tag zurück.

Das Opfer des Frühlings.

Sah ich je ein Blau, wie droben
Klar und voll den Himmel schmückt?
Nicht in Augen, sanft gehoben,
Nicht in Veilchen, still gebückt!
Leiser scheint der Fluß zu wallen
Unter seinem Widerschein,
Vögel schweigen, und vor allen
Dämmert meine Seele ein.

Doch, es gilt auch eine Feier!
Schaut den Lenz im Morgenglanz!
Hinter grauer Nebel Schleier
Flocht der Jüngling sich den Kranz.
Wenn sein Hauch, die Nebel teilend,
Ihn zu früh schon halb verriet,
Wich er scheu zurück, enteilend
In ein dunkleres Gebiet.

Dennoch stehn, ihn zu empfangen,
  Seine Kinder schon bereit:
Rose mit den heißen Wangen,
  Mandelbaum im weißen Kleid!
Veilchen, die des Sommers Brüten
  Bald erstickt, sie harren auch,
Keusche Lorbeeren selbst erglühten;
  Denn sie alle traf sein Hauch.

Nun, mit fast verschämtem Lächeln,
  Zieht er ein ins schöne Reich;
Ihm die glüh'nde Stirn zu fächeln,
  Nahn die Morgenwinde gleich.
Doch, ihn selber kühlend, stehlen
  Sie so viel der holden Glut,
Als die Blumen, die noch fehlen,
  Zu erwecken nötig thut.

Flugs nun auf den leichten Schwingen
  Eilen sie durch Hain und Thal,
Und vor ihren Küssen springen
  Spröde Knospen ohne Zahl.
Jeder Busch, wie sie ihn streifen,
  Wird zum bunten Blütenstrauß,
Und die Wurzeln, die noch steifen,
  Treiben erstes Grün heraus.

Doch nun löst sich, alle Farben
  Zu erhöhn und allen Duft,
Das verschluckte Licht in Garben
  Reinen Goldes aus der Luft.
Sind das Strahlen? Sind das Sterne,
  Die der Tag in Flammen schmolz?
Alles funkelt, nah' und ferne,
  Berg und Wald, ja Stein und Holz!

Horcht! Vor diesem Glanze fahren
Auch die Vögel aus dem Traum,
Drin sie still versunken waren,
Wieder auf im blauen Raum!
Aber dick und rauchend steigen
Wolken heißen Dufts empor,
Und nun fällt ins dumpfe Schweigen
Neu betäubt zurück ihr Chor.

Fürder, immer fürder schreitend,
Kommt der Jüngling an den Fluß,
Der, sich rings ins Land verbreitend,
Alles tränkt, was trinken muß.
Aber heute möge dürsten,
Was da will, er hält sich an
Und versucht, ob er den Fürsten
Durch sein Bild nicht fesseln kann.

Denn wenn dieser, süß betroffen,
Hier sich selbst im Spiegel schaut,
Krönt sein Blick das leise Hoffen,
Dem die Welle still vertraut;
Sei er noch so schnell und flüchtig,
Jene Lilie wird geweckt,
Die, wie keine keusch und züchtig,
Sich in ihren Schoß versteckt.

Und wie sollte er nicht säumen?
Sieht er denn sich selber nur?
Nicht zugleich, die seinen Träumen
Leben gab, die blüh'nde Flur?
Wenn's ihn auch vorüber triebe
An der eignen Huldgestalt,
Fesselte ihn doch die Liebe
An die Braut mit Allgewalt.

Ach, er zögert wonnetrunken!
Aber lange bleibt er nicht
In den süßen Rausch versunken,
Nein, er wendet das Gesicht!
Denn ihm sagt ein innres Stocken,
Daß die Götter neidisch sind,
Und ihm deucht, mit seinen Locken
Spiele schon ein andrer Wind.

Da beschleicht ihn dumpfe Trauer,
Ihm erlischt der Wange Rot,
Und ihn mahnt ein kalter Schauer
An den Tod, den frühen Tod;
Doch, von dem durchzuckt, entzittert,
Wie von selbst sein Kranz dem Haar,
Der die Ew'gen ihm erbittert,
Und sein Fuß zertritt ihn gar.

Plötzlich Stille jetzt! Die Winde
Ruhn wie auf ein Zauberwort,
Doch in jedem Frühlingskinde
Bebt der Todesschauer fort,
Und ein hast'ger Blütenregen
Macht das duft'ge Opfer voll,
Das verhaltnen Fluch in Segen,
Haß in Liebe wandeln soll.

Aber nun den stolzen Wipfel
Jeder Baum zur Erde neigt,
Nun auf hohem Bergesgipfel
Selbst der kühnste Demut zeigt,
Nun erhebt der Jüngling wieder
Sanft das Haupt, das er gesenkt,
Und ein Ölblatt säuselt nieder,
Das versöhnt der Neid ihm schenkt.

Die Rosen im Süden.

Aus den Knospen, die euch deckten,
Süße Rosen, mein Entzücken,
Lockte euch der heiße Süd;
Doch die Gluten, die euch weckten,
Drohen jetzt euch zu ersticken,
Ach, ihr seid schon halb verglüht!
Und dem Freunde, dem erschreckten,
Deucht, er muß euch eilig pflücken,
Daß ihr nicht zu schnell verblüht!

Das Mädchen nachts vorm Spiegel.

Vorm Spiegel steht sie, die schöne Maid,
Bei nächtlicher Zeit,
Und spricht in magdlichem Scherze,
Indem sie den eigenen Reiz beschaut:
„Wann werd' ich Braut?“ —
Auf einmal erlischt da die Kerze.
Und als nun die Nacht ihr Bild verschluckt,
Da wird sie durchzuckt
Von einem ahnenden Schmerze:
Ihr ist, als ob ihr der finstre Tod
Den Arm jetzt bot,
Und Gott befiehlt sich ihr Herze.

Ein Bild aus Reichenau.

Auf einer Blume, rot und brennend, saß
Ein Schmetterling, der ihren Honig sog
Und sich in seiner Wollust so vergaß,
Daß er vor mir nicht einmal weiter flog.

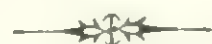
Ich wollte sehn, wie süß die Blume war,
Und brach sie ab: er blieb an seinem Ort;
Ich flocht sie der Geliebten in das Haar:
Er sog, wie aufgelöst in Wonne, fort!

Die Schönheit der Welt.

Weiß ich nicht, wie du entsprungen,
Weiß ich doch, was dich erhält,
Was den Streit in dir bezwungen,
Und mit ihm den Tod, o Welt!

Der Zerstörung wilde Triebe,
Die kein Selbstgenuß noch band,
Sind erloschen in der Liebe,
Seit du dich als schön erkannt!

Dem Adon, der sterben wollte,
Zeigt sein erstes Bild das Grab,
Das im Fluß ihn decken sollte,
Und er springt nicht mehr hinab.



Auf die deutsche Künstlerin.[1]

Ich will das rohe Feuer nicht,
Das, durch kein Maß zurückgehalten,
Hervor, wie aus der Hölle, bricht,
Um gleich dem Element zu walten;
Ich will den Funken aus den Höhn,
Der sanft der Seele sich verbündet
Und, langsam wachsend, immer schön,
Zuletzt zur Flamme sich entzündet:

[1] Die Verse gelten der Frau des Dichters; das Manuskript hat die Überschrift: „An Christine, als ich die Maria Stuart der Madame Rachel gesehen hatte." (Vgl. Kuh in den Anm. zu Bd. VII der Sämtl. Werke, S. 323). Madame Rachel (1820—58) war eine berühmte französische Schauspielerin.

Zur Flamme, die den Leib durchstrahlt,
Ihn nicht verzehrt in blindem Toben,
Und uns im reinsten Purpur malt,
Wie sich Natur und Geist verwoben.
Als wär' zum erstenmal ein Stern
In menschlicher Gestalt erschienen,
Verschmolzen bis zum tiefsten Kern
Mit Menschenblick und Menschenmienen,
Mit dieser Flamme kröntest du
Stets deine schöpf'rischen Gebilde,
Drum sprech' ich dir den Lorbeer zu;
Megären reiche ihn der Wilde!

Auf die Sixtinische Madonna.

Das hätt' ein Mensch gemacht? Wir sind betrogen!
Das rührt nicht her von einer ird'schen Hand!
Das ist entstanden wie der Regenbogen,
Und auch, wie er, ein göttlich Unterpfand!

Als einst die Himmelskönigin sich zeigte,
Als sie von ihrem Throne, sanft und mild,
Sich auf die dunkle Erde niederneigte,
Da seufzte jedes Herz nach ihrem Bild.

Und sieh: des Äthers reinste Tropfen fallen,
Der Sonne hellste Strahlen schimmern d'rein,
Und wie sie blitzend durcheinander wallen,
So fangen sie den holden Widerschein.

Er selber aber hält sie nun zusammen,
Und ein kristallner Spiegel bildet sich
Aus glüh'nden Perlen und aus feuchten Flammen,
In dem auch keine Linie erblich.

Schau' hin! Dein Auge wird dir nimmer sagen,
Was Tau ist oder Licht im kleinsten Punkt;

Drum soll sich keiner an dies Wunder wagen,
Der seinen Pinsel bloß in Farben tunkt.

Viel lieber soll's die Zukunft ganz betrauern,
Als nur zur Hälfte sich erhalten sehn;
In einer Sage mög' es ewig dauern,
In einem Abbild nicht zu Grunde gehn!

Ein Geburtstag auf der Reise.

Wie wird mir so beklommen,
Obgleich ich ruhig schlief!
Wär' heut der Tag gekommen,
Der mich ins Leben rief?
Ja, sagt mir der Kalender,
Ein Strauß des Freundes auch,
Den der zu milde Spender
Mir flocht am Lorbeerstrauch.

Ach, was sind das für Boten!
Wo bleiben Weib und Kind,
Die sonst, zum Liebesknoten[1]
Verschränkt, die ersten sind!
Heran, heran, wie immer,
Du teures, teures Paar,
Sonst wage ich mich nimmer
Hinein ins neue Jahr.

Daß ich noch Atem hole,
Verdank' ich euch allein,
Denn ihr seid meine Pole
Und werdet's ewig sein!

---

[1] Vgl. die Stelle in Schillers „Klage der Ceres":
„Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?"

Wie sollt' ich wohl noch ringen,
Wär's nicht des Vaters Pflicht?
Und könnt' es mir gelingen,
Stärkte dies Weib mich nicht?

Drum schnell, ich muß euch schauen!
Christine, an mein Herz,
Du innigste der Frauen,
Eh' es erstarrt vor Schmerz!
Und daß ich zwiefach nippe,
Reich' auch dein Kind zum Kuß,
Das meiner bärt'gen Lippe
Nur naht, wenn's eben muß.

Sie zögern noch! Ermannung!
Sie sind dir heut zu fern!
Du lebst in der Verbannung,
Doch nicht von Stern zu Stern!
Du wardst auf eine Weile
Dem Paradies entrückt,
Damit es, dir zum Heile,
Bald doppelt dich beglückt.

Nun wohl, ich will es tragen,
Bin ich auch Duldens satt;
Ich ward zurück verschlagen
In eine finstre Stadt[1],
Wo ich, der Welt verborgen,
Bestand den ersten Streit,
Drum werde dieser Morgen
Der Pilgerschaft geweiht!

Es ist die rechte Stunde,
Ein Schlachtfeld zu beschaun,

[1] Der Dichter weilte vom 22. Febr. bis Ende März 1852 in München, wo ihm die hier verlebte Jugendzeit in schmerzliche Erinnerung kam. Zu diesem und den folgenden Versen vgl. Hebbels Briefe an seine Frau vom 23. Febr. und 12. März 1852.

Ich mache flugs die Runde
Und thu' es ohne Graun,
Als wären's schon Äonen,
Wo ich hier, stumm, doch bang,
Mit jedem der Dämonen
Auf Tod und Leben rang.

Drum erst zum kleinen Hause,
Das mich beherbergt hat!
In dieser dunklen Klause
Reift' ich zur Dichterthat,
Viel litt ich da im stillen,
Viel hat's in mir geschafft:
Von Gott den reinen Willen,
Vom Teufel jede Kraft.

Vorüber doch', vorüber!
Mir wird in meinem Sinn
Auf einmal trüb' und trüber,
Nun ich zur Stelle bin.
Mir deucht, durch dieses Fenster
Grinst noch der ganze Chor
Der Larven und Gespenster,
Die mich gequält, hervor.

Dafür zum Königsgarten
Mit raschem Schritt hinab!
Er war's, der dem Erstarrten
Stets wieder Leben gab,
Der, wenn mich eine Mahnung
Des Todes tief geschreckt,
Mich gleich durch eine Ahnung
Der Zukunft neu geweckt.

O Park, sei mir gesegnet!
Bleib' ewig frisch und grün,

Und wenn's nur einmal regnet,
So sollst du zweimal blühn!
In jeden deiner Gänge
Verlier' ich mich mit Lust,
Denn jeder hat Gesänge
Gehaucht in meine Brust.[1]

Hier zeigte, wie im Traume,
Sich mir die Judith schon!
Dort unterm Tannenbaume
Sah ich den Tischlersohn[2],
Da trüben winkte leise
Mir Genovevas Hand,
Und in des Weihers Kreise
Fand ich den Diamant.

Dann wollt' es mich bedünken,
Ich sei unendlich reich!
Mein Busen war dem Blinken
Des Sternenhimmels gleich:
Schon viele sind aufgegangen
In wandelloser Pracht,
Mehr glaubt man noch umfangen
Vom stillen Schoß der Nacht.

Zwar blieben's damals Schemen,
Mir nur zum Trost geschickt,
Sie mußten Abschied nehmen,
Sowie ich sie erblickt.

---

[1] Zu dieser und den folgenden Zeilen vgl. Hebbels Brief vom 12. März 1852, in dem er an seine Frau schreibt. „Neulich ging ich, an unserem ersten schönen Tage ... in den Englischen Garten, in dem ich vor dreizehn Jahren immer spazierte. Niemand war da als der König, der spazieren ritt; ringsum alles weiß und gefroren. Wie ich so fortschlenderte, stieß ich auf eine Baumgruppe, unter der ich einst, bei einem plötzlichen Regenguß aus blauer Luft herab, den ersten Gedanken zum Diamant gefaßt hatte. Nun führte mich die Erinnerung weiter und weiter. Dort entstand der junge Jäger, hier kam mir die Idee zur Maria Magdalene, hier zeigte mir Genoveva zum erstenmal ihr Gesicht."

[2] Karl in der „Maria Magdalene".

Das fügte tausend Schmerzen
Den schwersten noch hinzu,
Doch kam zuletzt dem Herzen
Durch sie allein die Ruh'.

Denn, als sie Blut getrunken,
Wie des Odysseus Schar
Im Hades, deren Funken
Längst still verglommen war:
Da wandelten die Schatten
Sich in Gestalten schnell,
Und nun sie Leben hatten,
Ward's rings um mich auch hell.

So will's ja der Berater
Der Welt, daß in der Kunst
Das Kind den eignen Vater
Erlöst vom ird'schen Dunst,
Und für die heil'ge Schüssel
Voll Bluts, die er vergießt,
Ihm dankt mit einem Schlüssel,
Der ihm das All erschließt.

Herbstbild.

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd, fern und nah',
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Ein Dithmarsischer Bauer.

Der warme Sommer scheidet
  Mit seinem letzten Strahl;
Der Sohn des Südens schneidet
  Das Korn zum zweitenmal;
Man bäckt's am Donaustrande,
  Man mahlt's am Rhein und Main,
Und führt's am fernsten Rande
  Des Reichs zum Dreschen ein.

Hier liegt nun, rings umflossen
  Vom Elb- und Eiderfluß,
Ein Freiland, wohl verschlossen,
  Dem Kaiser zum Verdruß,
Der's längst dem Kronenträger
  Von Dänemark verliehn,
Doch, wie den Leu dem Jäger:
  „Fang' ihn, so hast du ihn!“[1]

Dort gilt es sich zu rühren,
  Daß nicht der Hagelschlag,
Den manche Ernten spüren,
  Die Frucht noch zehnten[2] mag;
Drum rücken alle Hände
  Dithmarschens auch ins Feld,
Und zur Quatemberwende[3]
  Ist stets das Werk bestellt!

Nun spricht ein greiser Bauer
  In seiner Knechte Kreis:

---

[1] Die holsteinische Landschaft Dithmarschen wurde 1474 von Kaiser Friedrich III. dem Dänenkönig Christian I. als Lehen übertragen. Die Bewohner aber widersetzten sich der dänischen Herrschaft, und das Land bildete bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts eine Art Freistaat.

[2] Zehnten, eigentlich den „Zehnten“, d. h. den zehnten Teil des Ertrags eintreiben oder zahlen; hier soviel wie die Ernte verringern oder vernichten.

[3] Zur Vierteljahreswende.

„Wir haben's heute sauer,
Es gilt den letzten Schweiß;
Auf morgen fürcht' ich Regen,
Die Wolken sind zu kraus,
Drum muß der Gottessegen
Mir noch vor Nacht ins Haus!"

Er spricht's im barschen Tone
Und fügt kein Wort hinzu
Von doppelt großem Lohne
Und langer Sonntagsruh';
Doch hört man keinen fluchen,
Denn durch das Weihnachtsbrot
Und durch den Osterkuchen
Vergilt er das Gebot.

Nun geht die Arbeit wacker
Und fröhlich ihren Gang,
Der Weg vom Hof zum Acker
Scheint nur noch halb so lang,
Die vollen Wagen fliegen,
Wie sonst die leeren kaum,
Und ganze Felder schmiegen
Sich unterm Windelbaum.

Doch immer dunkler türmen
Die Wolken sich empor;
Der erste von den Stürmen
Des Herbstes steht bevor.
Die weißen Möwen wagen
Sich kreischend übern Deich;
Die Krähen fliehn mit Zagen,
Die Spatzen folgen gleich.

Der Junge bringt das Essen:
„Zurück! Noch fehlt die Zeit!

Der Mittag sei vergessen,
Der Abend ist nicht weit!
Die Pferde selbst gedulden
Sich heut und springen froh,
Auch zahl' ich meine Schulden,
In Hafer, nicht in Stroh!"

Und trüber wird's und trüber,
Je mehr die Dämm'rung naht;
Wie pfeift es schon herüber
Vom hohlen Seegestad'!
Hinan zum Deiche trabend,
Denkt jetzt der Alte still:
Die haben Feierabend,
Ich — Nun, wie Gott es will!

Jetzt muß das Wetter brechen!
Gleichviel, wir sind gedeckt,
Denn schon wird mit dem Rechen
Die letzte Fuhr' besteckt!
Sie kommt auch ohne Schaden
Noch vor der Scheune an,
Doch, gar zu hoch beladen,
Klemmt sie im Thor sich dann!

Vorwärts! Die Pferde beißen
In ihr Geschirr vor Wut,
Die dicken Stränge reißen,
Zum Schweiße fließt schon Blut!
Doch hilft nicht Kraft noch Schnelle,
Die Scheune selber rückt
Wohl eher von der Stelle,
Als daß die Durchfuhr glückt!

Und plötzlich bricht das Rasen
Der Elemente los,

Der Winde scharfes Blasen
  Zerschlitzt der Wolken Schoß,
Da kann ihn nichts mehr stopfen,
  Den neuen Sündflutborn,
Und jeder Wassertropfen
  Fällt wie ein Hagelkorn.

Nun speit der Alte Flammen:
  „Der Pferde sind nur zwei,
Der Kerle fünf beisammen,
  So tretet selbst herbei!
Gebt acht, wir werden's zwingen,
  Wenn ihr die Räder packt,
Und ich vor allen Dingen
  Die Deichsel, bis sie knackt."

Die Knechte aber denken:
  Ein Thor ist, wer so spricht,
Auch darf man's ihm nicht schenken,
  Er kennt die Grenze nicht!
Man muß ihm einmal geigen,
  Sonst ist er toll genug
Und spannt uns noch als eigen
  Im Frühling vor den Pflug.

Sie schweigen zwar und nicken,
  Als wär' es ihnen recht,
Doch merkt man wohl, sie schicken
  In den Befehl sich schlecht.
Sie glotzen dumm und dämisch,
  Wie er die Deichsel faßt,
Und grinsen mehr als flämisch,
  Bei seinem: „Aufgepaßt!"

Und doch! Es ist gelungen
  Auf einen einz'gen Ruck! –

„Habt Dank, ihr braven Jungen!
Nun gibt's auch einen Schluck!
Ich geb' euch eine Tonne
Hamburger Bier zur Nacht,
So zecht denn, bis die Sonne
Dem Spaß ein Ende macht!"

Die Knechte aber stehen
Mit offnem Munde da,
Als hätten sie gesehen,
Was nie noch einer sah;
Dann rufen sie: „Sie nennen
Euch längst den Goliath,
Ihr dürft Euch wohl bekennen:
‚Ich mach' auch den noch matt!'"

„Was rühmt ihr meine Stärke?
Seid ihr nicht selbst erhitzt?
Ihr habt ja Teil am Werke,
Bin ich es denn, der schwitzt?" —
„Wir dürfen Euch schon loben
Für dieses Teufelsstück:
Wir haben nicht geschoben,
Wir hielten bloß zurück!"

„So will ich kurz mich fassen:
Ich bin dem Spaß nicht hold,
Doch mögt ihr heute prassen,
So toll ihr immer wollt,
Auch sei auf eure Mühe
Euch nicht die Rast verwehrt,
Nur daß ihr in der Frühe
Euch gleich vom Hof mir schert!"

Jetzt naht sich aus der Küche
Die Frau mit stolzem Schritt

Und bringt die Wohlgerüche
In ihren Röcken mit;
Sie ruft mit krauser Stirne:
„Ei, Wirt, was säumt Ihr noch?
Den Stall versieht die Dirne
Und fertig ist der Koch!“

„Frau, mich soll Gott behüten
Vor Speis' und auch vor Trank
Bei solcher Stürme Wüten,
Doch habt für diese Dank!
Die können ruhig trinken,
Es wird darum kein Schiff
Auf finstrer See versinken
Am Helgolander Riff!“

Nun nickt er ihr, dann reitet
Er eilig wieder fort,
Zum Deich zurück und leitet
Die Strand- und Schiffswacht dort;
Er hat dafür zu sorgen,
So will's das Schlüteramt[1],
Daß hell bis an den Morgen
Die Feuertonne flammt.

Meisenglück.

Aus dem goldnen Morgenqualm
Sich herniederschwingend,
Hüpft die Meise auf den Halm,
Aber noch nicht singend.
Doch der Halm ist viel zu schwach,
Um nicht bald zu knicken,
Und nur wenn sie flattert, mag
Sie sich hier erquicken.

[1] Die Schlüter waren zur Zeit der Unabhängigkeit Dithmarschens Kirchspielbeamte, denen unter anderem auch das Deichwesen unterstellt war. (Krumm)

Ihre Flügel braucht sie nun
Flink und unverdrossen,
Und indes die Füßchen ruhn,
Wird ein Korn genossen.

Einen kühlen Tropfen Tau
Schlürft sie noch daneben,
Um mit Jubel dann ins Blau'
Wieder aufzuschweben.

Ein frühes Liebesleben.

1. Die Jungfrau.

O süßes, süßes Jungfraunbild!
In Engelfrieden hingegossen!
Noch Kind, und doch so göttlich abgeschlossen!
Demütig, sicher, stolz und mild!

O Jungfraunbild, dich möcht' ich nicht —
Es wär' mir wie ein Raub – umfangen,
Ich möchte vor dir niederknien und hangen
An deinem Himmelsangesicht.

Dann läg' ich stumm in heil'ger Scheu,
Du aber würdest fromm erglühen
Und still und kindlich bei mir niederknieen
Und sinnen, wo die Heil'ge sei.

2. Kampf.

Oft, wenn sie still an mir vorüberschwebt
Und lächelnd beut des holden Grußes Segen,
Und mild und treu den frommen Blick erhebt,
Da träume ich, beseligt und verwegen,
Die Liebe sei's, die Gruß und Blick durchwebt,
Und auch die kühnste Hoffnung will sich regen.

Doch bange Zweifel kehren bald zurück
Und zu mir selber sprech' ich dann mit Reue:

Wie wär' nicht mild und treu ihr Gruß und Blick?
Sie ist ja selbst die Milde und die Treue!
Und schneller, als es kam, verweht mein Glück,
Und alle Wunden bluten mir aufs neue.

3. Sieg.

Zum erstenmal ist sie heut gegangen
Als junge Christin zum Altar des Herrn;
Die dunklen Worte, die vorher erklangen,
Sie hielten ihr die ganze Erde fern;
Ein Todesschauer bleichte ihre Wangen
Und fast verglimmte ihres Auges Stern,
Denn wer nicht würdig ißt und trinkt, so spricht
Gott selbst, der ißt und trinkt sich das Gericht.

Und dennoch hat sie heut sich mir ergeben,
Wo jegliche Empfindung ihr's verbot;
Sie wagte einmal, ihren Blick zu heben,
Da sah sie mich und wurde wieder rot;
Nun nahte sie sich dem Altar mit Beben
Und nahm nur noch mit Angst das heil'ge Brot,
Und als sie auch verschüttete den Wein,
Da jauchzte ich: sie ist auf ewig mein!

4. Glück.

Wie man das Heilige berührt:
Man will ihm selbst nicht geben,
Es ist genug, daß man es spürt,
So küßt' ich sie mit Beben,
Und that der Mund
Nicht alles kund,
So brachte sie's zu Ende
In frommem Sinn
Zum Vollgewinn
Durch einen Druck der Hände!

5. Der Tod.

Die Glocken hast du noch gepflückt,
Die uns den Lenz verkünden,
Doch nicht, vom schweren Schnee gedrückt,
In Farben sich entzünden.

Auch hast du dir zum Sonntagsstrauß
Die Veilchen noch gewunden
Und ihren Duft im Gotteshaus
So süß, wie nie, gefunden.

Ein frischer Maienblumenkranz
War dir ins Haar geflochten,
Als dir in deinem letzten Tanz
Die zarten Schläfe pochten.

Die Rosen treffen dich schon bleich
Im Kreise deiner Schwestern:
Der weißen bist du heute gleich,
Der roten glichst du gestern.

Doch kommen sie zur rechten Frist,
Um deinen Sarg zu decken,
Und was du warst und was du bist,
Noch einmal zu erwecken!

Die Nelken blühen mir allein
Und können mich nur freuen,
Um sie bei hellem Mondenschein
Dir auf das Grab zu streuen.

6. Spuk.

Ich blicke hinab in die Gasse;
Dort drüben hat sie gewohnt!
Das öde, verlassene Fenster
Wie hell bescheint's der Mond.

Es gibt so viel zu beleuchten;
O holde Strahlen des Lichts,

Was webt ihr denn gespenstisch
Um jene Stätte des Nichts!

7. Nachruf.

O du, die ungern mir vorangegangen,
Wirst du wohl noch des Erdentraums gedenken?
Und fühlst du wohl, den Flug zurückzulenken,
Zuweilen noch ein flüchtiges Verlangen?

Gewiß! Du kennst ja meiner Seele Bangen,
Wirst einen letzten Gruß ihr gerne schenken,
Dann aber wirst du auf dein Grab dich senken,
Denn dies, du weißt es, hält mich stets gefangen.

Doch wenn du nun in nächtlich-heil'ger Stille
Hernieder schwebst, ein Lüftchen deine Hülle,
Was wird mir deine Gegenwart verkünden?

Ach, dieses, daß sich Gram und Wehmut legen,
Daß Funken sich von neuer Wonne regen,
Denn deine Nähe nur kann sie entzünden.

8. Süße Täuschung.

Oft, wenn ich bei der Sterne Schein
Zum Kirchhof meine Schritte lenke
Und mich so tief, so ganz hinein
In jene sel'ge Zeit versenke,
Wo wir zusammen Hand in Hand
Hier wandelten in stillem Wehe,
Da ist es mir, als ob das Band
Noch immer heiter fortbestehe.

Wir gehen fort und immer fort
Und schaun die Gräber in der Runde,
Du hast für jegliches ein Wort
Und sprichst es aus mit sanftem Munde,
Du sprichst vom frühen Schlafengehn
Und von der Eitelkeit der Erde

Und von dem großen Widersehn,
  Das Gott uns nicht versagen werde.

Und kommt zuletzt dein eigen Grab,
  So rufst du aus: „Wir müssen scheiden!
Der Vater ruft die Tochter ab,
  Wir wußten's längst und wollen's leiden!"
Und ruhig wandle ich hinaus,
  Wie einst aus deines Vaters Garten,
Wenn er dich heimrief in das Haus,
  Du aber sprachst, ich solle warten.

9. Nachts.

Die dunkle Nacht hüllt Berg und Thal,
  Ringsum die tiefste Stille;
Die Sterne zittern allzumal
  In ihrer Wolkenhülle;
Der Mond mit seinem roten Schein
Blickt in den finstern Bach hinein,
  Der sich durch Binsen windet.

Ich schreite in die Nacht hinaus,
  Entgegen jenem Schimmer,
Der aus dem forstverlornen Haus
  Sich stiehlt mit schwachem Flimmer.
Jetzt lischt's mit einmal aus, das Licht,
Ich seh' es, doch mich kümmert's nicht;
  Je dunkler, um so besser.

Du glaubst, zum Liebchen schleich' ich mich?
  Die könnt' ich näher haben.
Nach jenem Kirchhof weis' ich dich,
  Dort liegt sie längst begraben.
Dies aber ist das kleine Haus,
Da ging sie ehmals ein und aus
  In seligen süßen Stunden.

Nun thut's mir wohl, den Weg zu gehn,
Wo ich mich oft entzückte,
Das kleine Fenster anzusehn,
Wo ich sie sonst erblickte;
Die Bank zu grüßen, wo sie saß,
Den Busch, von dem sie Beeren las,
Die Blumen, die sie noch pflanzte.

10. Offenbarung.

Auf deinem Grabe saß ich stumm
In lauer Sommernacht;
Die Blumen blühten ringsherum,
Die schon dein Grab gebracht.
Und still und märchenhaft umfing
Ihr Duft mich, süß und warm,
Bis ich in sanftem Weh verging,
Wie einst in deinem Arm,

Und meine Augen schlossen sich,
Vom Schlummer leicht begrüßt;
Mir war, als würden sie durch dich
Mir leise zugeküßt.
Still auf den Rasen sank ich hin,
Der deinen Staub bedeckt,
Doch ward zugleich der innre Sinn
Mir wunderbar geweckt.

Was ich geträumt, ich weiß es nicht,
Ich ahn' es nur noch kaum,
Daß du, ein himmlisches Gesicht,
Mir nahe warst im Traum.
Doch was dies flücht'ge Wiedersehn
In meiner Brust geschafft,
Das kann die Seele wohl verstehn,
Die glüht in neuer Kraft.

Du hast der Dinge Ziel und Grund
An Gottes Thron durchschaut
Und thatest kühn mir wieder kund,
Was dir der Tod vertraut,
Und wenn das große Lösungswort
Auch mit dem Traum entschwand,
So wirkt es doch im Tiefsten fort,
Gewaltig, unerkannt!

11. Nachklang.

Ach, zauberische Huldgestalt,
Die nie vergessen läßt!
Du hältst mit ewiger Gewalt
Mich noch im Tode fest!
Du spielst, ein sanftes Abendrot,
In meine Brust hinein,
Und bist du allenthalben tot,
Dort wirst du's nimmer sein.

Dem Schmerz sein Recht.

1.

Ewiger, der du in Tiefen wohnest,
Die der jüngst geborene Gedanke,
Der, weil du allein Gedanken sendest,
Kaum den Weg von dir zu mir durchmessen,
Wenn er rückwärts blickt, nur schwindelnd nachmißt,
Ewiger, vernimm in dieser Stunde
Meines bang bewegten Herzens Flehen!

Träumt vielleicht in einer niedern Hütte
Irgendwo ein Kind, in dessen Seele
Jene Kraft des schöpferischen Bildens,
Die du, auf dein höchstes Recht verzichtend,
Deinen Menschen liehest, heimlich schlummert,

Und der Jüngling, der dies Kind geworden,
Schlägt, von Armut hart bedrängt und Roheit,
Einst ein Auge, das vor starren Thränen
Deine Sterne längst nicht mehr gesehen,
Auf zu dir und stammelt ohne Worte:
„Luft, mein Vater, daß ich nicht ersticke,
Eh' ich für mein Leben dich bezahlte!"
Send' ihm dann den Edelsten entgegen,
Der, zufrieden, ein geweihtes Leben
Aus dem Bann zu lösen, ihm die Hand reicht
Und belohnt ist, wenn er wieder atmet,
Wie ein Wand'rer die verstopfte Quelle
Freundlich reinigt und für seine Mühe
Als der Erste trinkt und weiter schreitet.
Kannst du aber keinen solchen senden,
So verschließe dich vor seinem Stammeln,
Denn die Kraft, die eine Welt beleben
Oder eine Welt verjüngen könnte,
Wird, in seiner Brust zurückgehalten,
Langsam, aber sicher, ihn verzehren,
Und dann mag er mit dem All sich mischen,
Bis, verstärkt in langer Ruhepause,
Ihn die eigne Schwere wieder ablöst
Und ihm neu das Thor zum Dasein aufsprengt.

Also bet' ich; weil ich schmerzlich wünsche,
Daß für mich, als ich geboren wurde,
So ein edler Mensch gebetet hätte!

2.

Liegt einer schwer gefangen
In öder Kerkernacht,
So töt' er das Verlangen
Nach Freiheit, wenn's erwacht.

Wenn auch sein ernstes Streben
Zuletzt das Ziel erringt,
Wer gibt ihm Mut und Leben
Zurück, die es verschlingt?

Tritt er hinaus ins Freie
Und fühlt sich ganz zerstört,
Da frägt er sich mit Reue,
Warum er sich empört.

Und stärker, immer stärker,
Wird er sein eigner Feind,
Bis ihm zuletzt sein Kerker
Als seine Welt erscheint.

Wie der Gedank' auch brenne,
Doch wünsch' ich, menschlich=mild,
Daß keiner sich erkenne
In diesem dunklen Bild.

Die eigne Qual wird's dämpfen,
Wenn ihr es nimmer wißt,
Welch Leben dies mein Kämpfen
Um eine Grabschrift ist.

3.

Alle Wunden hören auf zu bluten,
Alle Schmerzen hören auf zu brennen,
Doch, entkrochen seines Jammers Fluten,
Kann der Mensch sich selbst nicht mehr erkennen,
Mund und Augen sind ihm zugefroren,
Selbst des Abgrunds Tiefe ist vergessen,
Und ihm ist, als hätt' er nichts verloren,
Aber auch, als hätt' er nichts besessen.

Denn das ewige Gesetz, das waltet,
Will die Harmonie noch im Verderben,
Und im Gleichmaß, wie es sich entfaltet,
Muß ein Wesen auch vergehn und sterben.

Alle Teile stimmen nach dem einen
Sich herunter, den der Tod beschlichen,
Und so kann es ganz gesund erscheinen,
Wenn das Leben ganz aus ihm gewichen.

Ja, ein Weh gibt's, das man nicht ertrüge,
Wenn es nicht sein eignes Maß zerbräche,
Und wie einer abgeschmackten Lüge,
Der Erinn'rung selber widerspräche.
Dann, vergessend in der innern Öde,
Daß einst frisch das Herz geschlagen habe,
Ist ein Mensch der Nessel gleich, die schnöde
Wuchert über seinem eignen Grabe.

4.

Schlafen, Schlafen, nichts als Schlafen!
Kein Erwachen, keinen Traum!
Jener Wehen, die mich trafen,
Leisestes Erinnern kaum,
Daß ich, wenn des Lebens Fülle
Niederklingt in meine Ruh',
Nur noch tiefer mich verhülle,
Fester zu die Augen thu'!

5.

Gott weiß, wie tief der Meeresgrund,
Gott weiß, wie tief die Wunde ist!
Auf ewig schließ' ich drum den Mund,
Ich werde dadurch nicht gesund,
Daß, die sie schlug, sie auch ermißt.

Doch sie, die Welt, die das verbrach,
Sie schändet meinen stummen Schmerz,
Sie wagt die allerhöchste Schmach
Und ruft, nachdem sie's selbst durchstach,
Mir höhnend zu: „Du hast kein Herz!"

6.

Natur, du kannst mich nicht vernichten,
Weil es dich selbst vernichten heißt,
Du kannst auf kein Atom verzichten,
Das einmal mit im Weltall kreist;

Du mußt sie alle wieder wecken,
Die Wesen, die sich, groß und klein,
In deinem dunklen Schoß verstecken
Und träumen, nun nicht mehr zu sein.

Natur, ich will dich nicht beschwören:
Verändre deinen ew'gen Lauf!
Ich weiß, du kannst mich nicht erhören,
Nur wecke mich am letzten auf!

Ich will nicht in die Luft zerfließen,
Ich will, auf langen Schlaf entbrannt,
Gestorben, mich im Stein verschließen,
Im härtesten, im Diamant.

Ob der in einer Krone gaukle,
Ob er bei heller Kerzen Licht
Auf einer Mädchenbrust sich schaukle,
Ich schlafe tief, ich fühl' es nicht.

Er wird bei tausend Festestänzen,
Als Mittelpunkt im Strahlenkranz
Vielleicht, wie nie ein andrer, glänzen,
Doch keiner ahnt, woher der Glanz.

Erst, wenn ich mich erwachend dehne,
Sag' ich dem Träger still ins Ohr,
Daß einst ein Mensch zerrann zur Thräne
Und die zum Edelstein gefror!

7.

Und mußt du denn, trotz Kraft und Mut,
An jedem Dorn dich ritzen,

So hüt' dich nur, mit deinem Blut
Die Rosen zu bespritzen.

8.

Geht stumm an dir vorbei die Welt,
So fühle stolz und andachtsvoll:
Ich bin ein Kelch, für Gott bestellt,
Der ihn allein erquicken soll!

9.

Es grüßt dich wohl ein Augenblick,
Der ist so überschwellend voll,
Als ob er dich mit sel'gem Glück
Für alle Zukunft tränken soll.

Du aber wehrst, eh' du's vermeinst,
Ihn scheu und zitternd selber ab,
Und jene Thräne, die du weinst,
Gibt ihm den Glanz, doch auch das Grab.

Uns dünkt die Freude Altarwein,
Am Heiligsten ein sünd'ger Raub;
Zieht Gottes Hauch durch unser Sein,
So fühlen wir uns doppelt Staub.

10.

Unergründlicher Schmerz!
Knirscht' ich in vorigen Stunden:
Jetzt, mit noch blutenden Wunden,
Segnet und preist dich mein Herz.

Alles Leben ist Raub;
Funken, die Sonnen entstammen,
Lodern, das All zu durchflammen,
Da verschluckt sie der Staub.

Nun ein heiliger Krieg!
Höchste und tiefste Gewalten
Drängen in allen Gestalten!
Trotze, so bleibt dir der Sieg.

Thatst du in Qual und in Angst
Erst genug für dein Leben,
Werden sie selbst dich erheben,
Wie du es hoffst und verlangst.

Greife ins All nun hinein!
Wie du gekämpft und geduldet,
Sind dir die Götter verschuldet,
Nimm dir, denn alles ist dein!

Nun versagen sie nichts,
Als den letzten der Sterne,
Der dich in dämmernder Ferne
Knüpft an den Urquell des Lichts.

Ihm entlocke den Blitz,
Der dich, dein Ird'sches verzehrend,
Und dich mit Feuer verklärend,
Löst für den ewigen Sitz!

11.

Den bängsten Traum begleitet
Ein heimliches Gefühl,
Daß alles nichts bedeutet,
Und wär' uns noch so schwül.
Da spielt in unser Weinen
Ein Lächeln hold hinein,
Ich aber möchte meinen,
So sollt' es immer sein!

Der Zauberhain.

Schnell vorüber, junger Ritter,
Wie der Morgenwind auch säuselt,
Und wie schön zu grünen Wellen
Er das frische Laub auch kräuselt!

Doch er ist, noch eh' er hörte,
  Schon vom Roß herabgesprungen
Und, die Zügel von sich schleudernd,
  In den Zauberhain gedrungen.

Pflücke nicht die schwarzen Rosen,
  Die um jeden Stamm sich ranken,
Wenn sie auch noch heißre Düfte,
  Als die rothen, in sich tranken!

Doch, er hat sich gleich die erste,
  Die er schwanken sah, gebrochen,
Und er taumelt selig weiter,
  Denn sie hat ihn nicht gestochen.

Horche nicht dem bunten Vogel,
  Der zu dir herunterflötet,
Denn ihn schickt die böse Hexe,
  Die durch ihre Küsse tötet!

Doch er bleibt wie trunken stehen,
  Und der Vogel schwingt sich nieder
Und er hüpft ihm auf die Achsel
  Und beginnt noch süßre Lieder.

Öffne nimmermehr die Augen,
  Die sich dir von selbst geschlossen,
Weil, erwacht aus tiefem Schlafe,
  Sie sich naht, von Glanz umflossen!

Doch er kann sich nicht bezwingen,
  Und nun ist's um ihn geschehen,
Denn er wird das Höllenbildnis
  Immer schöner werden sehen.

Spei' sie an, und dein Entzücken
  Wandelt sich in Haß und Grauen,
Denn sie schrumpft vor dir zusammen,
  Und du kannst sie niederhauen!

Doch zu spät! Die Blätter fallen
Schon mit Macht, um ihn zu decken,
Denn der Zweite kommt gezogen,
Und ein Toter könnt' ihn schrecken!

Der Ring.

Es sitzt ein Vater bei Mondenschein
Mit seinen Kindern im Kämmerlein,
Er schleift ein rostiges Messer
Und wird dabei blässer und blässer.

Der Knabe sieht ihn verwundert an,
Er weiß nicht, was es bedeuten kann,
Das Mädchen klatscht in die Hände:
„So ist noch das Brot nicht zu Ende!"

Die Kinder fragen und plaudern fort,
Der Vater sagt kein einziges Wort,
Sie weinen zuletzt um die Wette
Und kriechen hungrig ins Bette.

Und als sie endlich entschlummert sind,
Da springt er auf: „Nun thu' ich's geschwind!
Bin ich nur hinüber am Morgen,
So muß sie das Dorf schon versorgen."

Er hebt das Messer, wie funkelt es blank,
Doch wirft er's zurück auf die Fensterbank:
„Ich kann es noch nicht vollbringen,
Mich stört der Wächter mit Singen!"

Die Stimme des Wächters wird plötzlich stumm,
Und hinter ihm flüstert's: Sieh dich nicht um,
Doch halte die Hand auf den Rücken,
Ich kam, um dich zu beglücken!

Er thut's, doch zieht er beim ersten Druck
Sie schaudernd zurück, da ziert sie ein Schmuck,
Ein Ring mit roten Gesteinen,
Die glühend wie Kohlen erscheinen.

„Den lass' ich auf hundert Jahre dir,
Versprichst du dafür die Seele mir,
Dann wirst du, der Ärmste auf Erden,
Der Reichste und Glücklichste werden!

„Du willst ihn wieder vom Finger ziehn?
Laß ab, er sei dir umsonst verliehn!
Nun kannst du alles begehren,
Er wird es dir eilig bescheren!

„Du siehst, ich wage allein bei dem Stück,
Denn du bleibst frei, so erprobe dein Glück,
Und wünsch' dir nach Lust, wer es eben
Besitzt, der muß es dir geben!

„Doch kommt's mir einmal in den Sinn,
So tret' ich plötzlich vor dich hin,
Und willst du ihn dann noch behalten,
So darf ich über dich schalten!"

Jetzt schweigt's, doch eh' er noch hinter sich blickt,
Wird schon von außen ans Fenster getickt:
„Der reiche Müller will sterben,
Steh auf, du sollst ihn beerben!"

„Er hat noch zur Nacht mir den Bissen Brot
Versagt in meiner entsetzlichen Not
Und sollte" — da pocht es aufs neue:
„Rasch, rasch, er verzweifelt vor Reue!"

„Ich habe vorhin an ihn gedacht,
Das hat ihm doch nicht den Tod gebracht?"
Da ruft's: „Er ging schon zur Ruhe,
Hier schickt er den Schlüssel der Truhe."

„Es hieß, er habe vom Teufel sein Gut,
Das hat er wohl jetzt bezahlt mit dem Blut —
Weil ich — — dies muß ich vergessen,
Die Kinder haben zu essen!

„Wacht auf, wacht auf und springt empor,
Es gibt noch Brot!“ — Sie kriechen hervor
Und schlüpfen rasch in die Fetzen
Von Kleidern, sich endlich zu letzen.

Und wenn ihm die Kinder zur Seite stehn,
So ist ihm, als könne ihm nichts geschehn,
Er küßt sie, sie küssen ihn wieder
Und singen fröhliche Lieder.

Doch nachts, wenn's draußen tappt und schleicht,
Wie denkt er so oft und bebt und erbleicht:
Jetzt kommt er, ihn wieder zu holen,
Doch Gott die Seele befohlen.

Und mittags auch, wenn der Wald ihn deckt,
Wie ruft er so oft, von Schatten geschreckt,
Die tanzen auf Wegen und Stegen:
Jetzt tritt er dir sicher entgegen!

Doch ruhig vergeht ihm Jahr auf Jahr,
Und jedes bringt ihm sein Bestes dar,
Schon zittern ihm Haupt und Glieder,
Der Teufel kehrt nicht wieder.

Da packt ihn eine noch größre Qual:
Mir blieb gewiß nicht mehr die Wahl,
Er hat mich selber im Netze
Und läßt mir darum die Schätze.

Und wollte er sonst vor Angst vergehn
Bei dem Gedanken, ihn kommen zu sehn:
Jetzt möcht' er ihn selber beschwören,
Aus Furcht, ihm längst zu gehören.

Zum Kreuzweg tritt er in nächtlicher Stund':
„Erscheine, erscheine, ich löse den Bund!"
Umsonst, nur glühender funkeln
Die roten Gesteine im Dunkeln.

„Herunter mit dir, du verfluchter Ring,
Durch den der höllische Feind mich fing,
Jetzt liegst du im Brunnen!" — Wohl nimmer,
Er blitzt am Finger, wie immer!

„Und wenn sich der Ring denn vom Finger nicht schied
So scheid' ich vom Leib mit dem Messer das Glied!"
Was hilft's? Er versteht sich aufs Wandern,
Schon glänzt er, wie immer, am andern!

Das trägt er nicht mehr, und im grimmigen Schmerz
Durchstößt er verzweifelnd das eigene Herz.
Man hört ein Höllengelächter,
Dazwischen den singenden Wächter.

Ein Wald.

Es stehn viel tausend Wälder
Auf diesem Erdenrund;
Sie kränzen Höh'n und Felder
Und manchen stillen Grund;
Sie rauschen oder säuseln,
Zum Liede gleich erregt,
Ob sie Zephyre kräuseln,
Ob sie der Sturm bewegt.

Sie alle bieten Schatten:
Man flieht in ihre Hut,
Wenn Seel' und Leib ermatten
In heißer Mittagsglut,
Und dankt den Sonnenstrahlen,
Vom kühlen Laub gedeckt,

Daß sie, wie all die Qualen,
Doch auch den Baum geweckt.

Und dennoch ist mir einer
Vor allen andern wert;
Man findet ihn nicht kleiner,
Und nichts wird dort beschert;
Du kannst darin nicht jagen,
Das Wild wär' gleich heraus,
Und wirst vergebens fragen
Nach einem Erdbeerstrauß.

Selbst muntre Bäche springen
Hier nicht, noch schwatzt ein Quell:
Die Nachtigallen singen
Dafür zwar doppelt hell,
Auch stimmen alle Meisen
Und alle Finken ein,
Und von den schönsten Weisen
Erklingt der ganze Hain.

Und läßt, auf Maienglocken
Und Veilchen bloß bedacht,
Das Mägdlein sich verlocken
Und tritt in seine Nacht,
So schwellt ein süß Verlangen
Ihr gleich das junge Herz,
Und kommt der Knab' gegangen,
So teilt er ihren Schmerz.

Wie schliefen muntre Triebe
Auch fort in diesem Raum!
Hier pflanzte ja die Liebe
Mit Jubel jeden Baum:
Die Eiche, schon zersplittert,
Hat einst sein Ahn gesetzt,

Die Birke, golddurchzittert,
Ihr Vater ganz zuletzt.

Vor wenig Menschenaltern
War hier noch alles kahl:
Es wimmelte von Faltern
Im goldnen Sonnenstrahl,
Der Turteltaube fehlte
Ihr Zweig zum Brüten gar,
Und kaum ein Busch verhehlte
Das scheue Liebespaar.

Nun kam ein Schalk zum Freien,
Der holt am Ehrentag
Bei Zimbeln und Schalmeien
Die Braut, so fromm man mag;
Doch geht's nicht in die Hallen
Des Tempels, wie man denkt,
Ins Grüne muß man wallen,
Weil er sich plötzlich schwenkt.

Das sind zwar neue Sitten,
Noch neuer ist der Staat:
Zwei Gerten, frisch geschnitten,
Die er im Knopfloch hat;
Doch weil die Eltern schweigen,
So lassen's alle gehn,
Und um sich her den Reigen,
Bleibt er am Hügel stehn.

„Ich gleiche jetzt dem Hirten,
Dem keiner Sträuße flicht,
Auch sie ist ohne Myrten,
Doch um zu sparen nicht:
Was ihr für Tand verschwendet,
Für Zierden, falsch und echt,

Das haben wir verwendet
Fürs kommende Geschlecht.

„Ihr hört mich mit Erstaunen
Und flüstert laut genug
Von meinen tollen Launen,
Doch heute bin ich klug:
Wie nackt sind diese Räume!
Kein Elf verbirgt sich hier,
So pflanzt denn endlich Bäume,
Die ersten setzen wir!

„Das schwur ich schon beim Werben!
Wie schmal war mein Genuß:
Ich konnte zweimal sterben,
Eh's einmal kam zum Kuß.
Im Garten stehn nur Rosen,
Und die noch weit gestellt,
Und will man draußen kosen,
So sieht's die halbe Welt. —

„Daß dies nun anders werde,
Vertrau' ich dieses Reis
Dem Mutterschoß der Erde,
Der's wohl zu hegen weiß:
Das thu' ich für die Söhne,
Sie steckt in gleichem Sinn,
Damit das Werk sich kröne,
Eins für die Töchter hin!"

Da scholl's aus einem Munde:
So machen wir es auch!
Und in der ganzen Runde
Ward's frommer Hochzeitsbrauch:
Man flicht nicht länger Kränze,
Die schon vor Nacht verblühn,

Man setzt dafür im Lenze
Das hundertjähr'ge Grün.

So wuchs der Wald zusammen,
Der mir so schön erscheint,
Weil er in holden Flammen
Noch Ahn und Enkel eint.
Er mahnt mit allen Ästen,
Daß man sich lieben soll,
Und von gelehr'gen Gästen
Ist er beständig voll!

Der Kirschenstrauß.

Blond und fein, ein Lockenköpfchen,
Das kaum vier der Jahre hat,
Trippelt ängstlich durch das Gäßchen,
Jeder Schritt noch eine That.

Eier trägt es in den Händen,
Die es so verlegen hält,
Wie auf alten Kaiserbildern
Karl der Große seine Welt.

Arme Kleine! Wenn sie fielen,
Gäb' es keinen Kuchen mehr,
Und der Weg ist so gefährlich,
Und das Herzchen pocht so sehr!

Hätte sie geahnt, wie teuer
Oft sich büßt der Thatendrang,
Nimmer hätt' sie ihn der Mutter
Abgeschmeichelt, diesen Gang.

Dennoch käm' sie wohl zu Hause,
Forderte der Kirschenstrauß,
Den die Krämerin ihr schenkte,
Nur den Durst nicht so heraus.

Doch sie möchte eine kosten
  Von den Beeren, rund und rot,
Denn es sind für sie die ersten,
  Und das bringt ihr große Not.

Ihre Hand zum Mund zu führen,
  Wagt sie nimmer, denn das Ei
Könnte ihr derweil entschlüpfen,
  Hält sie doch den Strauß dabei.

Drum versucht sie's, sich zu bücken,
  Doch die Kluft ist gar zu weit,
Und sie spitzt umsonst die Lippen
  Nach der würz'gen Süßigkeit.

Aber sie gerät ins Straucheln,
  Und das Unglück wär' geschehn,
Bliebe sie nicht auf der Stelle,
  Wie erstarrt vor Schrecken, stehn.

Denn die Eier wollen gleiten,
  Und sie hält sie nur noch fest,
Weil sie beide unwillkürlich
  Gegen Leib und Brust gepreßt.

Lange wird es zwar nicht dauern;
  Bellt der erste kleine Hund,
Fährt sie noch einmal zusammen,
  Und sie rollen auf den Grund.

Doch da springt, den Küchenlöffel
  In der mehlbestäubten Hand,
Ihr die Mutter rasch entgegen,
  Und das Schicksal ist gebannt.

Das Geheimnis der Schönheit.

Das ist es, das an alle deine Schritte
Uns fesselt und das Herz uns schwellt,
Und uns zugleich in diese reine Mitte
Von heil'ger Scheu und süßer Neigung stellt?

Zwar scheinst du wie aus einer lichtern Sphäre
In unsre Nacht hinabgetaucht,
Als ob der Duft in dir verleiblicht wäre,
Den still der Lotos in die Lüfte haucht.

Doch ist's nicht dieser Zauber, der uns bindet,
Uns trifft ein höherer durch ihn,
Bei dem die Seele schauernd vorempfindet,
Wie alle Welten ihre Bahnen ziehn.

Du magst dein Auge senken oder heben,
Den Reigen führen oder ruhn,
So spiegelt sich das allgemeine Leben,
Dir selbst Geheimnis, ab in deinem Thun.

Du bist der Schmetterling, der auf den Flügeln
Den Schlüssel zu der Schöpfung trägt
Und sie im Gaukeln über Au'n und Hügeln
Vorm Strahl der Sonne auseinander schlägt.

Du folgst nur einem flüchtigen Verlangen,
Nur einer Wallung der Natur,
Wenn wir mit trunknen Blicken an dir hangen,
Als zög' ein neuer Stern die erste Spur.

Du pflückst in einer kindlich=leichten Regung
Dir Blüte oder Frucht vom Baum
Und weckst durch eine liebliche Bewegung
In uns den frühsten Paradieses=Traum.

Heil uns, daß du in unbewußtem Walten,
Wenn du auch selbst nur spielen willst,

Durch deiner Schönheit leuchtendes Entfalten
In uns das ewige Bedürfnis stillst.

Drei Schwestern.

(Nach einem Bilde von Palma Vecchio.[1])

Drei Schwestern sind's, von sanftem Reiz umstrahlt,
Ihr eigner Vater hat sie uns gemalt,
Sich ähnlich an Gestalt und an Gesicht,
Sogar an Augen, nur an Mienen nicht,
Und lieblicher hab' ich den Horentanz[2]
Noch nie erblickt in seinem Zauberglanz.

Sie haben an den Locken sich gefaßt,
Die ihren Hals umhüpfen ohne Rast,
Das Haar so golden wie der reinste Flachs,
Die Hände, die es halten, weiß wie Wachs,
Und aus den feinen Zügen leuchtet mild
Des dreigestalt'gen Tages Wechselbild.

Der einen zuckt es schmerzlich um den Mund,
Sie trug den Kranz der Schönheit, voll und rund,
Doch glitt er schneller, als sie's je geglaubt,
Hinüber auf der nächsten schlichtes Haupt.
Und still empfindet sie die Macht der Zeit
Im ersten Schauer der Vergänglichkeit.

Die andre lächelt zweifelnd vor sich hin,
Ihr will der eigne Sieg nicht in den Sinn,
O, trau' ihm nur, denn jedes Jünglings Blick,
Du siehst es selbst, bestätigt dir dein Glück,

---

[1] Palma Vecchio, der berühmte venezianische Maler, lebte von 1480—1528. Das Bild „Die drei Schwestern" ist eines seiner Hauptwerke und befindet sich in der Dresdener Galerie, wo es Hebbel im Sommer 1859 gesehen hat.

[2] Die Horen, die Göttinnen der Jahreszeiten, wurden infolge der Regelmäßigkeit ihrer Wiederkehr in der Kunst als im Tanze begriffen dargestellt.

Doch nütz' ihn wie den Lenz in seiner Zier:
Er selbst entschleicht, die Blumen läßt er dir.

Die dritte hat noch eine lange Frist,
Sie weiß noch kaum, daß sie kein Kind mehr ist,
Bald aber steht auch sie im roten Schein
Des Morgenlichts und schimmert ganz allein,
Denn wie am Himmelsrande Firn an Firn,
Vergoldet es auf Erden Stirn an Stirn.

Noch einmal seid als Horen mir gegrüßt,
Ihr Schwestern, wenn ihr auch den Kreis nicht schließt!
Die Zeit, wo das geschehen wird, ist nah',
Denn steht die jüngste erst als Morgen da,
So gleicht die ältste auch der heil'gen Nacht
Und deutet auf der Sterne ew'ge Pracht.



Zum Schiller-Jubiläum.[1]

Die Welt gleicht immerdar dem Wirt,
Der sich in seinen Gästen
Zu seinem größten Nachteil irrt,
Besonders in den besten.

Viel glatte Burschen kehren ein,
Behängt mit Tand und Flimmer,
Und er, geblendet durch den Schein,
Vergibt an sie die Zimmer.

Dann kommt wohl noch zur Abendzeit
Der König still gegangen,
Für den ist kaum ein Loch bereit,
Mit Lumpen rings verhangen.

[1] Das Schiller-Jubiläum wurde am 100. Geburtstag des Dichters, am 10. Nov 1859, gefeiert (vgl. Hebbels Tagebuch vom 8. und 13. November 1859).

Vorm Kärrner sieht man, weiß und rot,
Die vollen Flaschen stehen,
Der König mag in seiner Not
Zum nächsten Brunnen gehen.

Doch wenn er längst von hinnen schied,
So kommt die rechte Kunde,
Und gleich erschallt ein Klagelied
Aus aller Kellner Munde.

Nun rauben sie den Garten aus
Mit ängstlichen Gesichtern,
Nun schmücken sie das ganze Haus
Mit Blumen und mit Lichtern.

Das glänzt und funkelt durch die Nacht,
Doch kann es wenig frommen,
Denn all die Herrlichkeit und Pracht
Ist viel zu spät gekommen.

Auch heute spielt das alte Stück
Und ist noch nicht zu Ende,
So wünscht denn Schiller herzlich Glück,
Doch klatscht nicht in die Hände.

Und sei, mein Volk, nicht allzu stolz,
Daß du auch ohne Wage
Den Unterschied von Gold und Holz
Erkennst am Schillertage.

Denn stets noch horcht das Deutsche Reich
Auf Kotzebuesches Leiern,
Und dafür sollst du doch zugleich
Den Buß- und Bettag feiern.

Der letzte Baum.

So wie die Sonne untergeht,
Gibt's einen letzten Baum,

Der wie in Morgenflammen steht
Am fernsten Himmelssaum.

Es ist ein Baum und weiter nichts,
Doch denkt man in der Nacht
Des letzten wunderbaren Lichts,
So wird auch sein gedacht.

Auf gleiche Weise denk' ich dein,
Nun mich die Jugend läßt,
Du hältst mir ihren letzten Schein
Für alle Zeiten fest.

Auf das Tier.

Du bist der arme Kaliban der Welt,
Du hast dem Menschen jede Frucht gezeigt,
Die auf der Erde Saft und Mark enthält,
Und dich ihm stumm, als deinem Gott, geneigt,
Dir dankt er's selbst, daß er die Quelle kennt,
Worin er sich den Leib verjüngen kann,
Doch seit ihm deine heil'ge Leuchte brennt,
Verhängt er über dich den Todesbann,
Und das Geschöpf, das gleich verloren war,
Wenn du es nicht geleitet durch die Nacht,
Bringt dir den Dank durch alle Martern dar,
Wozu der Trieb in seiner Brust erwacht.

An Seine Majestät, König Wilhelm I. von Preußen.

Ich sprach an Östreichs Kaiserthrone
In ernster Zeit ein ernstes Wort,
Als, ungeschreckt vom Glanz der Krone,
Sich ihm genaht der Meuchelmord,

Ich mahnte in der großen Stunde,
Wo Habsburgs Sohn dem Tod entging,
Ihn an des deutschen Volkes Wunde,
Die's durch sein eignes Haus empfing.[1]

Das leise Dichterwort verhallte,
Die Jahre flohen ungenützt,
Doch als der Schlachtendonner schallte,
Da ward es furchtbar unterstützt,
Denn nun verlor der deutsche Riese,
Der einer Welt gewachsen ist,
Sein Recht am ird'schen Paradiese,
Ohnmächtig durch den innern Zwist.

Der Meuchelmord hat jetzt das Gleiche
An Deinem heil'gen Haupt versucht,
Auch Du entgingst dem Todesstreiche,
Und doppelt wird er nun verflucht.[2]
Doch laß auch Du, o Herr, Dich mahnen:
Thu das für uns, was Gott für Dich,
Zwar nicht zur Sühnung Deiner Ahnen,
Zu neuem Ruhm für Friederich!

Denn über Deinem deutschen Volke
Schwebt längst ein Los, wie's Dir gedroht:
In schwerbeladner Wetterwolke
Ein unnatürlich jäher Tod,
Und wenn auch jedes Herz den Knaben
Und seine blöde That verdammt,
Die Angst wird nicht mit ihm begraben,
Die bis zum Wahnsinn ihn entflammt.

---

[1] Bezieht sich auf Hebbels Gedicht „An des Kaisers von Österreich Majestät“ bei Gelegenheit des Attentates vom 18. Februar 1853.

[2] Am 14. Juli 1861 machte der Leipziger Student Oskar Becker aus Odessa einen Mordanfall auf König Wilhelm I., als dieser in der Lichtenthaler Allee bei Baden-Baden spazieren ging.

Nicht bloß, daß sich der Erzfeind rüstet,
Der Karls des Großen Reich gesprengt,
Und daß den nord'schen Aar gelüstet,
Der schon durchs Wachsen uns bedrängt:
Auch die Bedientenvölker rütteln
Am Bau, den jeder tot geglaubt,
Die Tschechen und Polacken schütteln
Ihr strupp'ges Karyatidenhaupt.[1]

Und wie in grauen Römertagen
Die Legion vom Wall herab,
Nachdem sie an den Schild geschlagen,
Vergab den Imperatorstab,
So bieten jetzt die deutschen Stämme
Das Zepter der Ottonen aus,
Daß es wie einst die Skythen hemme,
Doch nur ans alte Doppelhaus.

Dies Volk der Krieger und der Denker,
Das nie von Keimen schwoll, wie jetzt,
Was würd' es unter einem Lenker,
Der sich das Ziel im Morgen setzt,
Der rasch, gestützt auf alle Kräfte,
Sich zum Entscheidungskampf erhebt
Und dann dem göttlichen Geschäfte,
Ein Paradies zu gründen, lebt!

Denn wenn der Junker in der Fabel
Verschied am ersten Sonnenstrahl,
Als ihm ein Vöglein mit dem Schnabel
Den Mantel nahm im grünen Thal:

[1] Unter Karyatiden versteht man in der Baukunst weibliche Statuen, die besonders bei Vorhallen das Gebälk unterstützen. Wie Vitruv berichtet, deuteten die Architekten damit auf die Frauen von Karyä im Peloponnes hin, die zur Strafe für ihre Unterstützung der Perser in die Gefangenschaft geführt worden waren.

Der Deutsche wird erst recht lebendig,
  Wenn hinter ihm die Nacht versinkt
Und über seinem Haupt beständig
  Des Himmels goldne Scheibe blinkt.

Er war bis jetzt der Narr der Erde
  Und ward verspottet fern und nah';
Sprich Du, o Herr, ein zweites Werde,
  So steht er als ihr König da!
Er ist ein Adam, doch in Ketten,
  Im Kreis der Tiere: löse sie,
Und die ihn gern verschlungen hätten,
  Die küssen scheu ihm Fuß und Knie.

Der Tod ist Dir vorbeigegangen,
  Und gnädig hat Dich Gott bewahrt,
Nun fühlst Du selbst mit frohem Bangen,
  Daß Du zu Großem aufgespart!
Was aber kann es Größres geben,
  Als daß Du Deine Nation
Erweckst zu neuem, schönrem Leben,
  So thu's und sei ihr bester Sohn!

Wär's klug, die Zeit zurückzuschrauben?
  Es ist ja einmal schon geschehn,
Und in dem felsenfesten Glauben,
  Sie bleibe nun auf ewig stehn.
Was war nicht nach der Schlacht zu hoffen,
  Die blutig schloß den heil'gen Krieg?
Napoleon zum Tod getroffen,
  Die Welt erschöpft vom eignen Sieg!

Die Völker auf der einen Seite
  Und auf der andern er allein,
Errang er noch im letzten Streite
  Der Erde höchsten Glorienschein.

Er ließ der Menschheit selbst zur Ader,
Und wie ein Leichnam sank sie hin,
Eh' noch in schnell entflammtem Hader
Gewürfelt war um den Gewinn.
Was half's, daß man die müden Glieder
Nun in die alten Bande schlug?
Die Kräfte kehrten langsam wieder,
Der Mut beim ersten Odemzug!
Und ist es damals nicht gelungen,
Als man nach einem Weltenbrand
Den neuen Typhon[1] selbst bezwungen,
Sprich, Herr, wie hätt' es heut Bestand?
Drum schreite fort, anstatt zu weilen,
Und wende Dich nicht ab vom Licht;
Du kannst mit Gott die Allmacht teilen,
Allwissend aber wirst Du nicht.
Und möchtest Du mit Deinen Händen,
Nicht ahnend, wo er trifft und fällt,
Ein blinder Zeus, den Blitz versenden?
Du selber rufst: Nicht um die Welt!
Denk' an den edelsten der Fürsten,
Der je auf einem Throne saß:
Wie alle nach der Beute dürsten,
Da findet er allein das Maß;
Er rührt nicht an die teuern Güter,
Die sich sein Volk mit Blut erkämpft,
Er wird ihr erster tapfrer Hüter,
Durch nichts in seinem Mut gedämpft.
Und wer das thut im größten Kreise,
Was Karl August[2] im kleinern that,

[1] Typhon, das Symbol der aus dem Erdinnern bei Erdbeben und aus Vulkanen hervorbrechenden feurigen Dämpfe.

[2] Karl August von Weimar gab bereits am 5. Mai 1816 seinem Großherzogtum eine landständische Verfassung.

Der öffnet uns auf rechte Weise
Zum neuen Sieg den sichren Pfad,
Der bindet die entzweiten Geister
In einem ewigen Symbol,
Der wird durch sie Europas Meister
Und erntet Dank von Pol zu Pol.

Dann wird man deutscher Art sich neigen
Und ehren, was man sonst geschmäht,
Denn wenn sich jeder wie im Reigen
Der Sterne um sich selber dreht,
Und dennoch keiner aus der Sphäre
Der Herrscherin, der Sonne, weicht,
So wird's auf Erden sein, als wäre
Des Himmels Harmonie erreicht.

Nun ringt denn, Österreich und Preußen,
Das ganze Deutschland jauchzt euch zu,
Weist ihr den Welschen und den Reußen,
Die andern sterben so, zur Ruh'!
Horcht, wie's in vollern, immer vollern
Akkorden durch das Reich erklingt:
Ob Habsburg oder Hohenzollern,
Der Kaiser ist, wer das vollbringt.



Vorüber.

Ich legte mich unter den Lindenbaum,
In dem die Nachtigall schlug;
Sie sang mich in den süßesten Traum,
Der währte auch lange genug.

Denn nun ich erwache, nun ist sie fort,
Und welk bedeckt mich das Laub,

Doch leider noch nicht, wie am dunklern Ort,
Verglühte Asche der Staub!



Was ist das für ein Frauenbild ...

Was ist das für ein Frauenbild
In dürftigem Gewand?
Sie stützt ein Antlitz krank und mild
In eine weiße Hand.

Sie sieht nach mir, wird rot und bleich,
Lacht gellend auf und weint
Und ist dem Regentropfen gleich,
Durch den die Sonne scheint,

Ach, jetzt versteh' ich ihren Schmerz,
Und er betrübt mich sehr:
Einst liebt' ich dich, du armes Herz,
Nun kannt' ich dich nicht mehr.

Doch wer erkennt ein Blumenbeet,
Das ihn im Lenz entzückt,
Wenn zwischen Herbst und Winter spät
Der Sturm die Stengel knickt!

Aus dem Wiener Prater.

Horch, die geigenden Zigeuner!
Wie vom Teufel selbst gepackt!
Die Gesichter immer bräuner,
Immer wilder Ton und Takt.

Was vor vielen tausend Jahren
Einst am Ganges schon erscholl,
Macht die ung'rischen Husaren
Und die deutschen Mädchen toll.

Bald zerreißt die erste Saite,
Bald zerspringt die erste Brust,
Denn der Tod ist im Geleite
Einer so dämon'schen Lust.

Instrument und Musikanten
Sind dem Untergang geweiht,
Wie die rasenden Bacchanten,
Die sich hier zum Tanz gereiht,

Und im ganzen Taumelkreise
Ist auch nichts, was übrig bleibt,
Als die dunkle Zauberweise,
Die sie in den Abgrund treibt.

Meiner Tochter Christine ins Gebetbuch.

(Zu ihrer Konfirmation.)

Das Mägdlein tritt im weißen Feierkleid
Zum erstenmal vor Gott an den Altar,
Und auch der Greisin hält man es bereit,
Die niedersinkt an ihrer Totenbahr'.

Doch ich, du teures Kind, ich wünsche dir,
Daß, wie am ersten und am letzten Tag,
Dir dies Gewand, der Unschuld ew'ge Zier,
An jedem andern auch geziemen mag.

Dir schmückt die junge Brust ein Myrtenzweig,
Und eine Rosenknospe glänzt dabei:
O, werde du der frommen Myrte gleich,
Damit dein Schicksal das der Rose sei.

Sie trägt nicht immerdar das freud'ge Rot,
Wenn sie sich löst aus ihrer Knospe Grün,
Doch ob sie auch so bleich ist wie der Tod,
Ihr Kelch bewahrt ein letztes stilles Glühn!

Auf ein sehr schönes junges Mädchen.

Wohl lächelt mir dein roter Mund,
Wohl reizt mich deine Huldgestalt,
Doch such' ich nicht mit dir den Bund,
Denn du bist jung und ich bin alt.

Dir würde ein Antinous,
Der aller Götter Liebling ist,
Noch zagen unterm ersten Kuß,
Ob er sich nicht zu viel vermißt.

Kein Mädchenauge schloß der Tod,
Du erbtest seinen reinsten Blitz,
Und deiner Wangen sanftes Rot
Ist jedes Lächelns holder Sitz.

Wie wagt' ich's wohl, mir dir zu nahn,
Der zürnenden Natur zum Hohn,
Du stehst im Anfang deiner Bahn,
Ich seh' das dunkle Ende schon.

Wär' ich ein König, baut' ich dir
Das schönste Haus mit Turm und Wall,
Und setzte dich hinein zur Zier,
Wie eine Ros' in den Kristall.

Doch, da ich nur ein Dichter bin,
Mit leichtem Kranz und Pilgerstab,
So segn' ich dich in frommem Sinn
Und wende mich für ewig ab.

Nun stehst du in der Engel Hut,
Bis einst die Liebe Wache hält,
Denn sie beschirmen Dichtergut,
Bis es in reine Hände fällt.

Der Bramine.[1]

In den bängsten Qualen windet
Sich der frömmste der Braminen,
Jahre hat er's ausgehalten,
Heute ist der Tag erschienen,
Wo die Kräfte ihn verlassen,
Die den ew'gen Göttern dienen,
Statt sie stumm wie sonst zu segnen,
Stöhnt er laut empor zu ihnen.

Aber aus der Zelle Winkel
Kommt der Tod herangeschritten,
Und er spricht mit heller Stimme:
„Endlich hast du ausgelitten.
Wolle nur, und all die Schmerzen,
Die dir Mark und Bein zerschnitten,
Werden diesen Hund zerreißen,
Der dir naht mit leisen Tritten."

Eben leckt der treue Wächter
Ihm die halb entblößten Hände,
Und der Kranke flüstert schaudernd:
„Lieber duld' ich bis ans Ende!
Traurig folgt mir stets sein Auge,
Wie ich mich auch dreh' und wende,
Und ich sollt' ihn so belohnen?
Fordre nicht, daß ich mich schände!" —

„Nun, so gib mir einen Vogel,
Lustig hör' ich einen pfeifen,

[1] Die Braminen (Brahmanen) bildeten einst die Priesterkaste und den obersten Stand in Indien. Nach ihrer Lehre war Brahma das Weltprinzip oder der oberste Gott, durch dessen Entfaltung die Welt entstand. Alle Wesen, von dieser Weltseele ausgestrahlt, kehrten in dieselbe auch wieder zurück. Mit dieser Vorstellung verband sich das Dogma von der Wanderung der Seelen besonders durch Tierleiber, das Hebbel bei seiner zärtlichen Liebe zu den Tieren nicht unsympathisch sein mochte (vgl. auch die Gedichte „Auf das Tier", S. 109, „Schau ich in die tiefste Ferne", S. 125 unserer Ausgabe).

Er ist einer von den vielen,
Die von Land zu Lande schweifen,
Niemals wird er wiederkehren,
Immer weiter muß er streifen,
Und du bist ihm nicht verschuldet,
Laß mich diesen denn ergreifen." —

„Rühr mir nimmer an den Vogel,
Flügel wurden ihm gegeben,
Um mit seinem süßen Liede
Erd' und Himmel zu verweben,
Droben lauscht der Engel nieder,
Unten horcht mit freud'gem Beben
Ihm des Kindes trunkne Seele,
Heilig ist mir solch ein Leben!" —

„Eben stürzt in wilder Wüste
Sich der Leu auf die Gazelle,
Angst versteinert ihre Glieder
Und sie kann nicht von der Stelle,
Sichtbar klopfen ihr die Rippen
Unterm buntbemalten Felle,
Winke nur, so stürzt der Räuber,
Und sie springt hinweg zur Quelle." —

„Frommt der Hindin noch das Leben,
Hat's ihr Brama auch beschieden,
Und im rechten Augenblicke
Hilft ein Wunder ihr zum Frieden.
Mich verlockst du nicht, zu töten,
Um mir selbst die Frist hienieden
Zu verlängern, wie die Ströme
Meines kranken Bluts auch sieden." —

„Nun, so greif' in das Gewimmel
Unrein-ekler Kreaturen,

Drin die bösen Geister hausen,
Die das ew'ge Licht verschwuren
Und zur Strafe ihres Trotzes
In die schnöden Larven fuhren:
Unken, Spinnen, Kröten, Würmer,
Alle tragen Teufelsspuren." —

„Büßen sie für ihre Sünden,
Nun, so büß' ich für die meinen,
Auch noch aus der Hölle Tiefen
Führt ein Weg zurück zum Reinen,
Wollte ich den letzten hindern,
Sich Vergebung zu erweinen,
Würd' ich eines härtern Fluches
Als sie alle wert erscheinen." —

„Hoffe nicht, daß sie's erwidern,
Rascheln hör' ich schon die Schlange,
Die dir droht mit gift'gem Stachel,
Und dir selbst wird todesbange.
Aufgerichtet, wie zum Sprunge,
Wälzt sie in geschweiftem Gange
Sich heran, so opfre diese,
Daß sie rasch den Lohn empfange." — —

„Schließen will ich meine Augen,
Denn ich kann den Wurm nicht sehen.
Aber ist ihm Macht gegeben,
Werd' ich nimmer widerstehen.
Darf er mir das Leben rauben,
Muß er auch von seinen Wehen
Mich befrein, wie sollt' ich zittern?
Mag, was kann und soll, geschehen!" — —

Grimmig schlägt die zorn'ge Schlange
Jetzt den Zahn in seine Glieder,

Doch, so wie sie ihn nur ritzte,
Ist er auch ein Jüngling wieder,
Aus dem losen Schulterpaare
Sproßt ihm goldenes Gefieder,
Brama aber ruft vom Himmel:
„Schweb' empor, sonst steig' ich nieder!“

Diocletian.[1]

Da steht auch das! Mein Grabmal! Sieben Jahr'
Sind abermals herum, und hell und klar,
Wie immer, blickt die Sonne auf den Greis,
Der müde ist und nicht zu sterben weiß.
Dies sollte meine letzte Arbeit sein:
Das Bett ist fertig, doch ich schlaf' nicht ein!

Nun, setzt kein Gott mir das ersehnte Ziel,
So thu' ich's selbst, ich hab' es satt, das Spiel;
Es scheint zwar bunt, doch wiederholt sich's nur,
Die Tage sind wie Blumen auf der Flur:
Der Farbenwechsel täuscht zwar kurze Zeit,
Dann kennt man sie für alle Ewigkeit.

Das Werk ist wohlgeraten! Tritt heran,
O Bildner, daß ich dich belohnen kann!
Den Preis empfingst du, Silber oder Gold,
Ich weiß nicht was, so viel du selbst gewollt,
Doch hast du Rätsel in den Stein gehaun:
Ich will zum Dank dir jetzt den Sinn vertraun.

Siehst du den Jüngling, der die Säcke trägt?
Und auch den krausen Mohren, der ihn schlägt?

[1] Diocletianus, römischer Kaiser, begründete die unbeschränkte Monarchie im Römischen Reiche, dessen Grenzen er über den Tigris hinaus erweiterte. Er ernannte verschiedene Mitregenten und behielt sich besonders die Regierung des Orients vor. Im Jahre 305 dankte er ab und zog sich nach Salonä in Dalmatien zurück, wo er 313 starb.

Wer mag's wohl sein, den hier die Peitsche traf?
Ich bin es selbst! mein Vater war ein Sklav'.
Du staunst darob? So lehre dich mein Ruhm:
Ein Kaiser findet stets sein Kaisertum.

Da ist er wieder! Aber auf der Flucht!
Verfolgt von Häschern, grimmig und verrucht.
Er tötete den Vogt in raschem Zorn
Und schüttete umsonst auf ihn sein Korn,
Doch war's ein Glück für ihn, er eilt zum Heer.
Man reiht ihn ein, und keiner straft ihn mehr.

Nun Schlacht auf Schlacht, bis jene letzte kam,
Die Rom den Herrn und mir den Führer nahm.
Ich rächt' ihn, da erscholl ein Jubelschrei,
Als ob er wieder auferstanden sei,
Es galt mir selbst, und eh' ich's je geglaubt,
Trug ich des Toten Krone auf dem Haupt.

Doch ging es jetzt nicht nächsten Wegs nach Haus,
Ich maß vorher das Rund der Erde aus
Und richtete die Adler wieder auf,
Die man zertrümmert in der Zeiten Lauf,
Und an der Schnur die Völker, dumpf und stumpf,
Die das verbrochen, hielt ich den Triumph.

Dort ihr Gewühl! Jedwedes Angesicht,
Ein Sonnenabdruck, dunkel oder licht,
Wie sie die Zone färbte, schwarz geraucht,
Und wie von Flammen rötlich angehaucht,
So stieren sie zum Kapitol empor,
Wo ich mich neige vor der Götter Chor.

Nun fünfzig Jahre auf dem Römerthron!
Zwar anfangs noch im Kampf im Trotz und Hohn,
Doch immer siegreich, endlich ohne Feind,
Die ganze Menschheit stumm und wie versteint,

Nur Odem übrig für ein einzig Wort:
„Hoch Diocletian! Und ewig fort!"

Genug! Genug! Mein Jubeltag ist da,
Die Völker ziehn herbei von fern und nah'.
Das Fest ist selten, das man feiern will,
Doch ein noch seltneres bereit' ich still:
Sie bieten mir die Welt zum zweitenmal,
Ich weise sie zurück als leer und schal.

Hier auf dem Markt leg' ich die Krone ab
Und sorge nur noch für das Kaisergrab,
Denn statt des Goldes, das sie mir gebracht,
Und statt der leuchtenden Juwelenpracht,
Beding' ich mir als letztes Liebespfand
Von einem jeden eine Handvoll Sand.

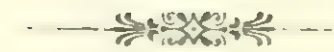
Die sollen sie mir opfern nach dem Tod,
Und sie beschwören willig mein Gebot.
Die ganze Erde hat vor mir gebebt
Und trägt mein Zeichen; wenn man mich begräbt,
So will ich in der ganzen Erde ruhn,
Wie's Weltgebietern ziemt und ihrem Thun.

Nun baut' ich mir den mächtigen Palast,
Der bald schon wieder eine Stadt umfaßt.
Der neue Cäsar zittert nicht vor mir,
Der Tod vergißt mich und es wird mir schier,
Als wär' dem Einz'gen, der sie nicht begehrt,
Vom Schicksal die Unsterblichkeit beschert.

Heut fiel mir schon die erste Frucht vom Baum,
Den ich gepflanzt, als Zoll für meinen Gaum,
Längst ist der Wipfel meiner Zeder grün,
Ich seh' wohl gar die Aloe noch blühn!
Doch nein! du sollst nicht warten auf den Schluß
Zum Epitaph, den ich dir liefern muß!

Drum heut der Tod! Und wie es dir gefällt,
Sterb' ich als Weiser oder auch als Held.
Was zieht der Künstler vor? Den Giftpokal
In meiner Rechten oder diesen Stahl?
Du wählst nicht? Wohl, so wähle ich für dich,
Die Sonne will nicht gehn, so geh' denn ich.

Zurück von meinem kaiserlichen Leib!
Glaubst du, ich laß mich halten wie ein Weib?
Zwar bin ich ohne Krone, ohne Reich,
Doch hier, du siehst es, Herr und Knecht zugleich.
Auch das geglückt! Wie stark das Blut noch quillt!
Da ist die Skizze — geh nun rasch ans Bild!



Anhang:[1]

1.

Das Mädchen.

Ich bin nicht schön! So sprach das Mädchen leise
Und überwand im stillen ihre Qual;
Und als sie nun in ihrer Schwestern Kreise
Zurücktrat, war sie es zum erstenmal.

2.

Schau' ich in die tiefste Ferne . .

Schau' ich in die tiefste Ferne
Meiner Kinderzeit hinab,
Steigt mit Vater und mit Mutter
Auch ein Hund aus seinem Grab.

Fröhlich kommt er hergesprungen,
Frischen Muts, den Staub der Gruft,
Wie so oft den Staub der Straße,
Von sich schüttelnd in der Luft.

Mit den treuen braunen Augen
Blickt er wieder auf zu mir,
Und er scheint, wie einst, zu mahnen:
„Geh' doch nur, ich folge dir!"

---

[1] In den „Anhang" sind zwei Gedichte verwiesen worden, deren genaue Entstehungszeit nicht bekannt ist. „Das Mädchen" steht im handschriftlichen Nachlaß des Dichters mit dem Gedicht „Der schönste Tod und der schlimmste", das aus dem August des Jahres 1845 stammt, zusammen auf einem Blatt, so daß die schon von Kuh ausgesprochene Vermutung, es gehöre in das Jahr 1845, an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Auch der poetische Stil des Gedichtes weist auf jene Zeit hin. „Schau' ich in die tiefste Ferne . ." gehört, da es nicht in der Gesamtausgabe von 1857 steht, sehr wahrscheinlich in die letzten Lebensjahre des Dichters.

Denn in unsrem Hause fehlte
  Es an Dienern ganz und gar,
Doch die Mutter ließ mich laufen,
  Wenn er mir zur Seite war.

Besser gab auch keine Amme
  Je auf ihren Schützling acht,
Und er hatte schärfre Waffen
  Und gebrauchte sie mit Macht.

Seine eignen Kameraden
  Hielt er mit den Zähnen fern,
Und des Nachbars Katze ehrte
  Ihn von selbst als ihren Herrn.

Doch, wenn ich dem alten Brunnen
  Spielend nahte hinterm Haus,
Bellte er mit heller Stimme
  Meine Mutter gleich heraus.

Er erhielt von jedem Bissen
  Seinen Teil, den ich bekam,
Und er war mir so ergeben,
  Daß er selbst die Kirschen nahm.

Wie die beiden Dioskuren
  Brachten wir die Tage hin,
Einer durch den andern glücklich,
  Jede Stunde ein Gewinn.

Macht' ich nicht auch halb vom Tode
  Meinen treuen Pollux frei,
Ließ ich's nur, weil ich nicht ahnte,
  Daß ich selbst der Kastor sei.

Aber allzubald nur trübte
  Uns der heitre Himmel sich,
Denn er hatte einen Fehler,
  Diesen, daß er wuchs wie ich.

Und an ihm erschien als Sünde,
Was an mir als Tugend galt,
Da man mich ums Wachsen lobte,
Aber ihn ums Wachsen schalt.

Immer größer ward der Hunger,
Immer kleiner ward das Brot,
Und der eine konnte essen,
Was die Mutter beiden bot.

Als ich eines Morgens fragte,
Sagte man, er wäre fort
Und entlaufen, wie mein Hase;
Doch das war ein falsches Wort.

Noch denselben Abend kehrte
Er zu seinem Freund zurück,
Den zerbissnen Strick am Halse,
Doch das war ein kurzes Glück.

Denn, obgleich er mit ins Bette
Durfte, ach, ich bat so sehr,
War er morgens doch verschwunden,
Und ich sah ihn niemals mehr.

Ward er an die Eisenkette
Jetzt gelegt von seinem Herrn,
Oder fiel sein Los noch härter,
Weiß ich nicht, doch blieb er fern!

Schau' ich in die tiefste Ferne
Meiner Kinderzeit hinab,
Steigt mit Vater und mit Mutter
Auch ein Hund aus seinem Grab.

II. Sonette.

Die menschliche Gesellschaft.

Wenn du verkörpert wärst zu einem Leibe,
Mit allen deinen Satzungen und Rechten,
Die das Lebendig-Freie schamlos knechten,
Damit dem Toten diese Welt verbleibe;
Die gottverflucht, in höllischem Getreibe,
Die Sünden selbst erzeugen, die sie ächten,
Und auf das Rad den Reformator flechten,
Daß er die alten Ketten nicht zerreibe:
Da dürfte dir das schlimmste deiner Glieder,
Keck, wie es wollte, in die Augen schauen,
Du müßtest ganz gewiß vor ihm erröten!
Der Räuber braucht die Faust nur hin und wieder,
Der Mörder treibt sein Werk nicht ohne Grauen,
Du hast das Amt, zu rauben und zu töten.

Unsere Zeit.

Es ist die Zeit des stummen Weltgerichts;
In Wasserfluten nicht und nicht in Flammen:
Die Form der Welt bricht in sich selbst zusammen,
Und dämmernd tritt die neue aus dem Nichts.
Der Dichter zeigt im Spiegel des Gedichts,
Wie Tag und Nacht im Morgenrot verschwammen,
Doch wird er nicht beschwören, nicht verdammen,
Der keusche Priester am Altar des Lichts.

Er soll mit reiner Hand des Lebens pflegen,
Und wie er für des Frühlings erste Blüte
Ein Auge hat und sie mit Liebe bricht:
So darf er auch des Herbstes letzten Segen
Nicht übersehn und die zu spät erglühte
Nicht kalt verschmähen, wenn den Kranz er flicht.

Mein Päan.

Ich möchte auch einmal von Freiheit singen,
Doch, ist der Drang auch groß, den ich verspüre,
Wer sagt mir, wieviel Odem ihm gebühre?
Mir deucht, zuvor muß ich den Flamberg schwingen.
Der Tag erst, wo um mich die Schwerter klingen,
Wo ich, so wie ich jetzt die Saiten rühre,
Mit eigner Faust mein gutes Eisen führe,
Der Tag erst wird die rechte Antwort bringen.
Auch dann noch ficht' ich still und stumm, gleich allen,
Die schweigend ihren Haß und Grimm getragen,
Doch endlich wird mein Blut die Erde färben.
Dann soll der Freiheit mein Päan erschallen,
Denn so viel Worte, glaub' ich, darf ich wagen,
Als Odem zwischen Fallen bleibt und Sterben.

Der Mensch und die Geschichte.

Die Weltgeschichte sucht aus spröden Stoffen
Ein reines Bild der Menschheit zu gestalten,
Vor dem, die jetzt sich schrankenlos entfalten,
Die Individuen vergehn, die schroffen.
Die endliche Vollendung ist zu hoffen,
Denn diese Künstlerin wird nie erkalten,
Auch sehen wir, wenn sich die Nebel spalten,
Schon manchen Zug des Bildes tief getroffen.

Doch wir, wie Kinder in der Werkstatt harrend,
Wir haschen nach den abgesprungnen Stücken,
Die, wie sie schweigend meißelt, niederfallen;
Dann rufen wir, in Andacht dumpf erstarrend,
Mit krummen Nacken und gebeugten Rücken:
„Hier sind die Götter, laßt den Weihrauch wallen!“

An die Kunst.

Dir, heil'ge Kunst! dir hab' ich mich ergeben!
Nicht drängt' ich mich, du riefst mich zum Altare,
Ich rang mit dir, ob ich mich frei bewahre,
Du siegtest, nimm mich denn auf Tod und Leben!
Nun wollen Träume meinen Blick umweben,
Ich aber schau' hinab auf ernste Jahre,
Doch, wie sich auch zum Kampf der Pöbel schare,
Am Ende siegt ein gottgebornes Streben.
Viel trage ich, doch schlägt mir die Entehrung
Der Weltidee, auf deren Leib ich hoffe,
Durch Puppenlarven leicht die Todeswunde.[1]
Was thut's? die echte Zeugung ist Entleerung
Des Einzelwesens von dem Weltenstoffe,
Und geht mit ihrem Vater nicht zu Grunde.

Ein Bild.

Im Morgenwinde sah ich Blumen wanken
Und sah, wie sie den Tau der goldnen Frühe,
Daß jede voller dufte, tiefer glühe,
Mit heißem Mund begierig in sich tranken.

[1] Hebbel strebte danach, in seiner Kunst die höchsten, dem Weltverlauf zu Grunde liegenden Ideen zu verkörpern, und sah sich in diesem hohen Streben durch die auf das Tagesbedürfnis berechneten Produkte des „Jungen Deutschland“, die er hier „Puppenlarven“ nennt, immer wieder gehemmt.

Gesättigt sah ich bald die meisten schwanken,
Als glaubten sie, daß keine nun verblühe,
Die Rosen tranken fort mit süßer Mühe,
Bis ihre Kelche fast zur Erde sanken.
Die andern wiegten sich in Lustgefühlen,
Sie wollten eben lauten Spott erheben,
Da schoß die Sonne ihre Flammenpfeile.
Die Rosen löschten sie im Tau, dem kühlen,
Doch jenen drangen sie in Mark und Leben,
Man sah sie hingewelkt nach kurzer Weile.

An den Äther.

Allewiger und unbegrenzter Äther!
Durchs Engste, wie durchs Weiteste Ergossner!
Von keinem Ring des Daseins Ausgeschlossner!
Von jedem Hauch des Lebens still Durchwehter!
Des Unerforschten einziger Vertreter!
Sein erster und sein würdigster Entsprossner!
Von ihm allein in tiefster Ruh' Umflossner!
Dir gegenüber werd' auch ich ein Beter!
Mein schweifend' Auge, das dich gern umspannte,
Schließt sich vor dir in Ehrfurcht, eh' es scheitert,
Denn nichts ermißt der Blick, als seine Schranken
So auch mein Geist vor Gott, denn er erkannte,
Daß er, umfaßt, sich nie so sehr erweitert,
Den Allumfasser wieder zu umranken.

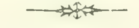
Der Wein.

Du blinkst so hell und glänzend aus dem Becher,
Als wäre jeder Strahl in dir zerronnen,
Woraus du einst die Feuerkraft gewonnen,
Die glühend jetzt entgegenschäumt dem Zecher.

Ich aber säume, reizender Versprecher
Des Süßesten, und zähle all die Sonnen,
Die dich mit ihrem Netz von Licht umsponnen,
Bevor die Traube reif erschien dem Brecher.

Ich sehe ihn, von Nächten und von Tagen
Den reichen Zug, die, längst hinabgesunken,
Dir scheidend all ihr Köstlichstes gegeben.

Da möcht' ich fast im Geist vor dir verzagen,
Kaum an den Lippen, bist du ausgetrunken:
Wie zahle ich den Preis für so viel Leben?



Vollendung.

Von einer Wunderblume laßt mich träumen!
Der Tag verschwendet seine reichsten Strahlen,
In aller Farben Glut sie auszumalen;
Die Nacht versucht mit Perlen sie zu säumen.

Bald wird das Leben in ihr überschäumen,
Und brennend, die Gestirne zu bezahlen,
Verströmt sie aus der Kelche Opferschalen
Den flammenheißen Duft nach allen Räumen.

Doch, daß einmal das Schönste sich vollende,
Verschließt der Himmel seine durst'gen Lippen
Vor ihrem Opfer, und es senkt sich wieder.

Wie sie den Duft in jede Ferne sende,
Nicht Mond, noch Sonne, nicht ein Stern darf nippen,
Er wird zu Tau und sinkt auf sie hernieder.



An eine edle Liebende.

Du meinst in deiner Seele Dämmerweben,
Dir sei das Tiefste so gelöst in Liebe,

Daß dir nichts Eignes zu bewahren bliebe,
Drum willst du ganz und gar dich ihm ergeben.

O, thu' es nicht! Es gibt ein Widerstreben,
So rein von jedem selbstisch-rohen Triebe,
Daß sich das Höchste still zu Nichts zerriebe,
Erschlösse dies ihm nicht ein ew'ges Leben.

Und könntest du, im Edelsten erglommen,
Auch deines Wesens Form vor ihm vernichten —
Die Elemente bleiben, die sie waren!

So wird dein Opfer niemals ganz vollkommen,
Du kannst nicht völlig auf dich selbst verzichten,
Drum sorge du, dich ganz zu offenbaren!

Welt und Ich.

Im großen ungeheuren Ozeane
Willst du, der Tropfe, dich in dich verschließen?
So wirst du nie zur Perl' zusammenschießen,
Wie dich auch Fluten schütteln und Orkane!

Nein! öffne deine innersten Organe
Und mische dich im Leiden und Genießen
Mit allen Strömen, die vorüberfließen;
Dann dienst du dir und dienst dem höchsten Plane.

Und fürchte nicht, so in die Welt versunken,
Dich selbst und dein Ureignes zu verlieren:
Der Weg zu dir führt eben durch das Ganze!

Erst wenn du kühn von jedem Wein getrunken,
Wirst du die Kraft im tiefsten Innern spüren,
Die jedem Sturm zu stehn vermag im Tanze!

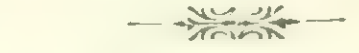
Mann und Weib.

Dem Weibe ist ein schönes Los beschieden,
Was sie auch hat, sie hat es ganz und immer,
Sie freut sich an des fernsten Sternes Schimmer,
Allein sie schließt sich ab in klarem Frieden.

Der Mann wird nie so sehr vom Glück gemieden,
Als er es meidet, denn er faßt es nimmer,
Gleichgültig, wird es besser, wird es schlimmer,
Er hört nicht auf, das Dasein umzuschmieden.

Ihr ist es, wie ein zugeworfner Faden,
Sie hält sich dran und schaudert vor den Wogen,
Die unten dräun, und trinkt des Himmels Lüfte.

Er widersteht nicht, sich im Meer zu baden,
Und forscht, vom hellen Leben abgezogen,
Ob Gott sich nicht verbirgt im Schoß der Grüfte.



An ein schönes Kind.

Du blickst, um deiner Mutter Hals dich schmiegend,
Mich hold und lächelnd an, ein sel'ger Stummer;
Die Wonne schließt den Mund, ihn löst der Kummer,
Du brauchst die Sprache nicht, in Lust dich wiegend.

Doch jetzt, der Kraft des Lenzes still erliegend,
Durch Bienen eingesurrt und andre Summer,
Von Duft betäubt, fällst du in tiefen Schlummer,
Ein Rosenblatt, in einen Brunnen fliegend.

O! würdest du der Maler und der Dichter
Gewaltigster, du wirst durch all dein Ringen
Das Höchste nie, wie jetzt im Spiel[1], verraten,

[1] Hier hat Hebbel den ästhetischen Begriff des Spiels, wie ihn Schiller in seiner Lehre vom Schönen bildete, zu poetischem Ausdruck gebracht.

Nie so das Schöne durch der Farbe Lichter,
Nie so das Reine durch dein frömmstes Singen,
Nie so das Menschlich-Göttliche durch Thaten!

An eine Römerin.

Ich hab' als Kind gespielt im fernen Norden,
Dann bin ich weit und breit herumgekommen
Und habe schon das dritte Meer durchschwommen,
Nun ruh' ich aus an seinen Blütenborden.

Dir ist ein schlichtes Mädchenlos geworden,
Wie eine Blume bist du still erglommen,
Dann hat, wie die der Strauß, dich aufgenommen
Als frischen Schmuck der fromme Jungfraunorden.

Nun gehn wir beide Hand in Hand zusammen,
Wie Gärtnerin und Schiffer traulich wallen,
Im kühlen Schatten dicht verschlungner Äste;

Ich spreche dir von Sturm und Meeresflammen
Und schmücke dich mit Perlen und Korallen,
Du pflückst mir still der Goldorangen beste.

Schönheitsprobe.

Wie läßt die echte Schönheit sich erproben?
Wohl einzig an dem selbstbewußten Frieden,
Der sie umfließt, weil sie sich wie geschieden
Von allen Kämpfen fühlt, die sie umtoben.

Ihr steht er, wie ein Sternenkranz von oben,
Den, da sie ganz den innern Zwist gemieden,
Der alles übrige verwirrt hienieden,
Die ew'ge Mutter selbst für sie gewoben.

Doch wehe ihren Afterschwestern allen,
Die ihr nicht gleichen und sich selber krönen,
Weil Faun und Satyr ihnen Beifall zollen!

Sie können nur, wenn sie sich nicht gefallen,
Mit ihrem halben Dasein uns versöhnen,
Nur, wenn sie zeigen, daß sie weiter wollen.



Doppelter Krieg.

Wie sollten sich des Schönen Priester hassen,
Wie sollten sie unedel sich bekriegen!
Ein jeder wird dem andern gern erliegen,
Das heißt, sich gern von ihm bewirten lassen!

Doch freilich werden sie das Schwert erfassen,
Den Pfuscher, der den Thron der Kunst bestiegen
Und ihn schon dadurch schändet, zu besiegen,
Weil dem vor Zorn die Götter selbst erblassen.

Was ist es dort? Ein anmutsvolles Ringen,
Ob einer leisten solle, ob genießen,
Ob füllen oder leeren bloß die Schale.

Hier gilt's, den Pöbelfürsten zu bezwingen,
Den schnöde Wächter in den Tempel ließen,
Damit er allen Musen Bärte male.



Die Verschmähte.

Du liebst mich nicht! Wie sollt' ich länger leben!
Die Hoffnung, endlich in dein Herz zu dringen,
Erhielt mich, doch es wird mir nie gelingen!
Ich fühl's, und dieses muß den Tod mir geben.

Er naht mir schon, ich seh' ihn ohne Beben,
Er wird zurück mich zu der Mutter bringen;
Doch kann ich nicht den letzten Schmerz bezwingen,
Und mit mir selbst erst wird er ganz verschweben.

O, wär' ich, statt mit buntem Staub umkleidet,
Als stummes Traumbild vor dich hingetreten,
Du hättest heiß das Dämmernde umschlossen!

Ich ward dir dadurch, daß ich war, verleidet,
Du hättest sonst mich selbst von Gott erbeten,
Und ich in deinem Wunsch mein Glück genossen!



Apollo von Belvedere.

Wer schön wie du ist, soll dich einst zerschlagen!
So sprach der Meister, als er dich vollendet
Und vor dir stand, von deinem Glanz geblendet;
Er hatte nichts bei diesem Wort zu wagen.

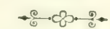
Denn wen auch noch seit deines Ursprungs Tagen
Die neidische Natur hieher gesendet,
Hier hat sich immer sein Triumph geendet,
Kein Jüngling stand noch vor dir, als mit Zagen.

Ja, könnte selbst in Zukunft einer kommen,
Dir gleich und dennoch fähig, dich zu hassen,
Er würde nimmer büßen sein Gelüste:

Er hätte kaum die Axt zur Hand genommen,
So müßt' er sie schon wieder fallen lassen,
Weil er schon dadurch häßlich werden müßte.

Die Sprache.

Als höchstes Wunder, das der Geist vollbrachte,
Preis' ich die Sprache, die er, sonst verloren
In tiefste Einsamkeit, aus sich geboren,
Weil sie allein die andern möglich machte.
Ja, wenn ich sie in Grund und Zweck betrachte,
So hat nur sie den schweren Fluch beschworen,
Dem er, zum dumpfen Einzelsein erkoren,
Erlegen wäre, eh' er noch erwachte.
Denn ist das unerforschte Eins und Alles
In nie begriffnem Selbstzersplittrungsdrange
Zu einer Welt von Punkten gleich zerstoben:
So wird durch sie, die jedes Wesenballes
Geheimstes Sein erscheinen läßt im Klange,
Die Trennung völlig wieder aufgehoben.



Die Schönheit.

Das Los der Götter ist auch dir gefallen;
Denn du bist schön, du brauchst dich nur zu zeigen,
So wird sogar von Lippen, welche schweigen,
Wenn jeder jauchzt, dir Lob und Preis erschallen.
Denn, die als unerreichbar vorschwebt allen,
Die Harmonie ist deinem Wesen eigen,
Wie sollte dich, wo du erscheinst, ein Reigen
Von trunkenen Verehrern nicht umwallen!
Zwar werden wir's nur schmerzlicher empfinden,
Wieviel uns mangelt, wenn wir auf dich schauen,
Allein du bist uns doch verwandt geblieben;
Drum dienst du, uns dem Höchsten zu verbinden,
Wir stehen ihm nicht länger fern mit Grauen,
Es tritt uns nah' in dir, wir können's lieben!

Eine Mondnacht in Rom.

Beim Dämmerlicht des Mondes schau' ich gerne
Der grauen Weltstadt bröckelnde Ruinen,
Die uns als Maß für ihre Größe dienen,
Woran der Mensch sich selber messen lerne;

Denn dieses Licht, das einem trüben Sterne
Entfließt, hat ihre Schlachten nie beschienen,
Nur die Gefallnen mit den eh'rnen Mienen,
Umstanden von des Heeres bestem Kerne.

Jetzt trägt sie selbst, wie die, den Todesstempel,
Drum ziemt sich's, daß dasselbe Licht ihr leuchte,
Dann träumt vielleicht ein Dichter, daß die Sonnen

Erlöschen, wie Paläste hier und Tempel
Zusammenstürzen, und der oft verscheuchte
Vernichtungsengel jetzt den Sieg gewonnen!

Juno Ludovisi.[1]

Du lässest uns die Blüte alles Schönen
Und seines Werdens holdes Wunder sehen;
Die Stirn' ist streng, man sieht's in ihr entstehen,
Wo es noch ringen muß mit herben Tönen.

Die Wange will sich schon mit Anmut krönen,
Doch darf sie noch im Lächeln nicht zergehen,
Der Mund jedoch zerschmilzt in süßen Wehen,
Daß Ernst und Milde sich im Reiz versöhnen.

Erst keusches Leben, wurzelhaft gebunden,
Dann scheuer Vortraum von sich selbst, der leise
Hinüberführt zur wirklichen Entfaltung;

[1] Der von einer Kolossalstatue stammende Kopf der Hera in der Villa Ludovisi zu Rom.

Und nun ist auch der Werdekampf verwunden,
Man sieht nicht Anfang mehr, noch Schluß im Kreise,
Um dieses ist der Gipfel der Gestaltung.

Rechtfertigung.

Jüngst ward das Gold, das edle, hart gescholten,
Die andern Erden schmähten es und riefen:
„Wir sind's, in denen Baum und Blume schliefen,
Die jegliches Geschöpf erquicken sollten;

„Wenn dich auch alle Sonnen küssen wollten,
Die jemals um das ew'ge Zentrum liefen,
Sie weckten nichts in deines Schoßes Tiefen,
Drum hast du uns auch stets für nichts gegolten!"

Nun sprach das Gold: „Ich bin das längst gewesen,
Was ihr jetzt seid, und wenn euch so viel Lenze
Wie mir entkeimten, werdet ihr mir gleichen.

„Von mir sind keine Früchte mehr zu lesen,
Weil ich schon frei im eignen Dasein glänze,
Drum blüht und duftet fort, mich zu erreichen!"

Die Freiheit der Sünde.

O glaube nicht, daß du durch deine Sünde
Die Welt verwirrst! Wie du auch freveln mögest
Und ob du Gott dein Ich auch ganz entzögest,
Du hinderst nicht, daß sie zum Kreis sich ründe!

Ja, ob du, in des innern Abgrunds Schlünde
Hinuntertaumelnd, völlig dich betrögest,
Und dich hinauf zur Götterfreiheit lögest,
Doch trifft dich das Gericht, das ich verkünde!

Wir leben nur im Ewigen und Wahren,
Und ihm entfliehen wollen, würde heißen,
In unsrer Brust den Odem anzuhalten;

Wir können's, doch es wird sich offenbaren,
Daß wir das eigne Lebensband zerreißen
Und nichts dadurch im Äther umgestalten.

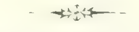
An den Künstler.

Ob du auch bilden magst, was unvergänglich
Durch alle Zeiten wandeln soll und glänzen,
Doch wird dich die, in der du lebst, nicht kränzen,
Sie wird dir trotzen, stumpf und unempfänglich.

Die Menschheit, schon an sich so unzulänglich,
Kann sich in ihren enggesteckten Grenzen
Nicht einmal aus dem Zauberquell ergänzen,
Der aus ihr selbst hervorbricht, überschwänglich.

Beklage es, doch einzig ihrethalben,
Die mit dem Nichtgenießen dies Verkennen
Zu teuer büßt, und nimmer deinetwegen;

Denn wollte sie dich gleich zum König salben,
So würden dich die Zweifel nicht mehr brennen,
Durch die du zahlst für aller Götter Segen!



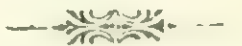
Ein Zweites.

Und ob mich diese Zweifel brennen müssen?
So rufst du aus und möchtest es verneinen,
Auch mag der Frost dir unerträglich scheinen,
Der oft dich schüttelt bei der Muse Küssen.

Doch sprich: wenn deinen schöpf'rischen Ergüssen,
In denen alle Wonnen sich vereinen,
Die Schmerzen fehlten, stünden nicht mit Weinen
Die Brüder fern so einzigen Genüssen?

Drum nimm sie hin, die Ungerechtigkeiten
Der Welt, die dir die Lust des Daseins trüben
Und bittern Zwiespalt in dir selbst erwecken.

Sie sind bestimmt, von Anbeginn der Zeiten,
Die höhere Gerechtigkeit zu üben
Und einen Zwiespalt größrer Art zu decken.



An Christine Enghausen.[1]

Du tränkst des Dichters dämmernde Gestalten,
Die ängstlich zwischen Sein und Nichtsein schweben,
Mit deinem Blut und gibst den Schatten Leben,
In denen ungeborne Seelen walten.

Ich aber möchte nicht zu früh erkalten,
Der Zeit die Form zu dem Gehalt zu geben
Und über sie hinaus sie zu erheben
Durch neuer Schönheit schüchternes Entfalten.

Doch dieses Deutschland wird uns schwer erwarmen,
Und eh' wir's denken, stehn wir ab, verdrossen,
Drum laß uns eins das andere belohnen.

Wo treu und fest sich Mann und Weib umarmen,
Da ist ein Kreis, da ist der Kreis geschlossen,
In dem die höchsten Menschenfreuden wohnen.

[1] Hebbels Gattin, geboren am 3. Februar 1817 in Braunschweig, von 1840 bis 1875 Mitglied des Burgtheaters, berühmt in tragischen Rollen, wie Maria Stuart, Judith, Klara in „Maria Magdalene“ u. a.

Die Lerche.

Ich kam in Ungarn durch ein Thal gefahren,
Von leichten Rossen schnell dahingetragen,
Und hörte über mir die Lerche schlagen,
Die durch den Äther zog, den bläulich-klaren.
Bald aber mußte ich erstaunt gewahren,
Daß sie zu mir hinabschoß in den Wagen,
Doch schien mir dies Vertraun zugleich ein Zagen
Vor einem andern Feind zu offenbaren.
Ich schaute auf und sah den Habicht hangen,
Der nicht gewohnt ist, Schwache zu verschonen,
Sie hatte Schutz gesucht auf meinen Knieen;
Ich aber dachte: daß das kleinre Bangen
Der Mensch dir einflößt, soll sich dir belohnen,
Und ließ sie ungefangen wieder ziehen!

Im römischen Karneval.

Einst bin ich unterm Maienbaum gelegen,
Und, wie ich lag, hat sich ein Wind erhoben!
Wie sind die Blüten da um mich gestoben!
Wie unermeßlich schien des Frühlings Segen!
Jetzt, deucht mir, seh' ich einen gleichen Regen,
Doch von Gestalten, licht- und glutgewoben!
Als hätten sich die goldnen Sterne droben
Geschüttelt, welche alles Höchste pflegen.
Vom stillen Reizenden zum Blendendschönen,
Es fehlt kein Glied der holden Formenkette,
Und meinen Augen scheint sie nicht zu enden.
Drum reicht den Kranz, die Königin zu krönen,
Nicht mir; denn eh' ich sie gefunden hätte,
Wär' er gewiß verwelkt in meinen Händen!

Die beiden Zecher.

Beim Weine sah ich einst zwei Zecher sitzen;
Der eine rief: „Kein Tropfen wird vergossen,
Bevor sich das Geheimnis mir erschlossen,
Woher es kommt, dies Perlen und dies Blitzen!“

Der andre sprach: „Er wird mein Blut erhitzen,
Und daraus ist mir nie noch Heil entsprossen,
Wie wär' mir's, wenn ich nach dem Rausch verdrossen
Mich fände auf den schroffsten Felsenspitzen!“

So saßen sie und grübelten aufs beste,
Indes umsonst die Goldpokale lachten,
Zu ihres gütigen Bewirters Qualen;

Inzwischen kam ein Haufen frischer Gäste,
Da sahn sie sich vertrieben, eh' sie's dachten,
Und müssen nun mit ew'gem Durst bezahlen!



Epigramme und Verwandtes.

Bilder, wie sie im Fluge sich haschen lassen, Gedanken,
Welche sich runden in sich, mancher geschichtliche Strich,
Auch zuweilen ein Hauch, der, leise schwellend, den Busen
Hebt und wieder verläßt, eh' er ein Lied noch beseelt,
Und dazwischen, doch selten, die Köpfe von Schelmen und Wichten,
Wie man, genagelt ans Thor, Eulen und Dohlen erblickt,
Alles aber im Vers, wie Schiller und Goethe ihn bauten,
Schmähn ihn auch Platen und Voß, weil er der deutscheste ist!

I. Bilder.

Auf den Dom zu Sankt Stephan in Wien.[1]

Altehrwürd'ges Symbol der wahren Einheit und Eintracht,
Welch ein gewaltiges Bild stellst du mir hin vor den Geist!
Mehr erhebt es mich fast, dich werden zu sehn in Gedanken,
Als mich, gesättigten Blicks, deiner Vollendung zu freun.
Welch ein harmonisches Leben! Welch fröhlicher Austausch der Kräfte!
Und von Geschlecht zu Geschlecht schlingt sich das heilige Band.
Kaum entfaltet der Meister, des Genius irdischer Herold,
Fromm und begeistert den Plan, als sich auch alles ihm beugt;
Nicht das Handwerk bloß, das nur durchs Dienen sich adelt,
Auch die stolzere Kunst horcht nur auf seinen Befehl,
Einer greift zur Kelle, der andre zum Meißel, und freudig
Fängt nun jeglicher an, was er nicht endigen soll.
Wer als kräftiger Jüngling die luft'gen Gerüste erklommen,
Steigt erst herunter als Greis, doch es ersetzt ihn sein Sohn,
Diesen wieder sein Enkel, und als nun endlich der letzte
Für die Spitze des Turms windet den schimmernden Kranz,
Siehe, da kann er die Blumen auf dessen Grabe schon pflücken,
Welcher den Grundstein einst, gläubig vertrauend, gelegt!
Aber nun stehst du auch da, ein Fels von menschlichen Händen,
Und verkündest der Welt, wie man das Dauernde schafft!

[1] Den ersten Grund zur Domkirche zu St. Stephan legte Heinrich II. Jasomirgott im Jahre 1144; der südliche Turm wurde 1433 vollendet.

Schwalbe und Fliege.

An dem heitersten Morgen entstürzte die fröhlichste Schwalbe
Plötzlich dem Himmel und sank tot zu den Füßen mir hin.
Mittags der längst Erstarrten den Schnabel öffnend, erspäht' ich
Eine Fliege im Schlund, welche sie halb nur verschluckt.
Diese zappelte noch, ich zog sie hervor, und die Flügel
Trocknend im Sonnenstrahl, schwirrte sie bald mir davon.

Geschlossener Kreis.

Nicht vermochte die Traube den Wein noch länger zu halten,
Als man sie kelterte, war sie dem Zerspringen schon nah;
Auch nicht konnte das Faß, das starke, den feurigen fesseln,
Wenn man nicht schnell ihn gezapft, hätt' er sich selber befreit;
Noch viel weniger hält ihn der Dichter, der ihn getrunken,
Jetzt zurück, als Gedicht fliegt er schon wieder davon;
Mög' es den Hörer berauschen, und mög' er nicht eher ernüchtern,
Bis er Reben gepflanzt, daß sich vollende der Kreis!



Der Greis.

Bin ich wieder genesen und glaubte, sicher zu sterben?
Dank dir, gütiger Tod, daß du ein Umsehn mir noch
Wolltest vergönnen, ein letztes! Zu lange werd' ich nicht zögern!
Einen einzigen Blick! Erde, wie bist du so schön!
Jene Thräne ist längst getrocknet, die mir zuweilen
Deinen Zauber verhüllt, morgendlich glühst du mich an!
Drüben spielt mein Enkel! Den heiligen Funken des Lebens
Trat ich ab an das Kind! Fort nun! Er bleibt ja zurück!

Natur und Mensch.

Oft schon kam es mir vor, Natur, als hätt'st du zu zeitig
In dein Werk dich verliebt und die Vollendung versäumt.
Weil der Mensch dir gefiel, so bliebst du stehen beim Menschen
Und erwecktest in ihm nicht noch den schlummernden Gott.
Aber nun träumt er von dem, und weil er erwachend sich wieder
Findet, wie eben vorher, fällt er zurück in das Tier.

Italiens erster Gruß.

Heliogabalus ließ die Gäste ersticken mit Veilchen:
Schönes Italien, drohst du mir ein ähnliches Los?
Deiner Fülle erlieg' ich! Sie ist für Götter und Käfer!
Göttern bin ich nicht gleich, Käfern noch minder verwandt!

Rom.

Rom, schon bist du Ruine und wirst noch weniger werden,
Aber dein Himmel verbürgt dennoch die ewige Stadt.
Wo die Myrte gedeiht, und wo der Lorbeer nicht mangelt,
Siedeln zu Liebe und Krieg immer auch Menschen sich an.

Der Lorbeer in Italien.

Alles Herrliche trieb in diesem Lande die Erde,
Darum hat sie sich selbst hier mit dem Lorbeer gekrönt.

Villa reale a Napoli.[1]

Unter duftigen Bäumen, vom Hauch des Abends durchsäuselt,
Sammelt von reizenden Fraun still sich ein glänzender Flor;
Leise ergießt sich der Strom melodischer Klänge und schaukelt
Zwischen Wonne und Weh jedes empfängliche Herz;

[1] Die Villa Reale in Neapel, wo der Dichter im Sommer 1845 öfters weilte.

Aber die Wogen des Meers, am nahen Gestade sich brechend
Und vom Winde geschwellt, donnern verhalten darein,
An die gewalt'gen Akkorde der rollenden Sphären uns mahnend,
Welche fürs menschliche Ohr sanft zur Musik sich gedämpft.

Neapolitanisches Bild.

Fleißig hämmert der Schmied, mein Nachbar, da naht sich bedächtig
Ihm der heischende Mönch, willig auch reicht ihm der Mann,
Den er noch kaum verdient durch frühe Arbeit, den Groschen.
Und es beut ihm der Mönch einen gedoppelten Dank,
Erst die Madonna zum Kuß und dann die Dose zum Schnupfen.
Jener küßt und nimmt ruhig die Prise darauf.

II. Gnomen.

Der Lorbeer um ein Menschenhaupt.

Unverwelklicher Lorbeer in schnell erbleichender Locke!
Welch ein gewaltiges Bild menschlicher Größe und Kraft!

Das Höchste und das Tiefste.

Kein Gewissen zu haben, bezeichnet das Höchste und Tiefste,
Denn es erlischt nur im Gott, doch es verstummt auch im Tier.

Der Wirbel des Seins.

Denke dir einmal das Nichts! Du denkst es dir neben dem Etwas!
Aber, da denkst du's dir nicht! Hier ist der Wirbel des Seins!

Der Abend.

Jeglicher Abend ergreift mich, als wär' er der letzte von allen,
Der nach unendlichem Kampf ewige Ruhe verheißt.

Die Grenze des Menschen.

Wo die Natur dir Erkenntnis vergönnt und Einsicht ins Wesen?
Wo sie deiner bedarf! Das ist nur selten der Fall.

Die Scham.

Scham bezeichnet im Menschen die innere Grenze der Sünde;
Wo er errötet, beginnt eben sein edleres Selbst.

An die Erde.

Gönne dem Baum die Freude, gen Himmel zu wachsen, o Erde:
Was er an Früchten erzeugt, wirft er dir doch in den Schoß!

Der Schlaf.

Alles wird uns Genuß, so schön ist das Leben gerundet,
Selbst der Tod, denn der Schlaf ist der genossene Tod.

Des Lebens Höchstes.

Mutterliebe, man nennt dich des Lebens Höchstes! So wird denn
Jedem, wie schnell er auch stirbt, dennoch sein Höchstes zu teil!

An das Glück.

Glück, sie nennen dich blind und werden nicht müde zu schelten.
Frage doch endlich zurück: Könnt ihr denn selber auch sehn?

Jedermann ins Album.

Was ich dir wünsche, mein Freund? Ich wünsche allen dasselbe:
Finde jeglicher den, der ihm im Innersten gleicht!
Bist du ein Guter, so kann dich der Himmel nicht besser belohnen,
Bist du ein Schlimmer, so straft ärger die Hölle dich nicht.

Der Triumph der Natur.

Jede Form ist ein Kerker. Wie hält die Natur denn das Leben
Fest in allen? Sie hat keinen mit Fenstern versehn!

An den Menschen.

Wünsche dir nicht zu scharf das Auge, denn wenn du die Toten
In der Erde erst siehst, siehst du die Blumen nicht mehr!

An Columbus.

Glaubst du, du trägst sie allein, die Kette? Dem horchenden Ohre
Klirrt sie vernehmlich genug durch die Geschichte hindurch.

Homo sapiens.

Welch ein Narr ist der Mensch! In allem muß er sich spiegeln!
Selbst in Sonne und Mond hat er sein Antlitz entdeckt.

Der Größte.

Was der Größte sich denkt? Dies denkt er: Hole der Teufel
Euer ganzes Geschlecht, wenn ich das bin, was ihr glaubt!

Blumen und Dornen.

Blumenkränze entführt dem Menschen der leiseste Westwind,
Dornenkronen jedoch nicht der gewaltigste Sturm.

Der Weg zur Bildung.

Mensch, ergründe die Welt und nicht die Bücher, wieviel sie
Auch enthalten, es ward stets aus der Welt ja geschöpft,
Und, du magst es mir glauben, ich habe es selber erfahren,
Sagt sie dir es nicht auch, ist es für dich nicht gesagt.

Schön und lieblich.

Drei der Grazien gibt's, nur eine Venus! Die Veilchen
Will ich zum Strauße gereiht, aber die Rose allein.



Menschenlos.

Was der Mensch auch gewinne, er muß es zu teuer bezahlen,
Wär' es auch nur mit der Furcht, ob er's nicht wieder verliert.

Die Frage bedingt die Antwort.

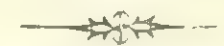
Was dir der Genius sagt, der eigene oder der fremde?
Was nur der Genius weiß! Fragst du gemein, ist er stumm!

Gottes Rätsel.

Kinder sind Rätsel von Gott, und schwerer, als alle, zu lösen,
Aber der Liebe gelingt's, wenn sie sich selber bezwingt.

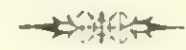
Der ewige Papst.

Wer in weltlichen Dingen auf geistige Weise vermittelt?
Freilich thut es ein Papst, aber der Künstler ist Papst.



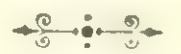
Selbsterkenntnis.

Ob du dich selber erkennst? Du thust es sicher, sobald du
Mehr Gebrechen an dir als an den andern entdeckst.



Die Welt.

Wenn ich die Welt im ganzen und großen betrachte, so glaub' ich's,
Daß sie von Ewigkeit ist und allein durch sich selbst;
Wenn ich mir aber sodann das Einzelne näher beschaue,
Kommt sie mir vor, wie der Witz eines gewaltigen Ichs.



Mahnung.

Fürchte die schlechteste Fliege! Sie kann den edelsten Wein dir
Doch verderben: sie fällt eben hinein und ersäuft!

Die Summe des Lebens.

Jahre reihst du an Jahre, doch was ein Jahrhundert dir brachte,
Wenn du der Glücklichste bist, zählt die Minute dir auf.

Heroenschicksal.

Jedem Heroen stellt sich ein winziger Affe zur Seite,
Der sich die Kränze erschnappt, welche der andre verdient.

Der Traum als Prophet.

Was dir begegnen wird, wie sollte der Traum es dir sagen?
Was du thun wirst, das zeigt er schon eher dir an.

Haß und Liebe.

Wen du der Liebe nicht würdigst, den würdige auch nicht des Hasses,
Sache nur sei er für dich, aber mit nichten Person!

Welt und Mensch.

Zwölf der Monde bedarf's, so heißt es, die Welt zu umsegeln,
Zwölf der Jahre jedoch, eh' du den Menschen umgehst.

Das Haar in der Suppe.

Mancher findet nur darum ein Haar in jeglicher Suppe,
Weil er das eigene Haupt schüttelt, solange er ißt.

Unterschied der Lebensalter.

Hat dir der Tag was gebracht? So fragt sich am Abend der Jüngling;
Hat dir der Tag was geraubt? fragt sich der Mann und der Greis.

An die Exakten.

Rasselt nur nicht zu viel mit Kette und Messer und Wage;
Machte der Himmel euch stolz, den ihr berechnet und meßt,
Nun, so schaut auf die Frau und werdet wieder bescheiden,
Denn ihr fragt euch umsonst, was euch gefesselt an sie,
Und die Linie, so, nicht anders, gezogen im Antlitz,
Trägt, ihr erkennt es, das Haus, trägt gar den Staat und die Welt.

Newton als Greis.

Newton versenkte sich fromm als Greis in die Apokalypse[1],
Moleschott[2] spöttelt darob, aber ich finde es schön.
Freilich, die Wahl war schlecht, doch hatte er's endlich begriffen,
Daß man die Tiefe der Welt durch den Kalkül nicht erschöpft.

Tugend nennt ihr's, die Freude des andern wie eigne zu fühlen?
Unermeßliches Glück scheint mir's und großes Talent!

III. Kunst.

Das Genie und die Talente.

An der höhern Stufe vermißt ihr gewöhnlich die niedre,
Lernt's doch endlich, sie wird eben mit dieser erkauft.
Daß ein Ganzes werde, muß jeglicher Teil sich bescheiden,
Tritt er einzeln hervor, wuchert er, wie er nur kann,

1 Die Offenbarung Johannis.
2 Jakob Moleschott (geb. 1822), einer der Wortführer des Materialismus.

Und er wird, wo er herrscht, sich freilich stärker erweisen,
Als er thut, wo er dient, aber ein Thor nur vergleicht.
Denkt nur an den Menschen! Ihm gaben alle Geschöpfe
Von dem Ihrigen ab, doch er erreicht auch nicht eins,
Oder hat er die Klaue des Löwen, den Fittich des Vogels?
Selbst das stumpfe Insekt trotzt ihm mit seinem Instinkt.
Dennoch ist er ihr König, und jedes muß sich ihm beugen,
Aber ihm gleicht das Genie, das die Talente vereint.

Vers und Prosa.

Leichter wäre auf einmal der Vers als die Prosa geworden?
Schwerer ist er, wofern ihr ihn vortrefflich verlangt,
Denn mit jeglichem Reiz der Prosa muß er sich schmücken
Und mit dem höheren noch, den man an ihr nicht vermißt.
Wenn ihr ihm einen erlaßt, so wird's euch der Dichter nicht danken,
Denn ihr ebnet dadurch einzig dem Stümper die Bahn.
Aber so seid ihr, ihr setzt, damit nur jeder ein Künstler
Heiße, ruhig die Kunst unter sich selbst erst herab,
Und da pfeifende Knaben das Nichts nun zu leisten vermögen,
Das ihr fordert, so denkt ihr sie euch selbst als ein Nichts!

Die deutsche Sprache.

Schön erscheint sie mir nicht, die deutsche Sprache, doch schön ist
Auch die französische nicht, nur die italische klingt,
Aber ich finde sie reich, wie irgend eine der Völker,
Finde den köstlichsten Schatz treffender Wörter gehäuft,
Finde unendliche Freiheit, sie so und anders zu stellen,
Bis der Gedanke die Form, bis er die Färbung erlangt,
Bis er sich leicht verwebt in fremde Gedanken, und dennoch
Das Gepräge des Ichs, dem er entsprang, nicht verliert

Denn der Genius, welcher im ganzen und großen hier waltet,
Fesselt den schaffenden Geist nicht durch ein strenges Gesetz;
Überläßt ihn sich selbst, vergönnt ihm die freiste Bewegung
Und bewahrt sich dadurch ewig lebendigen Reiz.
Hütet euch nur, ihr Dichter, in dieser edlen Verleugnung
Ihn zu kränken, zerbrecht nicht mit dem Joche das Maß,
Glaubt nicht zu gewinnen, wenn, kindisch zerstochen, die Dämme
Bersten und reißen; es führt wieder nach Babel zurück;
Oder wer setzte Barbaren im Ungebundnen die Grenze?
Paßt doch am Ende: er haßt! für das gewohnte: er liebt!
Viel sind der Sprachen auf Erden, schon dieses sollte uns lehren,
Daß kein inneres Band Dinge und Zeichen verknüpft;
Darf sich aber darum ein jeder die eigene bilden?
Besser wäre der Mensch stumm wie die Fische im Meer!
Seien die Stempel uns heilig, die alle Jahrhunderte brauchten,
Sei es die Weise sogar, die sie bedächtig gewählt;
Fand ein Goethe doch Raum in diesen gemessenen Schranken,
Wären sie plötzlich zu eng für die Heroen von heut?
Gleichen wir der Natur, die nie das Wunder der Schöpfung
Wiederholt und doch jährlich im Lenz sich erneut:
Alt sind die Formen, es kehren die Lilien wieder und Rosen,
Frisch ist der Duft, und im Kranz thut sich der Meister hervor!

Weltpoesie.[1]

Keine edlere Flamme, die Völker in eins zu verschmelzen,
Als die poetische, nur gehen wir Deutsche zu weit,
Wenn wir den Persern die Tropen für unsre Gedanken entlehnen,
Denn es wird nur verlangt, daß wir die Perser verstehn.

[1] Das Epigramm richtet sich gegen Platens und Rückerts orientalische Dichtungen, die Goethe als eine Nachwirkung seines „Westöstlichen Divans" begrüßen konnte.

Oder wäre die Zeit der letzten Versöhnung gekommen,
Wenn man persisch bei uns dichtet, in Persien deutsch?
Wenn wir die Stimme des Frühlings am Lech als Bulbul[1] begrüßen,
Während ein neuer Hafis[2] dort von der Nachtigall singt?

Die Regel.

Regel, wie gleichst du der Kette, die Benjamin Franklin[3] erfunden!
Freilich beschützt sie das Haus, doch sie verschluckt auch den Blitz.

Die Poesie der Formen.

Was in den Formen schon liegt, das setze nicht dir auf die Rechnung:
Ist das Klavier erst gebaut, wecken auch Kinder den Ton

Philosophie und Kunst.

Ein System verschlingt das andre, doch neben dem Shakespeare,
Jung und frisch wie der Mai, wandelt noch immer Homer.



Niederländische Schule.[4]

Siehst du den Meister? Er spuckt! Nun hat er, was ihn begeistert,
Wenn er den Auswurf kopiert, thut er der Schule genug.

[1] Bulbul, im Persischen die Nachtigall; Hebbel vermutlich bekannt aus Goethes „Westöstlichem Divan“ (vgl. das Gedicht „Sommernacht“ im Schenkenbuch und „Bulbuls Nachtlied durch die Schauer ꝛc.“ im Buch der Parabeln).

[2] Hafis, gestorben 1389 in Schiras, der größte Lyriker des Orients.

[3] Benjamin Franklin (1706—90), der nordamerikanische Staatsmann, war der Erfinder des Blitzableiters.

[4] Die niederländische Malerschule (17. Jahrhundert) strebte nach treuer Wiedergabe der Wirklichkeit.

Greift dann gar der Beschauer mit einem Pfui! zum Schnupftuch,
Weil er für wirklichen Schmutz diesen artistischen hält:
O, dann feiert die Richtung den höchsten ihrer Triumphe,
Und der Künstler verlangt, daß man wie Zeuxis[1] ihn ehrt.

Vor einem Rembrandt.

Wilde, riesige Züge, hervor aus der Finsternis brechend,
Als bekäme die Nacht plötzlich hier selbst ein Gesicht.

Auf Manchen.

Freilich thut es dir not, zu schaffen, ich glaub' es, doch leider!
Thut es der Welt nicht not, daß sie besitzt, was du schaffst.

Grundbedingung des Schönen.

Nur vom Überfluß lebt das Schöne, dies merke dir, Dichter;
Hast du nicht etwas zu viel, hast du mit nichten genug.

Das Prinzip der Naturnachahmung.

Freunde, ihr wollt die Natur nachahmend erreichen? O Thorheit!
Kommt ihr nicht über sie weg, bleibt ihr auch unter ihr stehn.

Die alten Naturdichter und die neuen.

(Brockes, Geßner, Stifter u. s. w.[2])

Wißt ihr, warum euch die Käfer, die Butterblumen so glücken?
Weil ihr die Menschen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht seht!

---

[1] Berühmter griechischer Maler (um 400 v. Chr.).

[2] Heinrich Brockes (1680—1747), der Verfasser des „Irdischen Vergnügens in Gott"; Salomon Geßner (1730—88), der einst hochgeschätzte Idyllendichter; Adalbert Stifter (1805—68), österreichischer Novellist. Alle drei haben die Begabung zur Kleinmalerei und den idyllischen Grundzug ihrer Dichtung gemeinsam. — Vgl. auch Hebbels absprechende Kritik über Stifters „Nachsommer" in den Litteraturbriefen (VIII).

Schautet ihr tief in die Herzen, wie könntet ihr schwärmen für Käfer?
Säht ihr das Sonnensystem, sagt doch, was wär' euch ein Strauß?
Aber das mußte so sein; damit ihr das Kleine vortrefflich
Liefertet, hat die Natur klug euch das Große entrückt.

Schiller in seinen ästhetischen Aufsätzen.

Unter den Richtern der Form bist du der Erste, der Einz'ge,
Der das Gesetz, das er gibt, gleich schon im Geben erfüllt.

Tieck als Dramendichter.[1]

Wäre es wirklich so schwer, das Haus zum All zu erweitern?
Schlagt die Wände nur ein, Freunde, so ist es gethan!



Goethes Biographie.

Anfangs ist es ein Punkt, der leise zum Kreise sich öffnet,
Aber, wachsend, umfaßt dieser am Ende die Welt.



Goethen hör' ich mit Freuden von seinem Genius reden,
Denn der Himmlische führt neben dem Dichter die Welt.
Aber ihr anderen schweigt und rühmt euch höchstens der Nase,
Die die Natur euch verlieh; diese genügt für das Haus.

Richtschnur.

Künstler, nie mit Worten, mit Thaten begegne dem Feinde!
Schleudert er Steine nach dir, mache du Statuen draus!

[1] Hebbel spielt mit diesem Epigramm auf den losen Bau der Dramen Tiecks an (vgl. „Tagebücher", Bd. I, S. 144, 224, 231).

An den Dichter.

Dichter, ergreife die Stunde, sobald sie dir lächelt, sie kehrt zwar
Immer wieder, jedoch nie mit dem nämlichen Gold.

An einen Schriftsteller.

Vogel möchtest du sein! Das muß ich dir leider bestreiten,
Aber ein Tausendfuß bist du, ich räume es ein.

Schiller und Napoleon.

Schiller ist ein Verdienst des großen französischen Kaisers,
Welches der Donnerer sich um die Germanen erwarb;
Hätte Napoleon nicht die Erde erschüttert, so wären
Wallenstein, Jungfrau und Tell in der Geburt schon erstickt.

Auf einen Absolutisten des Verses im Drama.

Alle Dramen in Versen, und das in deutschen, obgleich doch
Längst vor dem strengen Verdikt Klärchen[1] in Prosa gelang?
Freund, du lieferst dem Mond, dem ewig wechselnden, nächstens
Sicher das passende Kleid, welches noch keinem geglückt!

Shakespeare.

Shakespeare war kein Brite, wie Jesus Christus kein Jude,
Denn, wie jedes Land einen vertretenden Geist
In dem größten Poeten gefunden, den es erzeugte,
Fand ihn die Welt in ihm, darum erschien er als Mensch.

[1] Goethes „Egmont“.

Platen.

Vieles hast du gethan, man soll es mit Liebe dir danken,
Hast der äußeren Form streng, wie kein zweiter, genügt,
Hast die innre erkannt und alle Reifen der Sprache,
Welche der Leichtsinn sprengt, wieder zusammengeschweißt.
Eines fehlt dir jedoch, die sanfte Wallung des Lebens,
Die in reizendes Spiel gaukelnder Willkür den Ernst
Des Gesetzes verwandelt und das im tiefsten gebund'ne
So weit löst, bis es scheint, daß es sich selbst nur gehorcht
Dennoch verschmilzt nur dies die äußere Form mit der innern,
Und man erreicht es nur so, daß die Gebilde der Kunst
Wirken wie die der Natur, und daß, wie Blumen und Bäume,
Keiner sich auch ein Gedicht anders noch denkt, als es ist.

Virtuosenporträts.

Also dies ist der Mann, durch welchen mich Mozart entzückte!
Säh' ich die Geige doch auch, die ihm so wacker gedient!
Säh' ich das nützliche Schaf, das dieser die Saiten geliefert,
Und das geduldige Pferd, das ihm den Bogen bezog!

Allegorie und Symbol.

Wie zur Landschaft die Karte, der tote Aufriß zum Bilde,
Steht die Allegorie zu dem beseelten Symbol.[1]

Die deutsche Litteratur.

Deutsche Litteratur, du schnurrigstes Stammbuch der Völker!
Jeder schreibt sich hinein, wie es ihm eben gefällt.

[1] Allegorie, das bloße poetische Bild; „beseelte Symbole" dagegen sollen nach der Ästhetik Hebbels alle Kunstwerke höchster Art sein, d. h. sie sollen mittelbar die höchsten Ideen der Menschheit zum Ausdruck bringen.

Litteratur-Epochen.

Lumpe gibt es beständig, doch scheiden sich darnach die Zeiten,
Ob man sie rühmt und beklatscht oder sie nötigt zur Scham.

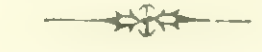
Nach der Lektüre eines deutschen Dichter-Nekrologs.[1]

Unglückseliges Volk, das deutsche, mit seinen Talenten,
Daß es an keinem besitzt, aber an jedem verliert!



Grundirrtum.

Hätte der Rüstige nicht so viel gedichtet, er hätte
„Höhere Flüge gethan, hätte die Sterne erreicht!“
Wäre die Wiese nicht leider in Butterblumen zerflossen,
Eine Aloe wär' sicher zuletzt ihr entsproßt!
Gibst du das eine nicht zu, so muß ich das andre bestreiten,
Nie zerfließt ein Kristall, aber ein Tropfen zerrinnt.



Bilderpoesie.

Setzt ihr aus Spiegeln den Spiegel zusammen? Warum denn aus Bildern
Eure Gedichte? An sich ist ein Gedicht ja ein Bild!



Guter Rat.

Werde kein Dichter, mein Freund, wofern du ein Lump bist, du kannst dich
Höchstens veredeln zum Schuft: reizt dich das würdige Ziel?

[1] Vgl. das Epigramm „Trost für deutsche Autoren“, S. 184, und das Gedicht „Zum Schiller-Jubiläum“, S. 107.

Historischer Rückblick.

Nach dem Xenien-Hagel der beiden deutschen Heroen
Ward es lebendig im Sumpf, wie man es nie noch gesehn:
Schiller und Goethe hießen die Sudelköche in Weimar[1],
Und der erbärmlichste Wicht warf sie mit Steinen und Kot.
Doch was bewies der Spektakel? Nichts weiter, als daß das Gelichter
Noch viel kläglicher war, als es die beiden gemalt!



Der Dilettant.

Nimmer zum Kunstwerk wirst du's bringen, aber zur Einsicht
In das Wesen der Kunst, wenn du dein Nichts erst erkennst



Der Kritiker als Demiurg.[2]

Jeder möchte doch schaffen, und da du nun einmal Gedichte
Nicht zu schaffen vermagst, schaffst du uns Dichter dafür.

Ein philosophischer Analytiker der Kunst.[3]

Fangt ihm den Adler, er wird ihn zerlegen, wie keiner, doch leider
Sieht er den hölzernen oft für den lebendigen an.



Die Komödie.

Was die Komödie sei? Die höchste und reichste der Formen![4]
Jede geringere wird ihr ja aufs neue zum Stoff!

---

[1] Eine Sammlung von Anti-Xenien auf die Spottgedichte des „Musenalmanachs" von 1797 führte den Titel „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar von einigen dankbaren Gästen".

[2] Soviel wie Schöpfer, Bildner.

[3] Ein Ästhetiker, der sich durch Betrachtung der einzelnen Teile ein Urteil über das Kunstwerk zu verschaffen sucht.

[4] Eine Ansicht, die schon von Schiller des öfteren ausgesprochen worden ist.

Die moderne Komödie.[1]

Wollt ihr wissen, warum uns die echte Komödie mangelt?
Weil die Tragödie sie bei den Modernen verschlingt!
Individuen sind als solche schon komisch, an sich schon,
Wer sie noch steigert, der bringt meistens auch Fratzen zur Welt.

Ton und Farbe.

Wo die Natur den Ton verleiht, da versagt sie die Farbe,
Wo sie die Farbe gewährt, weigert sie immer den Ton.
Denkt der Nachtigall und denkt des Flamingo, so seht ihr's;
Aber das gleiche Gesetz waltet im Reiche der Kunst.

Die Situation des Dichters.

Andre schaffen, damit sie das Leben sich sichern; dem Dichter
Muß es gesichert sein, eh' er zu schaffen vermag.

Dichterlos.

Laß dich tadeln fürs Gute und laß dich loben fürs Schlechte;
Fällt dir eines zu schwer, schlage die Leier entzwei.

Trost für deutsche Autoren.

Deutsche Autoren, man läßt euch freilich lebendig verhungern,
Aber tröstet euch nur, denn man begräbt euch in Speck.

[1] Am 29. November 1841 schrieb Hebbel in sein Tagebuch: „Komödie und Tragödie sind ja doch im Grunde nur zwei verschiedene Formen für die gleiche Idee. Warum aber haben wir Neueren keine Komödie im Sinne der Alten? Weil sich unsere Tragödie schon so weit ins Individuelle zurückgezogen, daß dies letztere, welches eigentlicher Stoff der Komödie sein sollte, für sie nicht mehr da ist" (Tagebücher, Band I, S. 247).

Auf die modernen Franzosen und ihre deutschen Genossen.

Eure Romane und Dramen sind nichts als leere Charaden[1],
Kennt man das Wort, das sie löst, wirft man sie auch an die Wand.

Die Form.

Braune Augen und blaue, man *sieht* mit beiden, warum denn
Sind die Farben nicht gleich? Ahne das Wunder der Form!

An die Realisten.

Wahrheit wollt ihr; ich auch! Doch mir genügt es, die Thräne
Aufzufangen, indes Boz[2] ihr den Schnupfen gesellt.
Leugnen läßt es sich nicht, er folgt ihr im Leben beständig,
Doch ein gebildeter Sinn schaudert vor solcher Natur.

Grenze der Kunst.

Himmel und Erde gehn dem Dichter zwar nicht in den Rahmen,
Aber wohl das Gesetz, das sie beherrscht und bewegt.

An den Tragiker.

Packe den Menschen, Tragödie, in jener erhabenen Stunde,
Wo ihn die Erde entläßt, weil er den Sternen verfällt,
Wo das Gesetz, das ihn selbst erhält, nach gewaltigem Kampfe,
Endlich dem höheren weicht, welches die Welten regiert;
Aber ergreife den Punkt, wo beide noch streiten und hadern,
Daß er dem Schmetterling gleicht, wie er der Puppe entschwebt.

[1] Silbenrätsel.

[2] So nannte sich auf dem Titel seiner ersten Werke Charles Dickens, der bekannte englische Humorist (1812—70).

Phidias hätte den Zeus[1] geschaffen? Nach Wolf und nach Lachmann[2]
Drehte das ganze Athen ihm den olympischen Bart.

IV. Geschichte.

Jetziger Standpunkt der Geschichte.

Was die Geschichte bis jetzt errang? Die ew'gen Ideen!
Sie zu verwirklichen, ist nun denn ihr großes Geschäft.

Politische Situation.

Oben brennt es im Dach, und unten rauchen die Minen,
Aber mitten im Haus schlägt man sich um den Besitz.

Zu erwägen.

Haltet die Uhr nur an und denkt, nun werd' es nicht Abend:
Stand die Sonne schon still, weil es ein Küster gebot?

Napoleon und Staps.[3]

Wie vor Varus, den Römer, so trat im geknechteten Deutschland
Vor Napoleon auch mahnend die Nemesis hin.

---

[1] Phidias, der berühmteste griechische Bildhauer (geboren um 500 v. Chr.); das Kolossalbild des Zeus zu Olympia war eines seiner Hauptwerke.

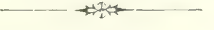
[2] Wie F. A. Wolf, der berühmte Philolog, nachzuweisen suchte, daß Ilias und Odyssee nicht von einem Dichter, sondern von mehreren Rhapsoden verfaßt seien, so glaubte auch Karl Lachmann, daß Ilias und Nibelungenlied aus einzelnen Liedern beständen.

[3] Friedrich Staps wollte am 13. Oktober 1809 in Schönbrunn Napoleon I. ermorden und erklärte dem Kaiser, er würde im Falle einer Begnadigung einen zweiten Versuch machen. Er wurde am 17. Oktober 1809 erschossen.

Hätt' er den Jüngling verstanden, der, ohne zu zittern, das Leben
Vor die Füße ihm warf, als er's ihm wieder geschenkt:
Nimmer hätt' es der Völker bedurft, ihm die Lehre zu geben,
Daß der germanische Geist immer den sittlichen rächt.

Lorbeer und Perücke.

Cäsar deckte den Scheitel, sobald ihn die Jahre ihm bleichten,
Mit dem unsterblichen Zweig, welcher ihm heute noch grünt;
Ludwig[1] rief den Friseur, und dieser erfand die Perücke
Für das bedürftige Haupt, dem es am Kranze gebrach.



V. Ethisches.

Ethischer Imperativ.[2]

Deine Tugenden halte für allgemeine des Menschen,
Deine Fehler jedoch für dein besonderes Teil!

Höchstes Kriterium der Bildung.

Mancher ist ehrlich genug, mit Ernst und Eifer zu prüfen,
Was er ist in dem Kreis, dem die Natur ihn bestimmt;
Wenige haben den Mut, den Kreis zu prüfen und redlich
Zu ermitteln, wieviel dieser im größeren gilt.



Pietät.

Etwas Mitleid den Künstlern und Dichtern, welche das Höchste
Nicht erreichen, es sagt's ihnen kein Joseph voraus,

---

[1] Ludwig XIV. von Frankreich.
[2] Sittliche Forderung.

Und sie müssen das Leben erst opfern, um zu erfahren,
Daß es vergebens geschieht, darum verschont sie mit Spott.

Gesetz und Pflicht.[1]

Das Gesetz erfüllst du und glaubst schon der Pflicht zu genügen?
Was der Galgen beherrscht, wär' das Gebiet der Moral?
Freund, der himmlische Richter wird nimmer schon darum dich krönen,
Weil dich der ird'sche nicht hing! Also erweitre den Kreis!

Das Gesetz.

Was ich will vom Gesetz? Es soll das Höchste verlangen,
Was der Beste vermag, wenn er die Kraft nur gebraucht.
So beschützt es die Welt vorm Bösen und steht auch dem Guten
Gegen sich selber bei, wenn ihn die Stunde versucht.

Lüge und Wahrheit.

Was du teurer bezahlst, die Lüge oder die Wahrheit?
Jene kostet dein Ich, diese doch höchstens dein Glück!

Ideal und Leben.

Ist der göttliche Lenz mit seinen Farben und Düften
Nicht ein Gut für sich selbst, wird er es nur durch den Herbst?

Du bist allein.

Ohne Gefolge betrittst du die Welt und ohne Geleite
Gehst du wieder hinaus; sei denn getröstet, o Mensch,

[1] Dieses Epigramm spricht eine Ansicht aus, die Kant bei seiner Unterscheidung von Legalität und Moralität aufstellte.

Wenn dich im Herbste die Freunde wie Spatzen und Schwalben verlassen,
Denn in der bittersten Not war noch ein jeder allein.

Zur Erinnerung.

Danke den Göttern, o Mensch, wenn das, worum du am Morgen
Kämpftest auf Leben und Tod, dich nicht am Abend erdrückt.

Der Mensch und die Güter des Lebens.

Tausend Libellen umgaukeln den Menschen und schillern und locken,
Aber die schönste ist grau, wenn er sie endlich erhascht.
Wäre es anders und schmückte der goldene Staub, der die Flügel
Jeder schweifenden ziert, eine gefangene nur,
Glänzte das Gut, das wir haben, wie jenes, welches uns mangelt,
Stände das Gut, das uns fehlt, nackt vor den Blicken, wie dies:
Welch ein Heil für uns alle! Wir würden nicht thöricht verlangen
Und des bescheidensten Glücks ruhig und still uns erfreun!

Jüngling wirst du nicht wieder noch Mann, wenn das Haar sich dir bleichte,
Aber sobald du nur willst, wirst du von neuem ein Kind.

Halte das Glück wie den Vogel: so leise und lose wie möglich!
Dünkt er sich selber nur frei, bleibt er dir gern in der Hand

VI. Persönliches.

Selbstkritik meiner Dramen.

Zu moralisch sind sie! Für ihre sittliche Strenge
Stehn wir dem Paradies leider schon lange zu fern,
Und dem Jüngsten Gericht mit seinen verzehrenden Flammen
Noch nicht nahe genug. Reuig bekenn' ich euch dies.

Prophezeiung.

„Deine Freunde sind jung, es wird dir mit ihnen ergehen
Wie mit den Früchten dem Baum: reifen sie, fallen sie ab!"

Dem Propheten zur Antwort.

Weißt du, wie ich mich schütze? Ich habe selber vom Himmel
Reichlich empfangen und ganz ohne mein eignes Verdienst,
Darum gebe ich nie in meinem Namen, ich gebe
Immer im Namen des Herrn, wie es dem Menschen gebührt,
Aber wer selbst nur gibt, um Gott die Schuld zu bezahlen,
Fragt nicht, ob man ihm dankt oder ihn schmählich betrügt!

Letzter Wunsch.

Mancherlei Wünsche hatt' ich und mancherlei hab' ich fürs Leben,
Einen einzigen nur spar' ich mir auf für den Tod:
Daß sich in Flammen mein Geist entbinden möge, noch glühend
Von dem letzten Gedicht, daß sich in Flammen mein Leib
Wandeln dürfe in Asche, bevor noch völlig das Antlitz
Sich zur Larve verstellt, das der Geliebten gefiel!
Jenes geb' ich den Göttern anheim und dieses den Freunden,
Die es wissen, wie sehr stets vor Gewürm ich gebebt;

Mögen sie still mir den Holzstoß errichten und rasch ihn entzünden,
Ein gefälliger Wind bläset wohl freundlich hinein!

Meine neuen Gedichte.

„Blumen will ich nicht mehr!“ So rief ich und hätte die Keime
Mit dem erquetschenden Stein gerne für immer erstickt.
Aber sie spannen die Wurzeln gelassen weiter und schlingen
Um ihn selbst nun als Kranz farbig und frisch sich herum.

An die Götter.

Fromm verlangt ihr mich, Götter? So macht mich glücklich! Ich werd' euch
Niemals fürchten, ihr wißt's, aber ich liebte euch gern!

Conditio sine qua non.[1]

Götter, ich fordre nicht viel! Ich will die Muschel bewohnen,
Aber ich kann es nur dann, wenn sie der Ozean rollt.

Zwölf Jahre später.

Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn ihr gabt mir genug: hebt sie nur schirmend empor!



VII. Buntes.

Den Verstand in Ehren.

Selbst die Musik beruht zuletzt auf Zahl und Verhältnis,
Und du schiltst den Verstand, wenn er im Drama sich zeigt?

[1] Bedingung, ohne welche eine Sache nicht geschehen kann.

Jegliche Frage gestatt' ihm, doch keine einzige Antwort,
Und du erkältest dein Bild nimmer, du läuterst es nur,
Denn die Phantasie wird wieder und wieder sich regen,
Wenn er die schlummernde weckt, bis sie ihm völlig genügt.

Der Genius.

Nimmer in tausend Köpfen, der Genius wohnt nur in einem,
Und die unendliche Welt wurzelt zuletzt doch im Punkt.
Nicht durch Stimmenmehrheit sind Himmel und Erde entstanden,
Nie auch ein großes Gedicht oder ein ewiges Bild.

Frommer Spruch.

Wie von den einzelnen Mühen und Lasten des Lebens im Schlummer,
Ruht man vom Leben selbst endlich im Tode sich aus.

Der Praktiker spricht.

Willst du menschlich mit Menschen in Städten der Menschen verkehren,
Stelle die Uhr nach dem Turm, nicht nach der Sonne, mein Freund!

Das Gelübde.

Niemals Wein zu trinken, als aus kristallnem Pokale,
Nie zu küssen ein Weib, das dir nicht göttlich erscheint:
Dies beschwöre mir, Jüngling, so will ich das Kirchengelübde
Gern dir erlassen, du bleibst dennoch ein Mensch, wie du sollst.

Das Vaterunser.

Wollt ihr beten, so betet, wie Jesus die Jünger es lehrte!
Manches Gebet zwar gibt's, welches zur Läuterung führt:

Dieses setzt sie voraus: will's einer, ohne zu heucheln,
Beten, so muß er sich erst völlig vollenden als Mensch.

Ein Garten.

Eiserne Gitter und Thore und blühende Rosen dahinter,
Arme Blumen, wofür seid ihr gefangen gesetzt?

Ein Napoleonischer Senator im Pantheon.[1]

Nachwelt, kröne den Heros! Der Kaiser hat es geboten!
Unvergänglichen Ruhm sichert dem Mann ein Dekret.

Auf eine Belladonna.

Belladonna, du stehst hier mitten zwischen den Dornen,
Darum zertret' ich dich nicht, grüne und blühe nur fort!
Jene halten ja Wache und wehren dem lüsternen Kinde,
Wie es die Dolde auch lockt, wie es die Beere auch reizt.

Eine Antwort sondergleichen.

„Finden Sie selber sie gut?" So frug ich in Hamburg den Jüngling,
Der mir den schwellenden Band seiner Gedichte gebracht.
„Freilich!" versetzt' er mit Ruhe, „denn fänd' ich sie anders, so hätt' ich
Sie ja besser gemacht!" Ist es nicht einzig, dies Wort?

Traum und Poesie.[2]

Träume und Dichtergebilde sind eng miteinander verschwistert,
Beide lösen sich ab oder ergänzen sich still,

---

[1] Die berühmte Ehrenhalle in Paris.

[2] Vgl. dazu die Worte des Hans Sachs in Richard Wagners „Meistersingern":
„Mein Freund, das grad' ist Dichters Werk,
Daß er sein Träumen deut' und merk'."

Aber sie wurzeln nicht bloß im tiefsten Bedürfnis der Seele,
Nein, sie wurzeln zugleich in dem unendlichen All.
In die wirkliche Welt sind viele mögliche andre
Eingesponnen, der Schlaf wickelt sie wieder heraus,
Sei es der dunkle der Nacht, der alle Menschen bewältigt,
Sei es der helle des Tags, der nur den Dichter befällt,
Und so treten auch sie, damit das All sich erschöpfe,
Durch den menschlichen Geist in ein verflatterndes Sein.

Ahnenstolz der Völker.

Thörichter Stolz auf Ahnen! Du bist mir verhaßt an Geschlechtern,
Aber an Völkern noch mehr. Drückend empfand ich's in Rom.

Christine auf dem Ball.

Knospen trugst du im Haar und führtest den Reigen, doch leise
Gingen sie auf, und nun hauchen dir Blüten den Duft.

An einen Jüngling.

Großmut möchtest du üben, du möchtest verschwenden, doch leider
Hat dir, klagst du, das Glück neidisch die Mittel versagt.
Wirb um Kenntnis und Weisheit, so kannst du alle, die darben,
Reicher machen und wirst selber nicht ärmer dadurch.

Vergeblicher Wunsch.

Eines find' ich abscheulich: daß sich das Leben nicht steigert,
Daß dem höchsten Moment meist ein geringerer folgt!
Einige sterben vor Freude, warum nicht alle? Du fändest
Keine schönere Glut, uns zu verjüngen, Natur.

Originalität.

Wären die Menschen im Innern, wie in den Gesichtern, verschieden:
In das reizendste Spiel löste das Leben sich auf.
Aber da malt sich die Welt auf gleiche Weise in allen,
Und der Wahnsinn kaum macht sie noch originell.

Schauspielerkritik.

Spielen nur hieß' es, wenn Menschen die Schatten der Dichter beseelen?
Leben heißt es, nur schnell! Richter, erwägt's, wenn ihr sprecht.

Text und Kommentar.

Nicht verbinde das Maul dem Ochsen, wenn er dir drischet!
Also sagte der Herr, da er auf Sinai stand.[1]
Aber mißbraucht er die Freiheit, erfrecht er sich Ähren zu fressen,
Gib ihm einen darauf! Also erläutert's der Mensch.

Das Urgeheimnis.

Wie der Schmerz entsteht? Nicht anders, mein Freund, als das Leben:
Thut der Finger dir weh, schied er vom Leibe sich ab,
Und die Säfte beginnen im Gliede gesondert zu kreisen:
Aber so ist auch der Mensch, fürcht' ich, ein Schmerz nur in Gott.

Shakespeares Testament.

Titus Andronicus war sein Anfang und Timon[2] sein Ende,
Und ein dunkleres Wort spricht die Geschichte nicht aus.

---

[1] 5. Moses 25, 4.

[2] Die grausige Tragödie „Titus Andronicus" war Shakespeares dramatisches Erstlingswerk, der düstere „Timon von Athen" stammt vermutlich aus der letzten Zeit seines dramatischen Schaffens. — In Hebbels Nachlaß befindet sich ein bisher

In der Mitte zwar prangt die schönste der Welten, doch ringelt
Sich die Schlange der Nacht um sie herum, als ihr Band.

Die Krankheit.

Krankheit, dich auch preis' ich. Zur reinen Freude am Dasein,
Welche nicht wünscht, noch bedarf, bist du der einzige Weg.

Auf einen Bettler.

Bettler, dich rufe ich um und gebe dir doppelt, du hast mir,
Eh' du das Geld noch besehn, das du empfingst, schon gedankt.

Meine Sängerin.

Manche Sängerin hört' ich, doch hat mir nur eine von allen,
Wann sie mein Ohr auch vernahm, immer das Herz noch gerührt:
An der Wiege die Mutter, durch schlichte Weisen den Liebling
Einzusingen bemüht in den erquickenden Schlaf.

Als ich einen toten Vogel fand.

Vöglein, totes, du darfst nicht hier am Wege verwesen!
Immer das reizendste Bild hast du dem Wandrer geweckt,
Wenn er dich hörte und sah, und solltest die Schrecken der Schrecken
Jetzt ihm enthüllen? O nein! Eilig begrabe ich dich!

---

unveröffentliches Gedicht: „Epilog zu Timon von Athen", vom 23. März 1863, das Christine Hebbel mit folgenden Zeilen an Felix Bamberg sandte: „Mir scheint, es ist in einer finsteren Stunde verfaßt, ähnlich der, in welcher Shakespeare den ‚Timon' schrieb."

Adam und der Fruchtkern.

Adam hatte die Frucht mit großem Behagen genossen,
Doch an dem steinernen Kern biß er die Zähne sich aus.
Grimmig warf er ihn von sich und stampfte in wütendem Schmerze
Mit dem erhobenen Fuß tief in die Erde ihn ein.
Aber nun trieb der Kern den Schößling, er sah es verwundert,
Und so hatt' ihn der Zorn Bäume zu pflanzen gelehrt.

Ausgleichung.

Einem warf ich im Schiffbruch ein Brett zu. Vom Tode gerettet,
Sprach er: „Was kostet das Brett? Dankbar bezahl' ich das Holz!"

Der verborgene Kaiser.

Ihre Könige kennen die Völker der Erde: sie rollen
Stolz in Karossen daher, Trommeln und Fahnen voran;
Aber sie haben zugleich auch einen verborgenen Kaiser,
Welcher am Brunnen vielleicht selber das Wasser sich schöpft,
Und, sei dieser ein Künstler, ein Denker oder ein Weiser,
Eh' das Jahrhundert vergeht, trägt er die Krone allein.

Marktruf.

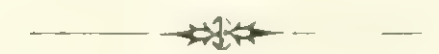
Tummelt euch, Freunde, und bringt euch im Leben zur Geltung! Dem Toten
Reicht zwar das Volk noch den Kranz, aber der Fürst nicht den Stern.

Christus und seine Apostel.

Zwölf Apostel und doch nur ein einziger Judas darunter?
Würde der Göttliche heut, zählte er mindestens elf!

Das Dezennium.

Jetzt kein Schelm und kein Lump zu werden, erfordert die Kraft schon,
Welche in besserer Zeit Helden und Heil'gen genügt.



VIII. Gereimtes.

Die tragische Kunst.

Wohl soll die Kunst euch stets erfreun,
Selbst durch das blut'ge Trauerspiel,
Nur müßt ihr nicht das Mittel scheun,
Durch das sie's hier erreicht, dies Ziel.
Die Sonne lacht euch ohne sie,
Euch ohne sie das Morgenrot,
Allein der Schmerz erquickt euch nie,
Und nie der Tod, der bittre Tod.
Sie nötigt beide, es zu thun,
Sie führt sie nah' genug heran,
Daß keine Kraft in euch mehr ruhn,
Daß jede sich nur steigern kann;
Sie hält sie dennoch fern genug,
Daß euch ihr Stachel nicht verletzt,
Und daß nur, wer schon selbst dem Fluch
Verfallen ist, sich noch entsetzt.
Verkehrt sie denn mit Tod und Schmerz,
So thut sie's stiller Hoffnung voll,
Daß eben dadurch euer Herz,
Wie nie, von Leben schwellen soll,
Und daß ein einziger Genuß,
Wie keine Lust ihn euch gewährt,

Euch Seel' und Sinn erfrischen muß,
Wenn sie das Grauen selbst verklärt.

Ein Reiseabenteuer in Deutschland.

Es flog in X. mein Hut mir ab,
Natürlich über die Grenze,
Und als ich, ihn wieder zu holen, lief,
Da gab's vertrackte Tänze.

Ich durfte den deutschen Nachbarstaat
Nicht ohne Paß betreten,
Und da ich bloß spazieren ging,
So hatt' ich mir keinen erbeten.

Das that ich nun, auch wurde ich
In Gnaden damit versehen,
Doch war's um meinen armen Hut
Trotz alledem geschehen.

Der war schon längst im dritten Staat
Und blieb auch dort nicht liegen,
Ihn ließ der schadenfrohe Wind
Ein Dutzend noch durchfliegen.

Was half mir nun der gute Paß,
Den ich in X. genommen?
Zehn neue braucht' ich in einem Tag,
Da war nicht nachzukommen.

Ich kaufte mir einen andern Hut,
Der Meister aber erwählte
Den Wiener Kongreß[1] zum Schutzpatron,
Als ich mein Schicksal erzählte.

[1] In der Stiftungsurkunde des „Deutschen Bundes", in der Bundesakte vom 8. Juli 1815, wurde ausdrücklich beschlossen „die Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der im Bunde begriffenen Staaten".

Das Geheimnis der Rebe.

Das Knäblein stiehlt sich lüstern eine Traube,
Obgleich es ihm der Vater streng verbot,
Und nascht an ihr, sich duckend hinterm Laube,
Und ahnt nicht, daß ihm schon die Rache droht.

Der Vater aber kommt ihm nachgeschritten
Und faßt die Rebe, die die Furcht gereift,
Und hat sie, eh' man's denkt, vom Stock geschnitten
Und schwingt sie in den Lüften, daß es pfeift.

Dann winkt er stumm dem kleinen Missethäter
Und züchtigt ihn, und dieser sieht erschreckt,
Daß nebst der Traube, die zum Übertreter
Ihn machte, auch die Gerte in ihr steckt.

Auf Götz von Berlichingen.

(In das Berlichingen-Album.[1])

Du hast im Leben jede Zier,
Die Helden ehrt, errungen,
Doch ist der Thaten höchste dir
Im Tode erst gelungen.
Du hast den größten Dichtergeist
Des deutschen Volks entzündet,
Und wo man Goethes Namen preist,
Wird deiner auch verkündet.

Sprüche.

1.

Der Mensch soll treten in die Welt,
Als wäre sie sein Haus;

[1] Hebbel hat diese Verse für den Grafen Friedrich von Berlichingen geschrieben, der sie einem von ihm verfaßten Werke über seinen berühmten Vorfahren einfügte (vgl. „Briefwechsel", Bd. II, S. 550 f.).

Man geht nicht in die Schlacht als Held,
  Man kommt als Held heraus.

2.

„Warum ficht mich so manches Übel an?"
Weil Gott dich vor dir selbst nicht schützen kann!

3.

Die Mutter an die Tochter.

Fehlt dir auch nur ein Laub an deinem Myrtenkranz,
So ist dein Zauber hin, du bindest keinen ganz.



Mutter und Kind.

Ein Gedicht in sieben Gesängen.

Einleitung des Herausgebers.

Am 22. Januar 1847 schrieb Hebbel in sein Tagebuch: „Reiche Leute pränumerieren sich bei armen auf ihr erstes Kind, suchen gesunde Personen aus, lassen sie sich, bloß zu jenem Zweck, heiraten, versetzen sie in sorgenlose Verhältnisse, versprechen ihnen für den Säugling eine bedeutende Summe; sowie aber das Kind da ist, will die Mutter nicht auf die Abtretung mehr eingehen, und nun kehren sich alle Verhältnisse um, denn die Armen würden sich nicht geheiratet haben, wenn sie nicht auf das Geld gerechnet hätten; sie versittlichen sich durch den Entschluß der angestrengtesten Arbeit, wodurch sie sich aus der Verlegenheit ziehen und den in Gedanken begangenen Frevel abbüßen." („Tagebücher", Band II, S. 220.) Hier haben wir bereits die Idee zu dem idyllischen Epos „Mutter und Kind", dessen Entstehung aber erst in die Jahre 1856 und 1857 fällt. Am Geburtstag seiner Frau (am 9. Februar 1856) hatte der Dichter das Werk begonnen, im Laufe dieses Monats und des folgenden waren die drei ersten Gesänge fertig geworden, und im April war beim Veilchenpflücken im Prater der vierte zu stande gekommen. „Es waren himmlische Tage. Sowie ich einen Strauß beisammen hatte, waren auch 30 oder 40 Hexameter fertig" (Tagebuch vom 15. April 1856, vgl. auch den Brief an F. v. Üchtritz vom 23. Juli 1856). Aber wie schon bei früheren Werken, folgte jetzt wieder nach dem ersten freudigen Anlauf eine Pause, die diesmal infolge der Arbeit an der Gesamtausgabe der Gedichte und den Nibelungen entstand. Erst im März des folgenden Jahres (1857) wurden der 5., 6. und 7. Gesang gedichtet. Mit froher Zuversicht hatte der Dichter sein Werk begonnen, in freudiger, hoffnungsreicher Stimmung schrieb er nun, am 20. März 1857, die letzte Zeile nieder („Tagebücher", Band II, S. 444 f.).

Es traf sich gut, daß die Tiedge-Stiftung in Dresden ein vor zwei Jahren erfolglos gebliebenes Preisausschreiben für das beste Epos im

Stil „Hermann und Dorotheas" jetzt wiederholte. Emil Kuh, der von Julius Hammer, einem der Vorstände der Stiftung, davon unterrichtet worden war, machte Hebbel darauf aufmerksam. Dieser sandte sofort „Mutter und Kind" ein und erhielt auch den Preis (Weihnachten 1857)[1]. Freilich hatte er, wie er am 29. Dezember 1857 an Kuh schrieb, „ein paar Haare lassen müssen", denn das Komité hatte aus politischen Gründen die Unterdrückung einer auf Hans von Rochow bezüglichen Stelle verlangt. „Ich füge mich", bemerkt der Dichter, „denn der Grundgedanke des Gedichtes leidet nicht unter dem Wegfall, und ich kann das Ursprüngliche in späterer Zeit ja immer wieder herstellen."[2]

Zu einer eingreifenderen Änderung sah sich der Dichter aus ästhetischen Gründen veranlaßt. So wie das Gedicht zuerst angelegt war, spielte der zweite Teil der Handlung im Salzkammergut, wo der Dichter sich jetzt eignen Besitztums erfreuen konnte. Infolgedessen war die niederdeutsche Färbung des Gedichtes nicht bis zum Ausgang festgehalten und eine einheitliche Stimmung nicht erreicht. Auf diesen ästhetischen Mangel hat wohl Gutzkow den Dichter zuerst hingewiesen, denn er schrieb ihm schon am 17. Februar 1858: „Der Sprung nach Gmunden reißt aus aller Illusion. Was soll der Dithmarsche dort, wenn er nicht Hebbel heißt. Der Hamburger Fuhrknecht brauchte schon einen eignen Gesang, um nur in seiner nord- und plattdeutschen Art mit dem Salzkammergut vermittelt zu werden. Das Gut des Kaufmanns muß im Harze liegen: weit genug für solche Marschsöhne. Sie verderben sich die Hamburger Wirkung, die ich mir kolossal denke um der ersten Hälfte willen." Hebbel hat den Rat befolgt und die beiden in Frage kommenden Stellen (S. 232, V. 1038 und S. 238, V. 1225 ff.) entsprechend verändert. Nun liegt das Gut am Fuße des Brockens und nicht mehr „fern im sonnigen Süden", und statt der Aussicht auf die schimmernden Gletscher der Alpen eröffnet sich nun ein Blick in die düster-gespenstigen Thäler der Brockengegend.

Infolge der Bewerbung um den Preis der Tiedge-Stiftung und dieser Änderungen verzögerte sich der Druck des Werkes. Dazu kamen noch allerlei Differenzen mit dem Verleger Campe, der schließlich, auf einen außergewöhnlichen Absatz spekulierend, sich dazu verstand, dem Dichter 1500 Gulden zu zahlen und das Verfügungsrecht über seine bisher bei ihm erschienenen Werke abzutreten (Brief Hebbels an

[1] Vgl. Kuhs Brief an Hebbel vom 2. Oktober 1857.

[2] Siehe Anm. zu Seite 243.

F. von Üchtritz vom 28. Januar 1859). Im Dezember 1858 war es endlich so weit, daß der Dichter den befreundeten Dingelstedt um Überreichung des Werkes an den Großherzog von Sachsen-Weimar, der die Widmung angenommen hatte, bitten konnte (Brief an Dingelstedt vom 14. Dezember 1858). Ehe dies geschehen war, hatte der Dichter im Sinne gehabt, seinem Werke folgende Widmung mit auf den Weg zu geben:

„Nicht dem Markt und nicht den Herrn und Fürsten der Erde:
Einem gebildeten Geist weih' ich dies schlichte Gedicht.
Denn ein solcher erkennt, wie Recht und Pflicht sich verketten,
Und entziffert sich gern seinen bescheidenen Sinn.
Wem er sich aber verbirgt, der möge nur eins nicht vergessen:
Auch ein Selam bleibt immer ein blühender Strauß!
Wär' ihm sogar noch der Strauß zu bunt und zu künstlich geflochten,
Nun so halt' er sich doch still an den Blumen allein."

Die Dichtung erschien Weihnachten 1858 bei Hoffmann und Campe in Hamburg mit der Jahreszahl 1859.

„Mutter und Kind" ist eines jener dichterischen Bekenntnisse im Sinne Goethes, ein Werk, so ganz aus dem Gefühl geboren, daß es mit unwiderstehlicher Gewalt den Empfänglichen mit auf die reine Höhe des Lebens hinaufzieht, die sein Schöpfer nun nach langer Wirrsal erreicht hatte. Es strahlt uns aus ihm das Glück entgegen, das dem Dichter an der Seite eines inniggeliebten Weibes und eines frisch erblühenden Kindes geworden war. Was er mit Inbrunst erfleht hatte, war in reicher Fülle auf ihn niedergeströmt, und als er das Jahr 1856 noch einmal an seinem geistigen Auge vorüberziehen ließ, da entrang sich ihm aus innerster Seele das Gebet:

„Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn ihr gabt mir genug: hebt sie nur schirmend empor!"

Daß der Dichter hier das angeborene und elementar hervorbrechende Gefühl die Entscheidung und den reinen Ausklang herbeiführen läßt, macht es so einzigartig unter den Dichtungen seiner späteren Zeit. Und daß er zugleich eine Seite angeschlagen hat, die in jeder Menschenbrust mitklingt, daß er einen so menschlich-einfachen Konflikt in den Mittelpunkt des Ganzen gestellt hat, sichert dem Werk dauernde Liebe und Verehrung. Wenn je der Dichter berechtigt war, zu glauben, sein Werk werde sich „bei den Deutschen einschmeicheln", so war er es hier, und es ist zum mindesten unverständlich, wie man auch in diesem Werke Hebbels Hang zum Absonderlichen und Gesuchten hat erkennen wollen.

„Mutter und Kind" ist oft neben und zusammen mit unserm klassischen idyllischen Epos, mit Goethes „Hermann und Dorothea" genannt worden, wozu gewiß schon das erwähnte Preisausschreiben der Tiedge-Stiftung veranlassen mochte. Vergleiche mit den als klassisch anerkannten Kunstwerken sind nachgeborenen Dichtern selten von Nutzen gewesen. Denn immer haben die Lebenden die zu Gegnern gehabt, die nicht das Echte an sich, sondern nur das Altbewährte und einmal Sanktionierte zu schätzen vermochten. Wer aber unser Werk ohne Voreingenommenheit auf sich wirken läßt, wer dabei einmal die schablonenhafte Betrachtungsweise, in Hebbel immer und überall den Grübler und Reflexionsdichter zu sehen, aufgibt, der wird nicht das geringste Bedenken tragen, die beiden gewiß in vielem verschiedenen Werke in einem Atem zu nennen. Denn auch „Mutter und Kind" ist eines von jenen dichterischen Gebilden, die wie organisch geworden, wie Erzeugnisse der Natur vor uns stehen. Der Gehalt in seinem Busen und die Form in seinem Geist sind hier dem Dichter unauflöslich in eines verwachsen; die innere Form, die Entfaltung und Entwickelung des Gehaltes in vollendeter Harmonie zu stande gebracht. Hat Hebbel die äußere Form, den Hexameter, mit jener Freiheit gehandhabt, wie es das Wesen der deutschen Sprache verlangt, so hat er ganz in dem Sinne Goethes komponiert, der, nur äußeren Rücksichten gehorchend, sein Werk zur Revision des Metrums an Humboldt gab.

Gestalten von einer seltenen Feinheit der Charakterisierung, Bilder von entzückender Anmut oder wehmütig-ernstem Reiz ziehen an uns vorbei. Im wirksamen Kontrast zu einander stehen das Hamburger Patrizierhaus, durchweht von dem tüchtigen und vornehmen Geist seiner reichen, aber unglücklichen Bewohner, und jenes bescheidene, aber kernhaft-niederdeutsche Milieu des dienenden Standes, dem Christian und Magdalena angehören. Hier hat Hebbel aus Jugendeindrücken neue poetische Schätze heraufgeholt und so seinen Gestalten jene frischen Farben verliehen, die sie so überzeugend lebenswahr machen. Und welch herzerfreuendes Idyll schließt sich uns auf, wenn wir die Mutter sehen, wie sie mit jauchzenden Freudelauten den Erstling liebkost, und daneben den stillen Christian mit dem stolzen Lächeln ersten Vaterglückes auf dem Antlitz.

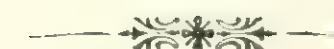
Wie Goethe, so hat auch Hebbel zu der idyllisch-epischen Handlung einen politisch bestimmten Hintergrund gezeichnet. Freilich, wo Goethe nur leise andeutete, da hat unser Dichter deutliche Striche gemacht.

Ideen, die seine Zeit bewegten, vor allem die große, oft berührte und schließlich so einfach gelöste Frage des Sozialismus hat er, nirgends das Maß überschreitend, mit der Darstellung des psychologischen Konflikts verwoben. Er hat sie, konservativ wie vorher die politische Frage in der „Agnes Bernauer" und individualistisch, wie es von seiner Natur zu erwarten stand, gelöst; er hat in seinem Epos ein Beispiel für die immer wirksame ausgleichende Gerechtigkeit geboten und schließlich in der sittlichen Läuterung des einzelnen Besitzenden die beste Gewähr auf die Heilung sozialer Schäden erkennen lassen. Gewalt von oben wie von unten ist ihm gleich verhaßt, und er meinte, es gäbe bessere und menschenwürdigere Mittel, um Gespenster zu beschwören, als Flintenkugeln.

Dieses stärkere Hervorrücken des Hintergrundes und die farbigere Zeichnung des Milieus sind nicht das einzige, was „Mutter und Kind" von „Hermann und Dorothea" unterscheidet. Die Plastik, die großen Linien der Charakteristik und den typisierenden Stil Goethes besitzt es nicht, dafür ist aber die Zeichnung individuell bestimmter und das Psychologische mehr betont. Die Handlung ist lebhafter bewegt, der Konflikt schärfer zugespitzt und die Kontraste stärker. Sind dem modernen Werke leidenschaftlichere Accente zu eigen, so ist das durch den Stoff bedingt, wie die größere Ruhe und Beschaulichkeit, das Verständige in dem Epos Goethes sicherlich auch durch den Lebenskreis, in den es uns eingeführt, bestimmt ist. So anders geartet nun aber unser kleines Epos infolge seines Stoffes und der ausgeprägten Eigenart seines Schöpfers sein mag, es braucht an poetischem Wert den Vergleich mit „Hermann und Dorothea" nicht zu scheuen, und wir dürfen uns seiner als einer der schönsten Gaben, die die nachklassische Litteratur uns geschenkt hat, immer wieder erfreuen.

Des Werk wurde rasch beliebt und in weiteren Kreisen bald eifrig gelesen. „Vater Campe" konnte an dem Absatz seine große Freude haben. Adolf Stern, der mit dem Dichter auf eine rasche und dauernde Einbürgerung des Werkes bei der Nation hoffte, berichtete schon am 4. September 1859 aus Dresden: „Hier ist es in allen Kreisen, wohin ich komme, in den aristokratischen wie in den gelehrten, bei Künstler- und Bürgerfamilien viel verbreitet und noch mehr gelesen." Nach Wien hatte Campe nicht genug Exemplare schicken können. „Es ist wahrscheinlich das Stoffliche, Familien- und Fraubasenmäßige, was die Leute anzieht", schrieb der Dichter am 11. Januar 1859 an Dingelstedt, doch

war auch die Zahl derer nicht klein, die das künstlerisch Wertvolle an dem Werke erkannten und schätzten. Um nur eines von den zahlreichen Urteilen anzuführen, so schrieb Hermann Hettner, der feinsinnige Nachempfinder poetischer Stimmungen, am 8. November 1859: „Noch habe ich Ihnen für den reichen Genuß zu danken, den mir Ihr schönes und tief empfundenes Idyllion von Mutter und Kind bereitet hat. Es ist so warm, so klassisch einfach, so naturwahr und doch im großen Stil. Wenn irgendwo, so bestätigt es sich hier wieder aufs glänzendste, daß der Dichter um so reiner und sichrer wirkt, je mehr er alle äußeren Effekte verschmäht.“



Mutter und Kind.

Erster Gesang.

Eben grauet der Morgen. Noch stehen die zitternden Sterne
An der Wölbung des Himmels, die kaum am Rande zu blauen
Anfängt, während die Mitte noch schwarz, wie die Erde, herabhängt.
Frierend kriechen die Wächter mit Spieß und Knarre nach Hause,
Doch sie erlöste die Uhr und nicht die steigende Sonne,
Denn noch ruhen die Bürger der Stadt und bedürfen des Schutzes
Gegen den schleichenden Dieb, den spähende Augen gewähren.
Wie der Hahn auch rufe, und wie vom Turme herunter
Auch der hungrige Geier mit ewig brennendem Magen
Nach dem Frühstück krächze, es kümmert nicht Menschen noch Tiere.
Nur in den Ställen, die hinter die stattlichen Häuser versteckt sind,
Wird's allmählich lebendig, es scharren und stampfen die Pferde,
Und es brüllen die Kühe, allein die Knechte und Mägde
Schwören sich bloß, zur Nacht die Raufen noch voller zu stopfen,
Als es gestern geschah, und schlafen weiter in Frieden.
Nun, man müßte sie loben, wofern sie sich rascher erhüben,
Aber wer könnte sie tadeln, daß sie sich noch einmal herumdrehn?

Ist doch die Kälte zu groß! Der Fuß, dem die Decke entgleitet,
Schrickt zurück vor der Luft, als ob er in Wasser geriete,
Welches sich eben beeist, auch darf man den Winter nicht schelten,
Weihnachtsabend ist da, wie sollt' er nicht grimmig sich zeigen!

Dennoch lehnt schon am Pfahl der still vergläh'nden Laterne
Eine dunkle Gestalt. Im Licht des flackernden Dochtes,
Welcher sich selbst verzehrt, des Öls allmählich ermangelnd,
Kann man den Jüngling erkennen, der unbeweglich hinüber=
Schaut nach dem Erdgeschoß des Hauses über der Straße.
Wahrlich, es müssen die Pulse ihm heiß und fieberisch hüpfen,
Daß er um diese Stunde, die selbst im Sommer die Zähne
Oft zum Klappern bringt und alle Glieder zum Schaudern,
Hier so ruhig steht, als wär' er in Eisen gegossen.
Schneidend und scharf, wie ein Messer, zerteilt der Hauch nun die Lüfte,
Welcher die Sonne meldet, den sollen die Fische im Wasser
Spüren und mitempfinden, er aber regt sich auch jetzt nicht.
Doch da schreitet er vor und naht sich dem Hause. Was gibt ihm
Denn so plötzlich Gefühl und macht ihn lebendig? Ein Schimmer
Ward da drunten sichtbar, den eine getragene Lampe
Zu verbreiten scheint. Er bückt sich nieder, zu lauschen,
Spricht: „Sie ist's!" und tickt mit leisem Finger ans Fenster.
Drinnen taucht ein Kopf empor. Die klarste der Scheiben
Suchend — er findet sie schwer, die meisten sind blind und belaufen —
Lugt er schüchtern hindurch. Es ist ein blühendes Mädchen,
Welches sich selber beleuchtet, indem es, die Lampe erhebend,
Nach dem Klopfenden späht. Er ruft: „Mach' auf, Magdalena!"
Und enteilt in das Gäßchen, das links am Hause sich hinzieht.

Bald auch öffnet sich seitwärts das Dienerpförtchen, doch halb nur,
Und den Fuß in der Thür, beim Licht noch einmal ihn prüfend,
Spricht sie: „Christian, du? Was kannst du so zeitig nur wollen?“
„Laß uns hinein“, versetzt er, „du würdest draußen erfrieren,
Und wir sind ja noch sicher!“ Sie sperrt ihm noch immer den Eingang,
Doch er hält ihr den Pelz entgegen, in den er gehüllt ist,
Und nun tritt sie zurück und geht voran in die Küche,
Während er auf den Zehen ihr folgt. Schon brennt auf dem Herde
Hell und lustig ein Feuer. Sie stellt den Kessel mit Wasser
Jetzt darüber und setzt sich an einer Seite daneben,
An der anderen er. Die rötliche Flamme vergoldet
Spielend beider Gesicht, und gegen sein dunkelgebräuntes
Sticht ihr lilienweißes, mit blonden Locken bekränztes,
Fein und angenehm ab. „So mußt du“ — beginnt sie — „schon wieder
Auf die Straße hinaus, und das am Heiligen Abend?“
„Wer dem Fuhrmann dient“ — entgegnet er — „feiert die Feste
Selten gemächlich zu Hause, denn immer mangelt dem Kaufmann
Dies und das im Gewölb', und da die Kunden nicht warten,
Wartet er selbst auch nicht!“ — „Doch du“ — erwidert sie leise,
Fast in Vorwurfs Ton — „du könntest es lange schon besser
Haben, wenn du nur wolltest!“ — „Du meinst, ich könnte beim Kaufmann
Selber, könnte bei euch sein“ — versetzt er mit Lächeln — „und freilich
Hätt' ich's bequemer und dürfte, man sieht's ja, zu Tode mich schlafen.
Aber das thäte nicht gut!“ — Er springt empor, und die Küche

Stumm und sinnend durchschreitend und dann in plötzlicher Wendung
Vor das Mädchen tretend und ihre Schönheit betrachtend,
Ruft er aus: „Nein, nein, sie soll mir nicht hungern und frieren!“
Voll Verwunderung schaut sie auf und merkt es nun endlich,
Daß er bewegt ist wie nie. „Was hast du?“ fragt sie ihn ängstlich,
Und er streichelt sie sanft und spricht die bedächtigen Worte:
„Wem ein altes Weib für seinen Groschen das Schicksal
Aus den Karten verkündigt, der mag noch zweifeln und lachen,
Aber wem es der Herr im liebsten Freunde und Bruder
Dicht vor die Augen stellt, dem ziemt es, sich warnen zu lassen!
Hätte der Ärmste mich in solchem Elend gesehen,
Wie ich gestern ihn, er wäre wohl ledig geblieben,
Und sein Beispiel soll — dies wird, — so meint er — ihn trösten —
Nicht verloren sein für seinen Jugendgenossen!“ —
„Geht es den beiden so schlecht?“ — versetzt sie erschreckend — „ich habe
Anna nicht wieder erblickt, sie ist nicht weiter gekommen,
Und ich kann das Haus nur selten auf Stunden verlassen,
Und da hab' ich zu thun und rechne mit Schuster und Schneider.“ —
„Ging's mir anders mit Wilhelm“ — erwidert er traurig — „ich hatte
Ihn so gut wie verloren, denn ängstlich wie Sünde und Schande
Pflegen sich Armut und Not in Ecken und Winkeln zu bergen.
Seinen eigenen Vetter vermocht' ich nicht zu ihm zu führen,
Als er nach Hamburg kam, um Anna endlich zu sehen,
Und erst gestern zur Nacht bin ich ihm wieder begegnet,
Aber in welcher Gestalt! Wie gänzlich verändert! Du kannst es

Dir nicht denken! Ich glaubte zuerst, es wäre sein Vater,
Der noch lebt auf dem Dorf, um seinen Jammer zu mehren,
Weil er den Greis nicht fürder ernähren kann, wie so lange!
Als ich ihn dann erkannte in seinem gebrochenen Wesen,
Wollte er mir nicht stehn, wie einer, der giftige Blattern
Zu verbreiten fürchtet, ich aber blieb ihm zur Seite,
Und so nahm er mich mit zum kranken Weib und den Kindern.
Nun, die dienten zusammen!" — Das Mädchen erhebt sich und schließt ihn
Innig und fest an die Brust. — „Sie wohnen im feuchtesten Keller,
Welchen ich jemals sah. Dem Totengräber gehörig,
Hat er die nassen Wände mit Brettern von Särgen beschlagen,
Wie sie der Kirchhof ihm aus wieder eröffneten Gräbern
Fett und modrig liefert. Die dunsten, daß, wer hereintritt,
Fast erstickt, doch die Miete ist billig, auch jagt sie der Hausherr
Nicht so leicht heraus, es fehlt am zweiten Bewerber,
Darum bleiben sie sitzen. Sie sollen vom Fieber genesen,
Wo's ein Gesunder bekommt. Da macht's natürlich die Runde,
Springt von ihm zu ihr, von einem Kinde zum andern
Und verläßt sie nicht mehr! Du weinst schon bittere Thränen,
Nun, ich rede nicht weiter!" — Sie trocknet sich plötzlich die Augen,
Welche ihr längst schon strömten, und spricht mit krampfichtem Lachen,
Ihn bei der Hand ergreifend und über und über erglühend:
„Christian, weißt du was? Es ist der Heilige Abend,
Und es wird uns beschert: da wollen wir wieder bescheren!
Meinen ganzen Weihnacht*, und reichlich gibt ihn die Herrschaft,
Kleider und Tücher und Geld, und was noch etwa hinzukommt,

* „Der Weihnacht" heißt in Hamburg das Geschenk, welches den dienenden Klassen zum heiligen Christfest von ihren Herrschaften gereicht wird Es pflegt ungewöhnlich groß zu sein.

Alles trag' ich zu Anna, du machst es auch so mit Wilhelm,
Und sie können den Keller verlassen und wieder gesunden!" —
„Kind" — versetzt er darauf — „ich that zwar gleich, was ich konnte,
Und der Weihnacht ist die Hälfte des Lohnes in Hamburg,
Aber es sei darum! Denn, wie kein Engel im Himmel,
Hat mich Wilhelm gestern für ewige Zeiten gesegnet,
Und ich dank' es ihm gern! Zwar war sie bitter, die Lehre,
Die ich empfing, als ich sah, daß trockenes Brot ihm wie Kuchen
Schmeckte, Käse wie Fleisch, doch werd' ich sie nimmer vergessen.
Ja, ich hab' es erkannt und werd' es im Herzen bewahren:
Wenn der Arme es wagt, nur Gatte und Vater zu werden,
Ist es so sündlich, als dächte der Reiche auf Kaiser und König,
Und es straft sich noch härter. So bin ich denn fest auch entschlossen,
Endlich den Schritt zu thun, auf den ich schon lange gesonnen,
Denn das Leben ist kurz, und einmal will ich doch würfeln!" —
Sie erschrickt, doch bald zerschmilzt in freudigem Lächeln
Ihre Angst, denn er zieht zu ihrem höchsten Erstaunen
Einen goldenen Ring hervor — er ist in den Handschuh
Eingewickelt, den sie vermißt und den er entwandte,
Um ihr Maß zu haben — und reicht ihr das funkelnde Kleinod.
„Nimm ihn an von mir" — so spricht er — „und trag' ihn zu Ehren
Gottes, des Vaters, des Sohnes sowie des Heiligen Geistes
In Geduld drei Jahre, du wirst nicht darüber ergrauen,
Und das Glück hat Zeit, mir einen Finger zu reichen!" —
„In Geduld drei Jahre!" — versetzt sie — „und das noch zu Ehren
Gottes, des Vaters, des Sohnes sowie des Heiligen Geistes?
Nein, in Liebe und Treue das ganze Leben und keinem
Mehr zu Ehren als dir, du Bravster unter den Braven!" —
„Kind, ich nehm' es nicht an" — entgegnet er ernst — „denn es würde

Mir das Gewissen belasten, du bist nicht länger gebunden,
Wenn die Frist verlief, auch ist sie völlig genügend,
Und wenn ich dich nicht löse, so magst du selber dich lösen!“ —
„Aber“ — ruft sie — „was können so wenige Jahre dir bringen,
Wenn du das Heil nicht von Alt'na erwartest oder von Wandsbeck*,
Und du bist wohl der Letzte, dein Haus aufs Lotto zu bauen!“ —
„Darauf schwöre nur nicht“ — versetzt er — „du würdest dich täuschen,
Denn ich rechne aufs Lotto, doch setz' ich nicht Heller und Groschen,
Nein, ich setze mich selbst. Ich geh' im Frühling zu Schiffe.
Schlage nicht gleich die Hände zusammen und halte die Schürze
Vor die Augen! Ich hab' es lange bedacht und erwogen,
Gestern kam's zum Entschluß! Die Welt ist anders geworden,
Als mein Vater sie kannte, und seine goldenen Regeln
Passen nicht mehr hinein! Wer bliebe nicht gerne im Lande
Und ernährte sich redlich! Ich sehne mich nicht nach dem Weltteil,
Wo man Löwen und Affen und Papageien umsonst sieht,
Nein, ich will das Pläsir mit Freuden noch länger bezahlen,
Wenn wir über den Berg** nach Altona gehn zur Erholung!
Aber wer kann, was er möchte! Wofür mein Vater das Häuschen
Kaufte, miet' ich mir kaum die Stube, und was für den Ochsen
Einst der Schlachter gab, das gibt für die Haut jetzt der Gerber!
Sprich, wo wäre da Hoffnung! Es sind der Menschen zu viele
Über die Erde versät, und statt, wie einst, sich zu helfen,

---

* In Altona und Wandsbeck befanden sich die jetzt aufgehobenen dänischen Zahlenlotterien der beiden deutschen Herzogtümer Schleswig und Holstein.

** „Der Berg“ heißt im Volks- und Matrosenmund diejenige Vorstadt Hamburgs, welche unmittelbar an Altona stößt; sonst führt sie den Namen St. Pauli.

Drängen sie sich und stoßen und suchen sich neidisch die Bissen
Aus den Händen zu reißen.[1] ‚Drum sind auch die schrecklichen Tiere
Losgelassen, von denen die Offenbarung Johannis
Prophezeite[2], sie sollen den Haufen lichten und sichten.
Bonaparte voran als Tod mit der blinkenden Sense,
Jetzt die neue Pest, die Cholera, wie sie sie heißen,
Und die Hungersnot wird folgen, sie guckt um die Ecke;
Fault nicht schon die Kartoffel?‘ So sagte der Alte aus Bremen,
Den sie den Mystikus nennen, und der uns Knechten und Mägden
Seine Gesichte verkündigt, und wahrlich, er hat nicht gefaselt!
Höre den Orgeldreher, wer will! Doch sieh, wie dein Kessel
Siedet! Auch haben die Pferde in meinem Stall wohl gefressen,
Und je eher daran, je eher davon. Bis zum Abend
Bin ich morgen zurück und bringe Wilhelm das Seine,
Denn du würdest den Gang, geschweige den Keller nicht finden,
Dürftest dich auch nicht hineinbegeben, er wimmelt von Schiffern
Und von allerlei Volk, und was sie da suchen, das weißt du.
Heute ist er versehn!" — Er reicht ihr die Hand hin zum Abschied,
Aber sie hält ihn fest, sie schaut ihm ins Auge und schüttelt
Kindlich den lockigen Kopf, im Anfang leise und schüchtern,
Dann geschwind und geschwinder, und da er noch immer nicht redet,
Zieht sie den Hochgewachsenen zu sich hernieder und bietet
Ihm, wie zum Danke, den Mund. Er aber weigert sich lächelnd,
Diesen Kuß zu nehmen und spricht: „Das wär' ein Gelöbnis,

[1] Vgl. das Gedicht „Die Erde und der Mensch", wo Hebbel diesen Gedanken noch weiter ausführt.

[2] Die apokalyptischen Reiter, die Sinnbilder von Pest, Krieg, Hungersnot und Tod.

Hier zu bleiben, und dies vermag ich dir nicht mehr zu geben,
Denn ich habe den Dienst schon aufgesagt, und ich gehe
Mit den Gefährten, dem Schmied und dem Tischler, die lange schon drängten,
Wenn die Störche kommen, damit wir endlich erfahren,
Welche Reise sie machen. Das Wenige, was ich ersparte,
Reicht schon aus für das Schiff, und warum gingen nur wir nicht,
Unser Glück zu versuchen! Zu Tausenden ziehn sie hinüber,
Um nach Gold zu graben im kalifornischen Boden!
Wäre der Himmel geöffnet und würde am Thore geläutet,
Wie des Abends bei uns zur Zeit der Sperre*, es gäbe
Schier kein größres Getümmel, kein ärgeres Rennen und Laufen:
Musikanten verkaufen die Fiedel, Gelehrte die Bibel,
Schuster und Schneider den Pfriem und die Nadel und eilen nach Bremen.
Von dem Bette des Kranken entweicht der gierige Doktor,
Und sein Koch ist voraus, es stoße im Mörser, wer Lust hat,
Advokaten und Schreiber verachten auf einmal die Zunge,
Die sie so lange ernährte, und rechnen auf Arme und Beine,
Der Senator bedenkt sich's, ob er denn wirklich zu dick ist,
Und der Prediger kaum hält's aus bei seiner Gemeinde.
Sollte der Ärmste da fehlen? Ich dächte doch, diesem vor allen
Wäre der Segen beschert, nur muß er sich freilich auch rühren,
Denn Sankt Nikolaus schenkt zwar die Kuh, doch nicht auch den Halfter.
Darum weine mir nicht! Ich bin ja nicht, wie die andern,
Unersättlich, und werfe das Brot, das ich habe, zu Boden,
Um nach dem Kuchen zu schnappen, ich will ja nicht mehr, als ich brauche,

* „Zur Zeit der Sperre.“ In Hamburg werden die Thore des Abends noch immer zu bestimmten, nach der Jahreszeit wechselnden Stunden gesperrt; zwar nicht, um die zu spät Kommenden auf gut mittelalterlich auszuschließen, aber doch, um eine kleine Steuer von ihnen zu erheben.

Um dich mit gutem Gewissen zur Kirche führen zu können,
Und du bist es wohl wert, daß mir dies Wenige werde.
Hätt' ich den Dampfer auch schon bestiegen, ich würde ihn willig
Wieder verlassen, wenn hier noch ein mäßiges Glück sich mir zeigte,
Aber ebenso sicher vollbring' ich auch, was ich beschlossen,
Wenn kein Wunder geschieht und an die Heimat mich fesselt.
Knarrt nicht die Treppe? Jawohl! Man kommt! So trockne die Augen,
Daß sie nicht glauben, wir zankten! Da rollt schon der Wagen des Nachbars!
Nun, ich hol' ihn noch ein, denn meine Pferde sind besser.
Lebe denn wohl! Sie bringen in Holstein den Pudding nicht fertig,
Wenn ich nicht mache, es fehlt an frischen Rosinen und Mandeln,
Und hier brauchen wir Schinken und wohl geräucherte Zungen.
Heller Tag! Wie die Zeit verstrichen ist! Glücklicherweise
Hat mein Alter die Gicht! Da schläft er hinein in den Morgen,
Weil sie ihn zwickt bei der Nacht fürs fleißige Schnapsen von früher,
Sonst erging' es mir übel! Es hat ihn nicht wenig verdrossen,
Daß ich nicht bleiben will und, selbst nicht offen und ehrlich,
Glaubt er, ich will den Dienst nur wechseln und nicht mit dem Spaten
Wirklich die Zügel vertauschen! Ei nun, er wird es erfahren!
Keinen Kuß? Doch die Hand! Auch die nicht? Du sollst mich noch loben! —
Damit eilt er hinweg. Sie setzt sich, um Kaffee zu mahlen,
Doch ihr rinnen die Thränen von neuem, es kann sie nicht trösten,
Daß die Raben noch krächzen und nicht die Störche schon klappern,
Denn sie weiß, was er sagt, das thut er! Sie kennt ihn zu lange.

———

Zweiter Gesang.

Während dies in der Küche geschah, ist alles im Hause
Nacheinander lebendig geworden, das fleißige Mädchen
Hatte zuerst sich erhoben, in ihrer ländlichen Weise
Nach der Kälte nicht fragend, nur nach der Stunde; verdrießlich
Ist ihr nach langer Pause, mit offenen Ohren verdämmert,
Dann die zweite gefolgt und hat Kamine und Öfen
Bis zum Zerspringen geheizt, vom Schlaf erst völlig ermuntert,
Als ihr auf einmal die Haube zu glimmen begann und ein Löckchen
Sich entzündete, rasch, wie Hanf, am Feuer verflackernd,
Und die Augenbraunen, ja selbst die Wimpern ihr sengend.
Noch viel später schlüpft der Kutscher in seine Pantoffeln:
Diesen weckt zwar gewöhnlich die Kaffeemühle, doch hütet
Er sich, aufzustehn, bevor sie wieder verstummt ist,
Denn er käme zu früh, noch wäre das Brot nicht geröstet
Oder die Sahne gesotten, das hat er längst schon berechnet,
Und ein verständiger Mann verachtet nie die Erfahrung.
Jetzt sogar bleibt ihm noch Zeit, den Thermometer am Fenster
Um den Grad zu befragen, doch ist's ihm freilich nicht möglich,
Auch nach der Uhr zu sehn, die ihm zu Häupten am Bett hängt,
Denn es wird ihm da unten zu still, sie sind schon beim Trinken.
Endlich huscht auch die Zofe hinab, das Prasseln im Ofen
Hat sie herausgetrieben, doch sind ihr die Augen noch immer
Matt und gleichen den Lichtern, die, nachts in der Kälte beschlagen,
Oder mit Wasser bespritzt, nicht brennen wollen am Morgen.
Darum bemerkt sie's auch nicht, daß Magdalena schon weinte,
Sondern erkundigt sich bloß, ob keiner ihr Traumbuch gesehn hat.
Nur der Bediente fehlt, der muß die Klingel erst hören,
Aber er rühmt sich der Kunst, so flink in die Kleider zu kommen,
Daß er, wie schwach sie der Herr auch ziehn mag, immer schon fertig

In das Zimmer tritt, bevor noch die Glocke verhallte,
Und da darf er's schon wagen, die „Nachricht"* im Bette zu lesen.

Dennoch irrt er gewaltig, indem er das Knattern des Bodens,
Welches er über sich hört, allein dem Springen der Bretter
Zuschreibt, wenn sie auch mächtig im klingenden Winter sich
krümmen,
Denn schon lange wandelt der Kaufherr sinnend und schweigend
In den Gemächern herum, die königlich weit und geschmückt sind,
Aber nicht mit Stolz, man sieht es ihm an, und Behagen.
Vor dem Spiegel flammen in schweren silbernen Leuchtern
Noch die Kerzen, sie sind zwar nicht mehr nötig, doch mag er,
Wie er sie angezündet, sie nicht auch selber noch löschen,
Und noch weniger scheint er den Diener schon rufen zu wollen.
Jetzt beschaut er die Blumen und fremden Gewächse, sie füllen
Fast ein ganzes Gemach, und alle Teile der Erde [Knospen,
Haben ihr Schönstes geliefert, doch fesseln die schwellenden
Die er sonst wohl mustert, als wär' er in Holland geboren
Und ein Bürger der Zeit, wo Zwiebeln die Wechsel vertraten,
Diesmal ihn nur wenig, ja selbst die geöffneten Kelche
Hauchen ihm heute vergebens die heißen Düfte entgegen,
Welche den Papagei — er schließt vor Behagen die Augen
Und ist betäubt und berauscht — zurück in die Heimat versetzen.
Jetzt betrachtet er sich die neue chinesische Vase:
Altoum[1] selbst, der Drachen und Schlangen erlauchter Gebieter,
Hat sie in Peking nicht reicher, mit Gold gefüllt bis zum Rande
Wäre sie kaum bezahlt, so selten und rein ist die Mischung
Und so brennend die Farbe! Man stellte in jedem Museum
Einen Wächter daneben, doch er, in plötzlicher Wendung
Gegen ein Bild an der Wand, der Morgen beleuchtet's gerade,
Stößt sie vom Tisch herunter, und wenn er erschrickt, so
geschieht es

* „Die Nachricht", die am meisten gelesene Hamburger Zeitung.

[1] Chinesischer Kaiser, bekannt aus „Turandot".

Bloß des Geprassels wegen, das dennoch der türkische Teppich
Mächtig dämpft, denn er horcht, anstatt die Scherben zu sammeln
Oder auch nur zu beachten, mit angehaltenem Odem
Nach der linken Seite hinüber, wo ihm die Gattin
Schlummert im Bett von Damast, und da's dort still wie zuvor bleibt,
Spricht er lächelnd: „So war denn doch noch ein Glück bei dem Unglück!"
Und als hätte er nur die Kaffeetasse zerbrochen,
Tritt er gelassen und ruhig, nicht einmal den fegenden Schlafrock
Erst um den Leib sich gürtend und weiteren Schaden verhütend,
Vor das Gemälde hin. Es ist von Rahl*[1], und es zeigt uns
Marius unter den Cimbern im grimmigen Würgen. Kein König
Hat es beim Meister bestellt, nicht einmal der König der Juden,
Auch kein reicher Prälat, kein Julius[2] oder ein Bembo[3],
Noch viel minder ein Junker, was kümmern sie Künstler und Dichter,
Aber der Handelsherr, obgleich zum Patron nicht geboren,
Und von manchen bespöttelt, die mit ihm rechnen und tauschen,
Rief's ins Leben, sobald er in Wien die Skizze erblickte,
Denn er sucht in Venedig und nicht in Karthago sein Vorbild[1],
Freilich hält ihn auch dies, so sehr er es schätzt und bewundert,
Heute nicht lange fest. Er nickt zwar, erstaunend, wie immer,
Dem gewaltigen Stier, der eben den Römer gespießt hat,
Und der entsetzlichen Mutter, die ihren eigenen Säugling
Unter die Feinde schleudert, doch greift er nicht nach der Kerze,

* „Es ist von Rahl." Karl Rahl in Wien, eines berühmten Vaters berühmterer Sohn, ist einer der ersten jetzt lebenden Historienmaler Deutschlands und unbedingt und unbestritten der größte Kolorist.

[1] Hebbel hatte Karl Rahl (1812—65) zuerst in Rom (1844) kennen gelernt und später in Wien freundschaftlich mit ihm verkehrt.

[2] Papst Julius II. (1503—13), Freund der Künste und Wissenschaften (eine der Personen in Hebbels „Michel Angelo").

[3] Pietro Bembo (1470—1547), italienischer Gelehrter, seit 1539 Kardinal.

[4] Er sah sein Vorbild in den kunstliebenden aristokratischen Handelsherren des alten Venedig, nicht in den schlauen punischen Kaufleuten.

Um es heller zu sehn, obgleich das goldene Tagslicht
Wieder verdüstert ward durch jenes graue Geriesel,
Welches nicht Nebel bleibt und auch nicht zu Schnee sich verdichtet
Und die Finsternis mehrt, die Kälte aber nicht mindert.
Nein, er schreitet aufs neue von Zimmer zu Zimmer und heftet
Bald auf die Nipse den Blick, die Tische und Schränke ihm zieren,
Bald auf Figuren und Büsten und bald auf Stiche und Bücher.
Alles besieht er und prüft's, er späht begierig nach Lücken,
Aber er findet sie nicht, und wenn sich die Lust des Besitzes
Auch in seinem Gesicht nicht eben spiegelt, so zeigt es
Doch auch keinen Verdruß. Da fällt sein schweifendes Auge
Auf die Dresd'ner Madonna[1] mit ihrem lieblichsten Knaben
Und den reizenden Engeln, die Raffael malte, und eilig
Wendet er's wieder ab, als sähe er, was ihn nicht freute,
Und sein ruhiger Ernst verwandelt in Schmerz sich und Trauer.
„Wär' nur das Stück kein Geschenk, ich würd' es noch heute entfernen",
Spricht er, „aber ich darf's nicht wagen, und dennoch vergoß sie
Oft schon Thränen davor, sie kann in der Fürstin des Himmels
Nur noch die glückliche Mutter erblicken und ließe ihr willig
Für den flüchtigsten Kuß des Kindes die ewige Krone.
Wär' doch der Tag erst vorüber, besonders der Abend! Die Domzeit*
Macht sie fast immer krank. Was schelt' ich den göttlichen Künstler
Und sein köstliches Blatt, die quiekendste Weihnachtstrompete,
In der schmutzigsten Twiete** vom garstigsten Rangen geblasen,
Thut ihr ja ebenso weh! Die bunten beleuchteten Buden,
Welche den Gänsemarkt den ganzen Advent so beleben,

* Die Adventzeit heißt in Hamburg die Domzeit; am Gänsemarkt und auf dem Steinweg brilliert vorzugsweise die Weihnachtsausstellung, dort die christliche, hier die jüdische.

** Twiete heißt in Hamburg ein enges Verbindungsgäßchen.

[1] Vgl. Hebbels Gedicht „Auf die Sixtinische Madonna" (oben S. 70).

Schneiden ihr tief in das Herz. Sogar die Juden am Steinweg
Mit den Karren voll Tand entlocken ihr seltner das Lächeln
Halber Ergötzung, nach dem ich oft Wochen vergebens mich sehne,
Als den Seufzer des Grams. Denn neben den scharfen Gesichtern,
Die das häßliche Schreien verzerrt, bemerkt sie noch immer
Auch die Öchslein und Esel von Zinn, mit denen sie trödeln,
Und um die sich begierig die Knaben und Mädchen versammeln,
Und da kehren sogleich die bittren Gefühle ihr wieder.
Nun, es geht ja zu Ende! Wenn nur nicht heute gerade
Alles so übel sich träfe! Der Affe ist nicht gekommen,
Weil das Schiff, das ihn trug, verschlagen wurde, die Vögel
Freilich sind eingetroffen, doch scheinen sie krank, und ich werde
Schon zufrieden sein, wenn sie nur leben bis Neujahr.
Wäre die Blumenuhr nicht da, ich müßte verzweifeln,
Denn hier fehlt es an nichts, und alles ist dreifach vorhanden,
Aber es wird sie zerstreun, es wird sie vielleicht gar erfreuen,
Wenn ihr die persische Rose, bis auf die letzte Minute
Fest geschlossen, den Mittag, die türkische Tulpe den Abend,
Und der Jasmin vom Athos[1] die Mitternachtsstunde verkündigt,
Ja, es wird sie erfreun, die Schritte des Tages an Düften
Abzuzählen und Farben, die alle Wunder der Ferne
Vor die Seele ihr rücken!" Er wiederholt es und klingelt
Endlich dem Diener: ihm folgt sogleich auf dem Fuße der Doktor,
Welcher, des Hauses Freund und alter Vertrauter, sein Vorrecht
Braucht, und das um so eher, als er schon lange gewartet.

„Ei, da sind Sie ja" — ruft ihm der Kaufherr freundlich entgegen —
„Ich bin auch schon bereit, hier liegen in Gold und in Silber
Ihre Summen, und wollen Sie mehr, so kommen Sie wieder!
Nur verschonen Sie mich mit Ihren Berichten, ich mag nicht
Wissen, wo Sie es lassen, ich mag die Perlen nicht sammeln,
Welche aus Freudenthränen entstehen sollen, ich müßte

[1] Auf der östlichen Zunge der Chalkidischen Halbinsel im Ägäischen Meer

Sonst auch den Ärger verwinden, wenn unser Pfennig nicht wuchert,
Wie er wohl könnte! Sie lächeln? Sie glauben, daß ich nur scherze
Oder mich selbst verleumde, weil jede Erfahrung mir mangelt?
Freund, ich habe sie nicht aus Grille gemieden! Sie zweifeln?
Kennen Sie wirklich das Herz des Menschen so wenig? Die Bäume,
Welche er pflanzt und begießt und säubert von Raupen und Würmern,
Werden ihm nimmer zu grün, doch leicht die Armen zu fröhlich,
Und ein Heiliger wird nicht jeder durch Essen und Trinken,
Welcher ein Märtyrer ist durch Hungern und Dursten und Frieren;
Wen man aber beschämt, den wird man zugleich auch erbittern.
Darum soll man die Kluft, die zwischen dem Geber und Nehmer
Einmal besteht, durch Milde nicht füllen wollen, man kann's nicht,
Nein, man soll sie mit Nacht, mit heiligem Dunkel bedecken
Und, wie der Ewige selbst, ins tiefste Geheimnis sich hüllen.
Denn es ist nicht genug, daß bloß die Rechte nicht wisse,
Was die Linke thut, sie soll es auch selber vergessen;
Reiche den Becher und wende dich ab, so wirst du erquicken!" —
„Sie verhalten's darnach", entgegnet der Doktor mit Rührung,
„Sie entkleiden die Pflicht des einzigen Reizes und üben
Jede um Gottes willen. Nur nicht die Stirne gerunzelt,
Heute müssen Sie's hören, ich heiße seit Jahren das letzte
Unglück aller Heroen, und meine verrufene Zunge
Schont auch so wenig den Cäsar als Bonaparte und Friedrich,
Oder die hohen Poeten, die immer mit Worten bezahlen.
Aber wenn ich das Große in Völkerwürgern und Künstlern,
Wie sie auf ihren Gesimsen zu Hunderten prunken im Lorbeer,
Auch nur selten entdecke, das Edle vermag ich zu schätzen,
Und wer nie noch geschmeichelt, der scheint mir berufen, zu loben.

Wären Sie nur auch so glücklich als gut! Wie ging es denn gestern?" —
Aber der Kaufherr seufzt und spricht mit stockender Stimme:
„Nun, Sie wissen's am besten, wie sehr die Woche der Kinder
Ihr die Hölle im Busen entzündet, das Schlimmste ist aber,
Daß mit jeglichem Jahre die Qualen sich steigern und mehren.
Eh'mals lenkte sie selbst vom Weihnachtszimmer das Auge
Auf die Krankenstube, vom Tannenbaum mit den Kerzen
Auf die Trauerweide hinüber und fand sich getröstet:
Jetzt erblickt sie nur noch die festlichen Räume des Jubels,
Aber der Kirchhof rückt in immer weitere Ferne,
Und doch stehen die Särge so nah' an den Wiegen und werden,
Wie wir es selbst schon erlebten an teuren Verwandten und Freunden,
Oft aus dem nämlichen Baum vom nämlichen Meister gehobelt.
Ja, ich fürchte für sie, ich will es nicht länger verhehlen,
Und Sie fürchten sich auch, obgleich Sie's mir nicht bekennen,
Und so mag es wohl kommen, daß sich der letzte der Bettler,
Welchen ich heute beschenke, noch glücklicher fühlt wie ich selber,
Denn sie ist mir der Mund, mit dem ich esse und trinke,
Ihrethalben könnte ich wünschen, wir wären katholisch,
Wenn ich sie hoch auch ehre, die protestantische Freiheit,
Und ihr göttliches Recht auf jeglichen wahren Gedanken,
Wie es der zwölfte Apostel, denn Judas hat sich gestrichen,
Wie es der eiserne Luther mit feuriger Zunge erkämpfte.
Denn da dürft' ich mit ihr von einem Orte der Gnade
Zu dem anderen pilgern, und erst am heiligen Grabe
In Jerusalem würde die Hoffnung völlig erlöschen,
Aber da wäre zugleich doch auch das Leben zu Ende.
Was mich selber betrifft, so fand ich mich längst in mein Schicksal,
Denn ich hab's nicht verschuldet, es ward mir von oben gesendet,
Und ich glaube den Finger des Ewigen deutlich zu sehen.

Sie verwundern sich, Doktor? Vernehmen Sie, wie ich es meine!
Wissen Sie, was mich zumeist am großen Brande entsetzte,
Welcher ein Fünftel der Stadt in Asche legte vor Jahren?
Nicht die flammenden Straßen mit ihren donnernden Häusern[1],
Welche vor dem Minierer gen Himmel flogen und barsten;
Nicht der tückische Wind, der, wie ein dämonisches Wesen,
Immer sich drehte, sobald die Spritzen Meister geworden;
Nicht die lodernde Börse mit all den Kaisergestalten,
Die das römische Reich, doch auch uns Bürger bevogtet;
Nicht die grünlichen Flammen der Türme, welche von Kupfer
Sich ernährten und Blei und gräßlichen Regen verspritzten;
Nicht der endliche Sturz von Nikolai und Petri*,
Fast so entsetzlich für uns, als bräche die Erde zusammen;
Nicht einmal das Geheul der Feuerglocken, die alles
Überwimmerten, selbst die Stundenuhren, so daß man
Keine einzige hörte, als wären die Zeiten vollendet,
Und als müßte der Richter nun gleich in den Wolken erscheinen:
Alles dieses verschwand mir gegen die Hungergesichter,
Welche mit Ratten und Mäusen verschüchtert zu Tage sich drängten,
Ja, sie kamen mir vor, als sollten sie klagen und zeugen
Und erwarteten nur noch den Engel mit seiner Posaune.
Welch ein Elend erblickt' ich! Und tief, wie unter der Erde,
War es verborgen gewesen und stahl sich, als wäre es Sünde
Gegen die glücklichen Brüder, auch jetzt noch zögernd und ängstlich,
Und vom dräuenden Tode gejagt, hervor aus den Löchern!

* Nicolai und Petri, zwei Hauptkirchen Hamburgs, welche bei dem großen Brande von 1842 teils ganz in Flammen aufgingen, teils stark beschädigt wurden.

[1] Bei dem großen Brande, der vom 5.—8. Mai 1842 in Hamburg wütete, wurden in der höchsten Not Sprengungen mit Pulver vorgenommen und ganze brennende Häuserreihen mit Kanonen niedergeschossen.

Männer, Weiber und Kinder! Und das im christlichen Hamburg,
Welches der Armen und Kranken doch wahrlich nie noch vergessen.
Fast mit Grausen gedacht' ich der eigenen Güter und schämte
Mich des eigenen Kummers! Allein nicht lange verharrt' ich
In dem stumpfen Entsetzen: mir schien auf einmal das Rätsel
Meines Lebens gelöst. Für diese strömen die Schätze
So zusammen bei dir, und wenn es am Erben dir mangelt,
Ist's der Verzweifelten wegen! So rief's in mir und so ruft es
Bis zur Stunde noch fort! Ich möchte, wie Fugger*[1] in Augsburg,
Ein Asyl begründen, in welchem es nimmer an Mitteln,
Eher an Dürftigen fehlte. Man spricht von roten Gespenstern,
Die man mit Pulver und Blei verscheuchen müsse. Sie sind wohl
Noch viel leichter zu bannen: man gebe ihnen zu essen,
Und anstatt die Erde in unersättlicher Goldgier
Auszuschmelzen und dann als Schlacke liegen zu lassen,
Wie es ein Rothschild[2] thut, bestelle man Wüsten und weise
Ihnen die Äcker an! Das heißt, sich selber beschützen,
Denn wir besitzen die Habe doch nicht wie Arme und Beine,
Die wir freilich mit keinem zu teilen vermögen, und sollen
Nicht vergessen, was Moses gebot und Christus voraussetzt:
Fürchterlich könnt' es sich rächen! Ich würde mit Freuden beginnen,
Und mir wär' es genug fürs Leben und sicher fürs Sterben,
Wenn ich mir sagen dürfte: Du wirst bis ans Ende der Zeiten
Hier die Hungrigen speisen und so den heiligen Frieden,
Denn ihn bricht nur die Not, auf ewig im Innern besiegeln!
Ja, mir wär' es genug! Doch sie ist anders geschaffen,

* Die „Fuggerei" in Augsburg ist bekannt und sieht sich bis jetzt in Frankfurt vergebens nach dem Filial um.

[1] Die „Fuggerei" wurde gegründet von Jakob Fugger (1459—1525), dem berühmten Augsburger Patrizier und Handelsherrn.

[2] Mayer Anselm Rothschild (1743—1813), der Begründer des berühmten Bankhauses in Frankfurt a. M.

Sie entbehrt die Tochter, wenn ich auch den Sohn nicht vermisse,
Und der heimliche Gram verzehrt ihr leise die Kräfte.
Anfangs freute ich mich, daß sie am heutigen Morgen
Nicht so früh, wie gewöhnlich, erwachte, aber es währt mir
Jetzt schon wieder zu lange: sie hat die Nacht nicht geschlafen
Und ein trauriger Tag wird folgen! Sie kommen doch abends?" —
„Sicher!" — versetzte der Doktor — „und einen eignen Gedanken
Bringe ich mit: Sie mögen ihn nun als thöricht verwerfen
Oder, wie ich, als tröstlich mit einiger Freude begrüßen,
Immer verdient er die Prüfung. Ich war vorhin in der Küche
Und da fand ich das Mädchen vom Lande in bitteren Thränen,
Das gesunde und frische, das ich dem Hause empfohlen.
Sie eröffnete mir ihr Herz, denn seit ich vom Fieber
Sie befreite, vertraut sie mir, als wär' ich ihr Vater.
Ei, wie bunt ist die Welt! Hier oben fehlt es an einem
Und dort unten am andern! Es wäre vielleicht noch zu helfen,
Wenn man die Hände sich böte. Denn: ‚Alles beruht ja auf Mischung!'
Sagt Apotheker Franz[1], der Helgoländer, und kämen
Mit den Kräutern des Berges die Kräuter des Thals nicht zusammen,
Würde kein Übel geheilt! Ei nun, wir wollen's versuchen.
Nur nicht zu früh erwarten Sie mich. Ein glücklicher Schneider,
Dem Sie unter die Arme gegriffen haben, erlaubt sich
Mit den Seinigen heute den ersten Pudding. Er lud mich,
Und ich möchte wirklich das kleine Fest nicht versäumen,
Denn nicht lieber seh' ich den Regenbogen am Himmel
Als im Menschengesicht die wieder erwachende Freude."

[1] Ein Jugendfreund des Dichters in Wesselburen, nach einer Anmerkung Krumms aus Helgoland gebürtig und dort später Apotheker.

Dritter Gesang.

Rasch entfernt sich der Doktor, denn viel noch hat er zu schaffen,
Auch den Kaufherrn ruft gar manches ab, doch verwundert
Schaut er dem Alten nach und denkt: „Was mag er nur meinen?"
Plötzlich fühlt er von hinten sich innig umschlungen, die Gattin
Hat sich ihm leise genähert, und wie er sich wendet, erstaunt er
Über den klaren Blick des reinen Auges und freut sich,
Sie so ruhig zu finden. Sie küßt ihn herzlich und drückt ihn
Mehrmals gegen die Brust, als wäre der Morgen der Hochzeit
Wiedergekehrt, an dem sie, dem Kreise der Schwestern entschlüpfend,
Die noch an ihr schmückten, und über die trennende Schwelle
Ihm entgegenhüpfend, an welcher er schüchtern und lauschend
Stehen geblieben war, dem fast Erschreckten bewiesen,
Daß sie nur darum so lange das kargste der Mädchen gewesen,
Um als reichste der Bräute noch in der letzten der Stunden
Für die erduldete Strenge ihm überschwenglich zu lohnen.
Denn wie mancher Baum, zu dessen Füßen die Veilchen
Schon ihr Leben verhauchen, und den die mildesten Lüfte
Unermüdlich umschmeicheln, nicht eine einzige Knospe
Öffnet, bevor der Mai den Frühling göttlich besiegelt:
Also hatte auch sie sogar dem Verlobten noch vieles
Abgeschlagen, was selbst die sprödeste Sitte gestattet
Und die sorglichste Mutter nicht rügt, und still sich bescheidend
Hatt' er's ertragen, obgleich nicht ohne quälende Zweifel.
Aber wie solch ein Baum zuletzt die innere Fülle
Auch in heißeren Düften und volleren Blüten entbindet,
Als die übrigen alle, die nichts zusammengehalten:
Also hatte auch sie auf diese einzige Stunde,
Die mit Geben beginnt, um nicht mit Fordern zu enden,
Alle Wonnen gehäuft und ihn im Tiefsten beschwichtigt.
Unvergeßlich war ihm der Morgen, doch war er nur selten
Wieder an ihn erinnert, und heute am wenigsten hätt' er

Dieses Zeichen der Liebe von ihrer Seite erwartet.
Feurig erwidert er's ihr, und als sie sich endlich ihm weigert,
Spricht er: „Wir stritten uns oft, ob fallende Früchte am besten
Schmeckten oder gepflückte, ich habe soeben von beiden
Und ich finde sie gleich. Du aber sag' mir zuletzt noch,
Was mir den innigen Gruß verschafft hat, den ich so zärtlich
Nicht erhielt, seitdem ich von Philadelphia kehrte,
Und auch da wohl nur, weil eine verlogene Zeitung,
Sei sie noch jetzt mir gepriesen, mich scheitern ließ und versinken,
Als ich die Elbe bereits mit günstigem Winde hinaustrieb."
Sanft errötend versetzt sie: „Du warst mir wieder gestorben,
Und so sehr ich den Traum auch hasse, weil er ein Nichts ist
Und mich dennoch beängstigt: für diesen könnte ich danken!
Laß mich schweigen, ich habe gelobt, nicht wieder zu weinen,
Und ich müßte vielleicht, wenn ich noch weiter erzählte,
Aber du sollst schon sehn. Jetzt kenn' ich die Öde, jetzt weiß ich,
Was es bedeutet, allein in weiten Gemächern zu sitzen,
Alle Stunden des Tages zu zählen und doch sich bei keiner
Sagen zu dürfen: nun tritt er herein, nun prüft er die Mienen
Deines Gesichtes und beut, sobald sie ihm traurig erscheinen,
Dir die Rechte als Freund, sobald sie ermunternd ihm lächeln,
Dir die Lippe als Gatte! Jetzt hab' ich's in Wahrheit empfunden,
Nicht aus Grille bloß mir eingebildet! Drum will ich
Dir in allem auch folgen! Es gibt der Waisen so viele
In dem großen Hause, das jeglicher segnet*, der Reigen,
Welcher zu Pfingsten die Straßen durchzieht, daß der Bürger erfahre,
Wie man sie kleidet und nährt, ist jährlich noch immer gewachsen.

* „In dem großen Hause, das jeglicher segnet." Das Waisenhaus: ein den darin aufgenommenen Kindern jedes Jahr zu Pfingsten veranstaltetes Fest, das den Namen „Waisengrün" trägt, ist eins der schönsten, die es gibt.

Nehmen wir eine heraus! Wir könnten heute noch wählen,
Wenn du denkst wie bisher! Ein Knabe oder ein Mädchen,
Was dir gefällt, ist mir recht! Wir machen einen auf Erden,
Zweie im Himmel glücklich! Ich werde dich selber begleiten." —
„Wiederhol' es mir morgen" — versetzt er mit Lächeln — „so wollen
Wir es weiter bereden. Ich denke es anders zu machen,
Wenn es dein Wille bleibt. Warum der sterbenden Mutter
Nicht sogleich aus den Armen den Säugling nehmen und, gänzlich
Über sein Schicksal beruhigt, ins Grab sie senden, warum ihn
Erst von Fremden empfangen? Doch alles dieses auf morgen!
Denn wie sehr ich mich auch der schönen Wallung erfreue,
Welche dich heute bewegt, ich werde sie nimmer mißbrauchen,
Und sie kommt mir zu rasch, als daß ich ihr völlig vertraute!"

Damit geht er von hinnen, denn lange schon warteten seiner
Ungeduldig die Schreiber. Doch kann er's nicht lassen, noch einmal
An der Thür sich zu wenden. „Mir lobe noch einer die Mädchen!"
Ruft er dann und enteilt. Und wahrlich, er durfte es wagen,
Denn die hohe Gestalt im weißen Morgengewande
Mit den glühenden Augen und reichlich wallenden Locken
Ist vollendet zu nennen in stolzer Erscheinung, es deutet
Nichts zurück auf die Jugend, das unentwickelt und unreif
Noch zu zeitigen wäre, und nichts hinein in das Alter,
Das sich zu voll schon zeigte, es ist die reizende Mitte
Zwischen Blüte und Frucht, der köstliche Gipfel des Lebens,
Wo in holdester Pause die endlich gesättigten Kräfte
Ihren Sabbat feiern und nur mit sich selber noch spielen.
Tief, wie nie noch, ergriffen von ihrer Macht, zu beglücken,
Sieht sie dem Eilenden nach. Ein eigener Schauder erfaßt sie,
Als sein treues Gesicht, das freilich derb wie ein Holzschnitt
Aus den ältesten Zeiten, nur krampfhaft lachen und weinen,

Aber nicht lächeln kann, mit fröhlichem Nicken verschwindet
Und die Thüre sich schließt. Denn diese hat sie im Traume
Immer vor sich gehabt und alle Schrammen und Ritzen,
Welche sogar Magdalenen beim emsigsten Bohnen entgingen,
Deutlich sich eingeprägt. Er sollte kommen und kam nicht,
Aber statt seiner erschien nach langem ängstlichen Harren,
Währenddes die Minuten vorüberkrochen wie Stunden,
Schwarz gekleidet der Schneider und fragte mit ernsten Gebärden,
Ob es ihr jetzt gefalle, die Trauer zu wählen, es warte
Draußen auch schon der Zeichner mit einem Modell zu dem Denkmal,
Den sie bestellt, wie ihn selbst, das Werk sei herrlich geraten,
Ganz besonders die Büste des Abgeschiednen, nicht treuer
Hänge sein Bild an der Wand vor ihren eigenen Augen,
Als es sich über dem Grabe zur größten Zierde des Kirchhofs
Bald, in Eisen gegossen, erheben werde! — Da war sie
Vor Entsetzen erwacht, und mit unendlicher Rührung
Hatte sie durch das Spiel der Glocken hindurch*, wie es stündlich
Von den Türmen erschallt in frommen Choralmelodieen,
Seine Stimme vernommen und rasch und still sich erhoben.
Tief war das Herz ihr beklemmt. Der Fluch des ganzen Geschlechtes,
Daß es nicht schätzt, was es hat, und überschätzt, was es nicht hat,
Drückte sie so darnieder, als wäre nur sie ihm erlegen,
Während doch alle zusammen den Duft der lockenden Früchte
Gleich beim Pflücken verwischen, und weil sich zwischen den Fingern
Freilich das Gold nicht findet, das auf den Zweigen so reizte,
Neu verlangend den Baum erklettern, um aber und aber
Ihn zu plündern und sich zu täuschen! Der bittre Gedanke,

* „Durch das Spiel der Glocken hindurch." In Hamburg sind die alten erbaulichen Glockenspiele noch immer nicht verstummt.

Ihrem Gatten wohl oft durch ihr verdüstertes Wesen
Stille Freude getrübt und edel verheimlichten Kummer,
Statt ihn zu lindern, erhöht zu haben, verließ sie nicht wieder.
All die kleinen Momente, an denen das Leben so reich ist,
Wo ein freundlicher Blick mit einem finstern erwidert
Wurde, ein herzliches Wort mit einem kalten und leeren,
Traten in greller Beleuchtung vor ihre geängstigte Seele,
Und sie fand nicht den Mut, ihm guten Morgen zu sagen.
Eh' sie ein stilles Gelübde im tiefsten Gemüte beschworen.
Fest auch steht ihr Entschluß, es unverbrüchlich zu halten,
Ja, sie wiederholt's, indem sie der Thüre den Rücken
Wendet, die ihr den Traum so klar ins Gedächtnis gerufen,
Daß sie ihr Auge bisher wie magisch an sich gefesselt.
Als sie ins eigne Gemach zurückkehrt, trifft sie die Zofe
Eben vorm Spiegel: sie möchte von Magdalenen berichten,
Die sich bei ihr erkundigte, ob Kalifornien weit ist
Und ob wirklich die Straße mit Totengerippen gepflastert,
Wie sie auf ängstliches Fragen bei Hoffmann und Campe[1] erfahren.
Aber die Thörin errötet und schleicht sich davon, als sie plötzlich
Ihre Herrin, anstatt auf sie zu hören, zur Nadel
Greifen sieht, um vor Nacht noch die längst begonnene Arbeit,
Welche schon aufgegeben erschien, für den Herrn zu vollenden,
Denn die Reuige will's durch thätige Buße beweisen,
Daß sie verwandelt ist, und wirklich wird sie noch fertig,
Wenn auch im Laufe der Stunden gar manche ihrer Bekannten
Prunkend und prahlend erscheinen, gehüllt in die neuesten Roben,
Welche Paris geliefert, und brennend, Neid zu erregen,
Oder zum wenigsten doch in stiller Bewund'rung zu schwelgen.
Ja, sie werden sogar, obgleich sie nur stören und hindern,
Besser empfangen wie sonst und finden offnere Ohren

[1] Die bekannte Verlagsbuchhandlung in Hamburg, wo die meisten Werke Hebbels und auch die späteren Gesamtausgaben erschienen.

Für ihr erstaunliches Glück, das Modejournal zu beschämen.
Denn es will ihr dünken, als hätten sie tändelnd und gaukelnd
Und die schillernden Flitter aus kindischer Freude am Wechsel,
Wie die Vögel sich mausern, vertauschend und wieder vertauschend,
Sich vor Schlimm'rem bewahrt, sie schaut nicht mehr mit Verachtung
Auf die Schwestern herunter, es scheint ihr doch besser, zu spielen,
Als beständig zu brüten, den Liebsten aber zu quälen.
So vergeht ihr der Tag in fruchtbar ernster Betrachtung,
Welche sie über sich selbst im Geist erhebt und sie kräftigt,
Während im zierlichen Fleiß der Finger das Herz sich erleichtert.
Und es naht sich der Abend. Nun gilt's noch, die Gaben zu ordnen,
Die sie bestimmte fürs Haus — seit Jahren that es die Zofe —
Dann sich festlich zu schmücken, und beides dauert so lange,
Daß der Doktor erscheint, bevor sie noch selber gekommen.

Überglücklich begrüßt der Kaufherr ihn und erzählt ihm,
Was am Morgen geschehn und wie es weiter gegangen.
Doch der Alte erwidert als Prüfer der Herzen und Nieren:
„Einer Genesenden gleicht sie, und alle Genesenden fühlen,
Wenn sie das Übel verließ, sich frei von Wunsch und Verlangen,
Denn sie haben das Maß des Menschlichen wiedergewonnen,
Das die Begierde zerbrach, und wollen nur leben und atmen.
Aber das ändert sich wieder. Drum muß man die Pause benutzen,
Und so fatal mir der Pastor mit Sakrament und Ermahnung
Auch in der Krisis ist, so gern doch seh' ich ihn nahen,
Wenn ich selbst mich entferne, denn rein ist der Boden von Unkraut,
Und der göttliche Same mag Wurzel fassen und treiben.

Also wollen wir's auch mit ihr verhalten, und hat sie
Selbst den Entschluß gefaßt, der einzig hilft auf die Länge,
Denn was Juden als Fluch, gilt Christen noch immer als Unglück,
Und die bittre Empfindung wird wieder und wieder sich regen,
Nun, so müssen wir sorgen, ihn rasch in die That zu verwandeln,
Und es trifft sich besonders." — Da öffnet sich plötzlich die Thüre
Und im seltensten Putz, sie weiß, wie sehr es ihm schmeichelt,
Wenn sie die eigenen Reize erhöht durch seine Geschenke,
Tritt die Gattin herein. Er eilt ihr entgegen, der Alte
Folgt ihm aber sogleich und zwischen sie tretend und beide
An den Händen fassend, beginnt er eifrig von neuem:
„Unten verbringt das Mädchen, das ich dem Hause empfohlen,
Weinend den ganzen Tag, weil ihr Verlobter im Frühling
Nach Amerika will, um dort entweder zu sterben
Oder so viel zu erwerben, als nötig ist für die Heirat;
Hier vermißt ihr das Kind, das jetzt mit leuchtenden Augen
Und mit glühenden Wangen von einem Tische zum andern
Hüpfen sollte und euch durch Händeklatschen und Jubeln
In die Jugend zurückversetzen! Da möcht' ich doch raten:
Gebt das Paar zusammen und macht den Erstling zum Erben!
Edel sind sie und brav, ihr werdet es nimmer bereuen,
Wenn das Wort sich bewährt, das alte, vom Stamm und vom Apfel,
Und so sicher ihr selbst das Kind ins Leben gerufen,
Ebenso sicher auch werdet ihr's inniger lieben, wie eines,
Denn ihr wählt's euch nicht aus, ihr fragt nicht nach Augen und Haaren
Wie es doch sonst wohl geschähe, es wird euch von oben gesendet,
Wie den Eltern, auch seid ihr so heilig wie diese gebunden
Und ihr heißt es vielleicht, als wär' es ein eignes, willkommen
Ja, es könnte sogar für euer eigenes gelten,

Wenn ihr wolltet, ihr nähmet die Mutter mit auf die Reise,
Welche ihr jährlich macht, und kämet ohne sie wieder:
Sie vergäß' es über das zweite und fände sich glücklich
An der Seite des Gatten in Hülle und Fülle des Wohlstands,
Aber es würde bei euch auf einmal lebendig und fröhlich,
Denn was die Pendel den Uhren, das sind die Kinder den Häusern!"
Sie erwidert dem Alten mit Hast und fiebrisch errötend:
„Dieses wäre das beste und also muß es auch werden!
Was sie auch immer verlangen, so werden sie alles erhalten,
Aber bevor noch der Säugling den Mutternamen gestammelt,
Muß sie sich trennen von ihm, denn mich nur darf er so nennen!"
Da entgegnet der Doktor: „So sprech' ich denn gleich mit dem Mädchen!"
Und er verläßt das Gemach. Sie eilt ihm nach bis zur Thüre,
Unwillkürlich gedrängt, ihn umzurufen, doch hält sie
Auf der Schwelle noch ein und sagt, zum Gatten gewendet,
Der sie verfolgt mit dem Blick: „Nicht wahr, wir dürfen es nehmen,
Wenn sie selber es geben?" Er holt sie zurück und erwidert:
„Dieses gelt' uns als Zeichen! Doch wie sie auch immer sich fassen:
Wir vereinigen sie! Das hab' ich schon still mir geschworen
Was auch siege im Kampf: der Wunsch, ihr Kind zu behalten
Oder es glücklich zu wissen, und glücklich können wir's machen,
Ruhig warten wir's ab, denn wahrlich, ich will sie belohnen.
Abraham wurde geprüft, er sollte den Isaak schlachten,
Und er fand sich bereit. Doch nicht, als er trauernden Herzens,
Aber mit lächelnden Mienen, der Sarah den Liebling entführte;
Auch nicht, als er den Berg mit zitternden Knieen hinanstieg,
Oder den Opferaltar mit bebenden Händen erbaute;
Nicht einmal, als er schaudernd dem Knaben das Hälschen entblößte.

Erst als das Messer schon blinkte, erschien ihm der rettende Engel![1]
Diese brauchen nur Nein zu sagen, so ist es bestanden,
Darum fürchte dich nicht der Sünde in deinem Gewissen:
Denn sie gewinnen das Leben und setzen sich selbst die Bedingung.
Aber nun sieh dich doch um, betrachte die Vögel und Blumen,
Die dich so freundlich begrüßen, und sage mir, ob ich's getroffen?"
Sie entgegnet: „Ich habe da drüben für dich auch ein Tischchen.
Wenig zwar liegt nur darauf, allein du bist ja genügsam,
Und ich kam, dich zu rufen!" — Doch viel zu bewegt sind sie beide,
Um hinüberzugehn, sie scheinen's nicht einmal zu merken,
Daß die türkische Tulpe vor ihren Augen sich öffnet,
Ja, sie würden nicht horchen, wenn plötzlich die Sterne erklängen.
Bald auch kehrt der Doktor zurück mit vergnügtem Gesichte,
Ihn begleitet das Mädchen. Sie ist wie zum Tode erblichen,
Aber sie lächelt dabei. Sie möchte reden und danken,
Doch sie versucht es umsonst; so sinkt sie der Herrin zu Füßen.
Diese erhebt sie und küßt sie. Da schallen Hörner und Zinken
Fromm von der Straße herauf. Nun wirft sie sich abermals nieder,
Aber sie faltet die Hände und blickt gen Himmel. Die Gatten
Knieen neben ihr hin, und also schließt sich die Weihnacht.

Vierter Gesang.

Abend ward es und Nacht, eh' Christian kehrte aus Holstein,
Denn die grimmige Kälte war umgeschlagen, es hatte
Tüchtig geschneit und die Wege verschüttet, da galt es, zu schaufeln,

[1] 1. Buch Moses, Kap. 22.

Aber das thut der Bauer allein für die Posten des Königs.
Endlich rollt ein Wagen, er ist gar leicht zu erkennen
An dem muntern Geklingel der schellenbehangenen Pferde,
Vor dem Hause vorbei, und Magdalena, die längst schon
Ungeduldig geharrt und gespäht durch das niedrige Fenster,
Ruft ihm, mit hastigen Händen das eingefrorene öffnend,
Über die Straße entgegen: „Ich muß dich heute noch sprechen.“
Mit der Peitsche knallt er ihr lustig die Antwort herunter,
Und durch diese Bewegung die Kruste vom Leibe sich schüttelnd,
Wird er wieder zum Menschen; bis dahin war er ein Schneemann.
Jetzt auch währt es noch lange, bevor er kommt, denn die Tiere
Wollen das ihrige haben, und nicht dem eignen Besitzer
Würd' er sie anvertrauen, er muß sie selber besorgen:
Aber nachdem er sie alle mit wärmenden Decken behangen
Und in die reinlichen Tröge den goldenen Hafer geschüttet,
Auch den Wallach, er ist es gewohnt, mit Kümmel erquickt hat,
Wechselt er rasch die Kleider und eilt, bevor er die Kammer
Mit dem Weihnachtsgeschenk auch nur betreten, hinüber,
Denn es ist ihm zu neu, sein Mädchen rufen zu hören,
Um nicht zu brennen, sogleich den Grund zu erfahren. Er trifft sie
Ganz allein in der Küche bei ihrer Lampe, die andern
Sind zum Tanz und die Zofe ist gar, wie sie's nennt, in Visite,
Und er verwundert sich sehr, sie unbeschäftigt zu finden.
Denn er sieht nicht die Schere und auch nicht die Nadel, und dennoch
Kann sie, das weiß er, nicht atmen, solange die Finger ihr ruhen,
Und sie beklagt noch immer, im Hause nicht spinnen zu dürfen.
Aber wie wächst sein Erstaunen, als sie, die Schämige, Scheue,
Gleich an den Hals ihm fliegt und, wieder und wieder ihn drückend,
Spricht: „Du darfst mir nicht fort, dich sollen die Bären nicht fressen!

O, ich weiß es gar wohl, was über dem Meer dich erwartet,
Wenn du auch Wellen und Winden entgehst, die manchen verschlingen,
Und den Menschenverkäufern, die schlauer, wie eh'mals die Werber,
Ihre Netze zu stellen verstehn, ich hab' es erkundet,
Denn noch nie ist das Herz mir bedrängt gewesen wie gestern,
Und so nahm ich mir Zeit. Zu Tausenden liegen die Toten
An der Straße und weisen dich stumm zurück in die Heimat,
Wenn du sie aber verachtest, die schweigenden Warner, wie viele,
Und nur Zeichen des Wegs in ihnen erblickst, die man ruhig
Hinter sich läßt, wie bei uns die Meilensteine, so wirst du
Endlich selber zu einem. Und kämst du auch wirklich ins Goldland,
Ohne vorher zu verhungern, und wärst so glücklich, die Ader
In der Erde zu treffen und auszubeuten, so wirst du,
Eh' du dein Schiff noch erreichst, von Dieben und Räubern erschlagen,
Denn der Teufel regiert und einer tötet den andern,
Um nicht graben zu müssen und dennoch Schätze zu häufen!
Lache, solange du willst, du machst mich wahrhaftig nicht irre:
Kalifornien ist der offene Rachen der Hölle,
Welcher sich plötzlich geöffnet, um Seele und Leib zu verderben,
Doch, was red' ich, du bleibst, und es ist alles vorüber!"
Christian aber erwidert, sich ihren Armen entwindend:
„Immer hab' ich dich sonst gefaßt und besonnen gefunden,
Hat denn deine Natur auf einmal sich völlig verändert?
Gehen werd' ich gewiß, doch hätt' ich dir's gern noch verborgen,
Um dir das Fest nicht zu trüben, allein der Schmied und der Tischler
Haben geplaudert, da wär' es dir dennoch zu Ohren gekommen,
Und du hättest am Ende geglaubt, ich wollte dich täuschen,
Darum mußte ich's sagen. Nun aber rede nicht weiter,
Monde noch nennen wir unser, warum sie sündlich verjammern?

Nein, wir wollen sie ruhig in Frieden und Freude verbringen
Und in der Stunde der Trennung dem Vater im Himmel vertrauen,
Deinetwegen allein wird dieser mich segnen und schirmen!"
Aber sie lächelt und spricht: „Du brauchst nicht die Reise zu machen,
Um es bestätigt zu finden, es hat sich schon jetzt so erwiesen!
Siehe, ich flehte ihn an, die Prüfung, wenn auch nicht gänzlich
Mir vom Haupte zu nehmen, so doch in Gnaden zu wenden,
Und er hat mich erhört. Was sollte ich nun nicht ertragen,
Da du mir bleibst und mir hilfst! Es komme, was wolle, ich werde
Sicher nicht murren und klagen! Doch diesem wär' ich erlegen.
Aber du weißt ja noch nicht! Vernimm's und erstaune! Die Herrschaft
Steuert mich aus und sie gibt auch dir ein reichliches Erbe.
Schüttle nur nicht mit dem Kopf, es ist so, wie ich dir sage,
Haus und Hof sind unser, sobald wir wollen, man wartet
Oben schon lange auf dich, so geh und höre das weitre!"

Aber der Jüngling versetzt, am Tische sich lehnend, wie schwindelnd:
„Sind denn wirklich die Engel noch nicht von der Erde verschwunden,
Und was hab' ich gethan, daß sie um mich sich bekümmern?
Doch was frage ich noch! Nur deinethalben geschah es!
Soll ich denn alles in allem dir schuldig werden? Wie vieles
Hab' ich dir längst zu verdanken! Ich fühl' mich nicht besser wie andre,
Und ich würde vielleicht wie sie im Taumel mich drehen,
Bis ich mich selber verlöre, wenn du nicht wärest. Für alle
Kommt der Tag der Versuchung. Das tägliche Leben und Treiben
Widert jeden, sobald ihn die Hoffnung verläßt, und sie wechselt

Gern wie der hüpfende Vogel den Baum. Da greift er zum Glase,
Um sich selbst zu betäuben, und hatten die Karten so lange
Feurige Ränder für ihn, die an den Teufel ihn mahnten,
Der sie zuerst gemalt und herumgegeben, so scheinen
Sie ihm plötzlich vergoldet und locken durch alle Figuren.
Siehe, da ist er geliefert, wenn nur noch Gottes Gebote
Ihm die Straße zur Hölle versperren, wenn Vater und Mutter
Ruhig im Grabe ihm schlummern und noch kein sorgliches Mädchen
An die Stelle der beiden ihm trat. Die Sterne des Himmels
Zittert er nicht, zu verfinstern, und wenn sie zu schrecklich ihm funkeln,
Schaut er nimmer hinauf, allein das Auge der Liebe
Ist gar leicht zu trüben, und seinen ängstlichen Blicken
Kann sich keiner entziehn, da fühlt sich der Mensch denn gehalten!
So erging's mir mit dir. Ich hatte die Eltern verloren,
Und nun war ich gezwungen, an mich zu denken. Das hatte
Ich bisher nicht gethan, es war mir genug, mir den Segen
Zu verdienen, mit dem ich als Knabe ihr Hüttchen verlassen,
Um dem Bauer das Vieh zu hüten, zuerst nur die Gänse,
Dann die Schweine und Schafe und endlich die Ochsen und Kühe,
Und ich fühlte mich glücklich, für sie zu sorgen, auch hielt ich
Ihnen die Not von der Thür. Da raffte die tückische Seuche
Sie hinweg, und auf einmal war alles anders. Die Groschen
Blieben mir zwar, und ich konnte allmählich manches mir schaffen,
Was ich lange entbehrt, doch boten die Uhr und die Pfeife
Keinen Ersatz für das Lächeln der Mutter, womit sie mir's lohnte,
Wenn ich ihr gegen den Winter mit Bohnen und Erbsen die Truhe

Füllte oder im Frühling zur Mastung ein Ferkelchen brachte.
Dann begann ich zu rechnen, und leider mußt' ich's bejahen,
Wenn die Genossen mir sagten, mein Sparen bringe mich einzig
Um die Freuden der Jugend und sichre mir doch nicht das Alter,
Höchstens könnt' ich den Doktor aus eigenem Säckel bezahlen,
Wenn ich einmal erkrankte, allein das danke mir keiner,
Den besolde die Stadt. So warf ich denn wirklich mein Flickzeug
Eines Sonntags beiseite, denn Sonntags flickte ich wieder,
Was ich zerriß in der Woche, und mischte mich unter die andern,
Um, wie diese es nannten, doch auch mal den Herrn zu probieren.
Wohlgekämmt und gebürstet und blank in der Tasche den Thaler,
Prunkt' ich daher, auch gefiel's mir, zuerst den Hafen zu sehen,
Wo die Masten so eng und so dicht zusammen sich drängen,
Wie die Spitzen des Schilfs bei uns in Gräben und Sümpfen,
Dann an dem Ufer der Elbe hinab zu spazieren nach Flottbeck*
Und die Schiffe zu zählen, die eben kommen und gehen,
Oder die Gärten, die bunt sich am breiten Flusse dahinziehn.
Gern bezahlt' ich auch mittags mein Essen, obgleich ich's zu Hause
Besser und billiger hatte, ich ließ mir's sogar noch gefallen,
Daß wir auch Kaffee tranken, ich wollte den Mäkler nicht machen.
Aber als sie nun riefen: ‚Jetzt müssen wir karten und kegeln
Und den guten Likör daneben versuchen', da sprach ich:
‚Weiter halt' ich nicht mit!' und ging, wie sehr sie auch höhnten.
Denn oft sagte mein Vater, es würde keiner die erste
Schenke betreten, der ahnte, in welcher Gestalt er die letzte
Einst nach Jahren und Monden verlassen würde, auch schlüpfte
Selbst der Gesunkenste schwerlich des Morgens hinein, wenn er wüßte,
Wie er sich abends entfernte, und dieses klang mir im Ohre.

* Flottbeck, ein am Ufer der Elbe reizend belegenes Dorf; in Flottbeck: Bauers Garten als Kulminationspunkt.

Nicke mir nicht so freundlich, es wär' wohl noch anders gekommen,
Denn der Grund, der mich trug, ich fühl' es noch heute mit Schaudern,
Wankte mir unter den Füßen, und Taumelnde können auch fallen,
Doch ich erblickte dich!" — „Und wurdest", versetzt sie, „mein Retter,
Als ich mich vor dem Verfolger nicht länger zu schützen vermochte.
Mich auch hatte der Spott, wie dich, vom Hause getrieben,
Denn ich fühlte mich glücklich, daheim zu sitzen, ich hatte
Angst vor der großen Stadt und wünschte mich ebensowenig
In den Strudel der Menschen, wie in den Strudel der Elbe,
Wenn sie flutet, hinein. Da aber hieß es beständig:
‚Diese ist wohl in Sachsen vom Baum heruntergefallen[1],
Daß sie keiner besucht, es kommt nicht Bruder noch Schwester,
Oder Onkel und Tante, auch hat sie ja keinen Geburtstag,
Denn ihr wird nicht geschrieben!' Da ging ich denn endlich, als wär' es
Zu Verwandten und Freunden, allein ich kannte nicht einen
Von den Tausenden, welche hier wohnen, und all mein Vergnügen
War, die Stunden zu zählen, mein Kleid im Gedränge zu schützen
Und mir die Straßen zu merken, um abends den Rückweg zu finden.
So gelangt' ich vors Thor. Da aber gesellte sich plötzlich
Ein Begleiter zu mir. Ich hatte ihn niemals gesehen,
Lang und schmal, wie er war, und prangend mit Ketten und Ringen,
Aber er wollte mich kennen und grüßte von Vater und Mutter.

[1] In Anlehnung an das bekannte Sprichwort: „In Sachsen, wo die hübschen Mädchen auf den Bäumen wachsen," gebildet (vgl. Wander, „Deutsches Sprichwörter-Lexikon").

Als ich ihm sagte, er irre, die lägen schon lange im Grabe,
Sprach er, er meine die seinen, und blieb mir ruhig zur Seite.
So gewiß ich auch wußte, daß keiner mich kannte, so wollt' ich
Dennoch ersticken vor Scham, als wenn es mir mitten im Dorfe
Unter den Meinen geschehe, und suchte ihm rasch zu entkommen.
Aber wie ich auch lief, und wie ich mich drehte und wandte:
Nichts gewann ihm ich ab, und spöttisch rief er am Ende:
,Dirne, ich bin ja der Wind, du willst doch dem Wind nicht entlaufen?'
Nun begann er sogar, von häßlichen Dingen zu reden,
Und je stiller es wurde, je mehr die Menschen verschwanden,
Um so kecker erging sich seine verworfene Zunge.
Rennen konnt' ich nicht mehr, und mag man die Augen verschließen:
Offen bleiben die Ohren, und herzlich begann ich zu weinen.
Aber er hörte nicht auf, es wurde je länger je ärger
Und zugleich auch die Gegend verlassner und wilder und wilder.
Da vernahm ich von ferne ein Pfeifen, das fröhlich und mutig
Klang und mir Hilfe verhieß, ich schrie, so laut ich's vermochte,
Und es währte nicht lange, so wurdest du sichtbar, dich hatte
Nur ein Knick* noch verborgen. Du eiltest herbei, doch der andre
Lief nicht davon, er besah dich mit seinem vergoldeten Glase,
Welches an schwarzem Bande ihm baumelte über die Weste,
Sprach, er sei kein Räuber, doch ich das albernste Gänschen,
Und erkundigte sich nach Bauers Garten.[1] — Du aber,
Mit den Augen mich prüfend und über und über erglühend,
Tratest ihm ernst in den Weg und riefst mit donnernder Stimme:
,Herr, das Kind hat geweint und ich, ich bin aus dem Lande,
Wo man die zinnernen Krüge vorzeiten, wie lederne Schläuche,
So mit den grimmigen Fäusten zusammendrückte und quetschte,
Daß das verschüchterte Bier die Decke bespritzte und Löcher
Machte, als käm's aus der Büchse!' Er lachte höhnisch und sagte,

* „Ein Knick", niedriges Gebüsch.

[1] Siehe Anmerkung zu Seite 226.

Leicht in die Tasche greifend und klingend mit Gold und mit Silber:
„Hier ist ein Thaler, mein Freund, nun führ' Er die Liebste zu Ahrens[1],
Dort wird abends getanzt!' Doch du — Ich mag es nicht denken —"
Aber der Jüngling erwidert, die hangenden Locken ihr scheitelnd:
„Kind, ich hätte mich selbst des Zorns nicht fähig gehalten,
Der mich so plötzlich ergriff, und keiner meiner Genossen,
Denn ich galt für ein Lamm. Auch wär' ihm gewiß nichts geschehen,
Hätt' er nur mich beschimpft, die seidenen Kleider allein schon
Hätten ihn sicher gestellt, ich hätt' mich im stillen geärgert,
Auch vor dir mich geschämt, und doch wohl albern gelächelt,
Denn noch erblickt' ich den Herrn in jedem, welcher den feinern
Rock auf dem Leibe trug, und ließ mich drillen und hänseln.
Aber wie ich dich sah und alles, was er geredet,
Von der brennenden Wange dir ablas, ward ich ein andrer,
Als ich mich je noch gefühlt im ganzen Leben, und eher
Hätt' ich dich selber verletzt — du wich'st zwar bald auf die Seite,
Aber du falteteſt doch die Hände und schienst mich zu bitten,
Ihn zu verschonen — als ihm die bündige Probe erlassen,
Daß die Fäuste noch immer in Wesselburen gedeihen.*
Nun, es sei ihm verziehn! Er wird es nicht wieder versuchen,
Und ich hab' es am Ende doch ihm allein zu verdanken,
Daß ich dich kennen gelernt, wie hätt' ich dich sonst wohl getroffen?
Und du wärst auch vor mir vielleicht so ängstlich gelaufen,
Wie nur immer vor ihm, drum wünsch' ich ihm nicht einmal Narben.

* „Daß die Fäuste noch immer in Wesselburen gedeihen." Die Holsteiner sind als grob verschrieen, die Dithmarscher als noch gröber und die Wesselburer als die allergröbsten. Wesselburen ist ein Marktflecken in Norderdithmarschen.

[1] Vgl. die Anmerkung des Dichters auf Seite 254.

Aber nun sprich, was es gibt! Mir dreht sich der Kopf noch im Wirbel!
Muß ich gewiß nicht zu Schiff? Ich geh' ja nicht gerne, obgleich ich
Hart am Meere erwuchs! Ich lieb' es, den Wagen zu lenken
Oder die Pferde zu tummeln, auch mag ich pflügen und dreschen,
Aber das Wasser war mir stets zuwider, und nie noch
Hab' ich den Fischer begleitet, so gern ich dem streifenden Jäger
Mich gesellte, wenn's ging. Wie ist nicht das eine schon gräßlich,
Daß man darin nicht bloß ertrinken, sondern darauf auch
Schmählich verdursten kann! Mir ward es hinter den Deichen
Immer schon eigen zu Mut, die gegen Stürme und Fluten
Uns das Ländchen beschirmen. Das Schrillen und Kreischen der Vögel
Mit den langen Hälsen und oft noch längeren Schnäbeln,
Welche im warmen Sande die bunt gesprenkelten Eier
Hinterlassen, die Muscheln und selbst die fettigen Kräuter
Mit den wolligen Blumen erfüllten mich immer mit Grausen,
Und ich brauchte nicht erst auf Totengebeine zu stoßen,
Wie sie aus Schiffergräbern vergilbt und vermorscht wohl hervorschaun,
Um das Knabengelüst nach Bernstein niederzukämpfen
Und von dannen zu fliehn. Da magst du dir denken, wie leicht mir's
Ward, den Entschluß zu fassen, mich dennoch der See zu vertrauen!
Aber ich war es dir schuldig, und wär' es mir übel ergangen —
Und ich erwartete nicht, ich darf es dir jetzt ja bekennen,
Was der Schmied und der Tischler erwarten — so wäre ich drüben
Bis an mein Ende geblieben, und wär's auch als Sklave gewesen,

Um dein Glück nicht zu hindern und andern den Weg zu vertreten.
Du verfärbst dich? Was hast du? O, hätte ich Narr doch geschwiegen,
Diese erzählte mir Träume, und ich, ich nahm sie für Wahrheit!"
Aber das Mädchen erwidert: „Man schaudert wohl auch bei Gefahren,
Die man erst völlig erkennt, nachdem sie vorübergegangen!
Also hatt' ich doch recht, sogleich das Ärgste zu fürchten
Und mich nicht zu besinnen! Nun mache nur du es nicht schlimmer,
Frage nicht, eile hinauf, und wenn ich selbst nur nicht nein sprach,
Weil es zu plötzlich kam und mich verwirrte, so zeige
Du dich dafür als Mann und gib dein entschlossenes Jawort!
Haus und Hof sind unser, sobald wir es selber nur wünschen,
Und wir sollen dafür — — ich weiß nicht, ob ich's verstanden,
Aber dort kommt er selbst, er wird dir's deutlicher sagen!"
Und dem Kaufherrn, welcher die Thür soeben geöffnet,
Tritt der Jüngling entgegen und spricht: „Ich habe das Mädchen
Nie als thöricht gekannt, und dennoch kann ich's nicht glauben,
Daß ich mir wirklich ihr Stottern und Stammeln richtig gedeutet.
Wenn es aber so wäre, wie sie verkündet, so könnt' ich
Nur das einzige sagen: ‚Ich kenn' und liebe die Wirtschaft,
Und der jüngre Verwalter hat das voraus vor dem ältern,
Daß er sich selber nicht schont und nicht mit der Zunge bloß ackert.
Wenn Sie mir also vertrauen, obgleich die Erfahrung mir mangelt,
Werden Sie, was ich versehe, an Knechten und Pferden ersparen.
Wahrlich, ich werd' es an Fleiß nicht fehlen lassen, ich stehe
Jetzt schon der Erste auf und bin der Letzte zu Bette,

Und was einer dem Boden nur abzwingt, sei's an Getreide,
Sei's an Obst und an Vieh, das werden auch wir schon gewinnen!"
Aber der Kaufherr spricht: „Ihr säet und erntet euch selber,
Ich bin höchstens noch da, wenn Überschwemmung und Mißwachs,
Brand, Viehsterben und Krieg euch wider Verhoffen betreffen,
Um euch helfen zu können, im übrigen seid ihr die Eigner
Und verpflichtet euch bloß, nicht wiederzukehren nach Hamburg,
Denn das Gut, das ich meine, liegt fern am Fuße des Brockens,
Und uns das Kind zu lassen, damit wir es christlich erziehen
Und es zum Träger des Namens sowie zum Erben ernennen."
Christian, erst so erstaunt, als würd' er belehnt mit der Erde,
Denn er hatte nicht einmal an Pacht, geschweige an Herrschaft
Sich zu denken getraut bei ihren verworrenen Worten,
Fährt zusammen und schaut auf Magdalena, doch diese
Ruft: „So ist's! Wir geloben's!" und hängt mit ängstlichen Blicken
An dem Munde des Jünglings. Er schweigt noch lange, doch endlich
Sagt er: „Was du versprichst, das kann ich halten!" und bietet
Nun dem Kaufherrn fest zum Pfand und zum Siegel die Rechte.

Fünfter Gesang.

O, wie schön ist die Zeit, wenn schalkhaft hinter dem Winter
Schon der Lenz sich versteckt, wenn früh am Morgen die Lerche
Wirbelt, als hätte sie längst das Veilchen gesehen, und dennoch
Abends gern mit dem Spatz sich unter dem Balken verkröche,
Wo er im Neste kauert, und wenn die erste der Primeln
Durch den nämlichen Tropfen, an dem sie sich mittags erquickte,
Während die Sonne so brannte, vor Nacht ihr Ende noch findet,

Weil er gefriert und sie knickt! Wie ist sie in Ahnung und Hoffnung
Jener spätern voraus, wo schleichend hinter dem Sommer
So der Herbst sich verbirgt! Die Schauer von Hitze und Kälte
Wechseln zwar ganz, wie jetzt, allein es ziehen die Schwalben,
Und es kommen die Raben, die einen nicht länger gefesselt
Von der Wärme, die andern nicht länger geschreckt, auch erblickt man
Schon die Erstlingsglieder der traurigen Kette von Blumen,
Welche, den Duft und die Farbe zugleich allmählich verlierend,
Schließt in der strohichten Aster, die selbst der Sturm nicht entblättert,
Sondern der Schnee begräbt! — Die schöne Zeit ist gekommen,
Und ein glückliches Paar, vom kurzen Tage ermüdet,
Weil es die spärliche Frist, die zwischen den Nebeln der Frühe
Liegt und den Nebeln des Abends, durch Fleiß zu verdoppeln gewohnt ist,
Setzt sich beim Scheine der Lampe behaglich zur dampfenden Suppe
Und verzehrt sie mit Lust, doch still und ohne zu reden,
Wie es der Landmann macht, um sich den Genuß nicht zu schmälern.

Dann hebt Christian an: „Ich habe die Äcker und Wiesen
Heute wieder gemustert und kann es noch immer nicht fassen,
Daß ich auf eigenem Boden mich müde gelaufen. Er ist zwar
Nicht so fett wie bei uns, auch hat man in müßigen Stunden
Steine genug zu sammeln und wird sie sobald nicht vertilgen,
Weil, wie die Bauern hier sagen, der Teufel sie immer von neuem
Fallen läßt, wenn er nachts mit vollen Säcken vom Blocksberg
Abfährt, um sich dafür in Holstein Seelen zu kaufen,
Aber wie dehnt sich das aus! Sogar das Eckchen am Berge
Ist noch unser, ich fragte!" Und Magdalena erwidert,
Während sie einige Äpfel als unerwarteten Nachtisch

Bringt und lächelnd verteilt: „Ich habe dagegen den Garten
Näher besehen und kann dir von jeglichem Baume vermelden,
Welche Früchte er trägt, wie viele und wann er gesetzt ist.
Spare die Frage, du Schalk, ich hab's den Rinden der Stämme
Nicht entnommen, mir hat's der alte Pfarrer verkündet,
Welcher vorüberkam. Er kann sich der Zeit noch erinnern,
Wo das Haus nicht stand, und hat den hintersten Birnbaum,
Den uns der Mond jetzt zeigt, am Tage, wo man's gerichtet,
Eigenhändig gepflanzt. Den wollte er eben besuchen,
Weil er ihn liebt, und ich denke, wir schicken ihm jährlich ein Körbchen,
Ganz bis oben gefüllt mit allen Sorten zur Labung,
Wie es die andern gethan, obgleich er uns schwerlich die Rede
Halten wird, wenn wir sterben! Du glaubst nicht, die edelsten Arten,
Wie sie der Gärtner nur hat, dabei dem Wind wie entzogen,
Weil die Hügel uns decken, die lang geschweift sich dahinziehn,
Und gesucht auf dem Markt, wie keine! Es wäre Verschwendung,
Selbst davon zu kosten, als Weihnachtsabend.[1] Was horchst du?"
Christian tritt zum Fenster und spricht, indem er es öffnet:
„Regte die Kuh sich nicht? Ich lege mich heute nicht nieder,
Denn ich traue nicht recht. Es ist zwar nach dem Kalender
Auf der Thüre im Stall noch eine Woche, doch weiß ich,
Daß sich die Knechte verrechnen, indem sie der Striche zu viele
Oder zu wenige machen, und habe ich, ohne zu murren
Oder auch nur aufs Geheiß zu warten und Kaffee zu fordern,
Fremdes Vieh bewacht, wie sollt' ich das eigne vergessen!
Lachst du nicht mit? Das eigne! Ich glaube noch immer zu träumen."
Magdalena versetzt: „Ich höre nicht auf, mich zu wundern,
Wenn ich so alles bedenke, am meisten aber erstaun' ich
Über die Trauung selbst. In stattlicher Kutsche zu fahren,

[1] Außer am Weihnachtsabend.

Während Vater und Mutter zu Fuße gingen und triefend
Vor dem Pastor erschienen, die angesehene Herrschaft
Und den Doktor als Zeugen zu haben, während den Eltern
Hirt und Wächter dienten und mürrisch das Wetter verfluchten,
Und am Abend der Schmaus: es war, um den Kopf zu verlieren!
Wäre dir nicht der Hut heruntergefallen, indem du
Gar zu eilig den Wagen besteigen wolltest, und hätte
Ich nicht die Locken zerdrückt und Kranz und Bänder verschoben,
Als ich zur Seite rückte: es wäre zu prächtig gegangen,
Und man hätt' uns zu stark beneidet, vielleicht gar beredet.
Aber nun gab's für die andern in Hülle und Fülle zu lachen,
Und wir beide kamen nicht eher aus dem Erröten
Wieder heraus, als im Dom, wo neue Sorgen begannen,
Oder erging es dir besser? Ich zitterte kindisch, zu zeitig
Oder zu spät mit dem ‚Ja‘ zu kommen, obgleich ich als Kind schon,
Hinter den Stühlen der Kirche mich mit den Gespielen versteckend,
Um vom brummenden Küster nicht fortgetrieben zu werden,
Manche Trauung gesehn und alles gehörig beachtet,
Was den Bräuten geziemt!" — „Da ist es mir anders gegangen!"
Sagte Christian jetzt. „Sobald ich die Orgel vernehme
Und den gekreuzigten Heiland mit seinen Wunden erblicke,
Hab' ich die Welt im Rücken und könnte Königen selber
Fest in die Augen schaun! — So recht, noch einige Klötze
In den Ofen geschoben, damit ich nicht friere. Wie emsig
Bist du aber gewesen. Wie blinken Tiegel und Pfannen,
Nun sie die Flamme beleuchtet! So ist der Kessel von Kupfer,
Statt von Messing? Wie glänzt er! Den Spiegel wirst du nicht brauchen,
Jedes Geschirr ersetzt ihn, wir könnten ihn wieder verkaufen,
Wenn mein Bart nicht wäre, und diesen lasse ich wachsen,
Wie sie's hier alle thun, die Hirten sogar und die Fischer.
Was wir aber behalten, das sind die heiligen Bilder
Von dem verlorenen Sohn. Mit diesem hab' ich als Knabe

Oft zu Mittag gegessen. Mein Vater pflegte zu sagen,
Wenn es an allem gebrach, sogar an Salz und Kartoffeln,
Wie sich's im Winter zuweilen begab, wenn Fastnacht vorbei war:
‚Heute sind wir bei dem zu Gast gebeten!‘ und zeigte
Auf die lustige Tafel, sie hing vergilbt und verräuchert
Über dem Ofen und hatte gewiß schon den zehnten Besitzer,
War auch nicht zu verkaufen und galt nicht einmal als Pfandstück,
Wo der Wüstling schwelgt und wo ihn die Dirnen bestehlen.
Trunken hebt er das Glas, den Wein verschüttend, zu Füßen
Liegt ihm ein leckeres Brot, vom Arm heruntergestoßen,
Welches ein Hund beschnüffelt, indes er, wenn er sich wendet
In dem geschaukelten Stuhl, es augenblicklich zertreten
Oder beschmutzen muß, und dies muß eilig geschehen,
Wenn er nicht stürzen will. Der Tisch ist reichlich beladen
Mit den erlesensten Speisen und ausgewählten Getränken,
Aber ich wünschte mir nichts von dem ganzen glänzenden Gastmahl
Für den brennenden Hunger, als dieses Brot, und ich hab' es
Tausendmal in Gedanken verzehrt und werde auf Erden
Niemand wieder beneiden, wie diesen Hund, der so satt ist,
Daß er es kaum beriecht. Nun geh mir aber zu Bette!
Wenn sich der Wind noch mehr erhebt, so will ich mich freuen,
Daß ich mein Feuer schüre und nicht mit dem Schmied und dem Tischler
Auf dem Ozean schiffe, du aber träume geschickter,
Wie in der letzten Nacht von Wilhelm und Anna, sie haben's
Jetzt so gut wie die meisten, der Weihnacht hat sie gekräftigt!" –

So verstreichen dem Paar die Stunden, die Tage und Wochen,
Eine der anderen gleich und keine besser und schlechter,
Wie im himmlischen Reich; sie sprechen zu keiner: ‚Verweile!‘
Oder: ‚Entferne dich rascher!‘ Denn alle bringen dasselbe.

Nur die Arbeit wechselt. Der Pflug geht heute zu Felde,
Morgen wackelt die Egge ihm nach und ebnet die Furchen,
Welche er zog in der Erde, und wenn die beiden im Schuppen
Wieder ruhen, versucht sich die längst gedengelte Sense
Schon am ersten Grase. Indessen folgte der Primel
Mit dem fröhlichen Spatz, der selbst dem Winter noch Trotz beut,
Still das liebliche Veilchen, von Fink und Lerche begleitet,
Und der heiße Holunder, dem Maienglöckchen verschwistert,
Welcher die Nachtigall durch seine betäubenden Düfte
Aus dem Schlummer erweckt. Wer schwitzt, der sieht in der Sonne
Nur noch die Uhr, nicht den Stern, und alle Blumen und Vögel
Sind für den Ackrer nicht da. Doch Samstags bückt er sich gerne,
Wenn er am Abend die Ochsen zu Hause treibt, um ein Sträußchen
Mitzubringen, so gut er's eben findet, das Sonntags,
Vor den Busen gesteckt, die Liebste ziere zum Kirchgang.
Dies that Christian auch, und Magdalena bedankte
Sich am folgenden Tag durch irgend ein neues Gemüse,
Welches der Garten gebracht, sei's nun das zarte Radieschen
Oder der frische Spinat und was die gütige Erde
Weiter bietet. So sind die fröhlichen Pfingsten gekommen
Und mit dunkelnder Nacht, es war noch so vieles zu ordnen,
Um die festliche Rast mit Ruhe genießen zu können,
Tritt er singend ins Haus und bringt ihr den ersten Holunder.
Stumm am Herde beschäftigt und gegen die Thüre den Rücken
Kehrend, scheint sie ihn nicht zu hören, da tickt er ihr leise
Mit den tauigen Blumen auf ihren glühenden Nacken,
Dessen Tuch sich verschob. Sie fährt ein wenig zusammen
Vor der plötzlichen Kälte, wie wird ihm aber zu Muthe,
Als sie, statt sich zu freuen und ihm nach ihrer Gewohnheit
Aus der dampfenden Pfanne den ersten Bissen zu reichen,
Daß er koste und lobe, den Strauß in wilder Bewegung
Aus den Händen ihm reißt und in die Flammen ihn schleudert.

Ängstlich sieht er sie an, doch eh' er die Lippen noch öffnet,
Stürzt sie ihm an die Brust und weint, als hätte sie eben
Himmel und Erde gekränkt und könne sich nimmer verzeihen.
Sie zu beschwichtigen, will ihm lange durchaus nicht gelingen,
Denn sie bebt vor sich selbst und fragt umsonst nach dem Grunde
Dieser heftigen Wallung. Sie hatte ihn freilich ein Stündchen
Früher erwartet zum Essen, und alles war ihr verbraten,
Doch erklärte das nichts. Da tritt, um Feuer zu zünden,
Eine Alte herein, die sie verwundert betrachtet,
Als sie die Thränen erblickt, die immer noch rollen, und der sie
Hastig erzählt, was geschehn, damit sie zu Christians Nachteil
Nicht das Verkehrte glaube. Die führt sie schmunzelnd beiseite,
Fragt sie manches und lacht. Dann spricht sie, indem sie sich wendet:
„Ruft mich herüber, sobald sich die ersten Halme vergolden,
Länger wird's wohl nicht währen, und sorgt indes für die Hemden.
Was den Sünder betrifft, so muß er geduldig sich fassen,
Wenn's auch noch ärger kommt, und denken, es zanke sein Kindlein,
Du gebrauche dein Recht, du darfst jetzt kratzen und beißen."
Als sie sich humpelnd entfernt, will Christian tanzen und jubeln,
Magdalena jedoch bedeckt ihr Gesicht mit den Händen,
Wie am Hochzeitsabend, als alle neckend den Erstling
Leben ließen, und nicht aus Scham allein und Verwirrung.
Da besinnt er sich schnell und sagt, um ihre Gedanken
Abzuleiten: „Mich hungert!" und als sie essen und trinken,
Fügt er hinzu: „Nun mußt du mir morgen gewiß auf den Brocken,
Wie du mir's Ostern versprochen, denn wenn wir's wieder verpassen,
Wird dir das Steigen zu schwer, und immer wär' es doch schade,
Wenn der Sommer verginge, bevor wir mit eigenen Augen

Urians[1] Sitz uns besehn, um nicht zu sehr zu erschrecken,
Wenn es im kommenden Herbst rumort zu unseren Häupten!“

So beschwichtigt er sie, und heiter verstreichen die Pfingsten,
Denn, vom herrlichsten Wetter begünstigt, erklimmen sie wirklich
Den verrufenen Berg, vor dem sie als Kinder schon bebten,
Wenn die Mutter im Winter beim Schein der erlöschenden Lampe
Sie entkleidend, die Thaten des Besenstieles erzählte
Und der Vater zum Schluß des feurigen Drachen noch dachte,
Während sie, schaudernd vor Angst wie vor Frost, in die Kissen sich wühlten.
Seltsam starrt er sie an mit seinen Stollen und Schachten,
Die zur Hölle hinunterzuführen scheinen, und hätten
Sie's auch nie gehört, daß alle Dämonen hier hausen,
Würden sie dennoch zittern, dem Teufel hier zu begegnen,
Wenn die dunkelnde Nacht sie unter den Fratzengestalten
All der Felsen beschliche, die ringsum drohen und äffen
Und vielleicht um die Stunde der Geister zum Leben erwachen,
Um durch die Lüfte als Jäger auf glühenden Rossen zu stürmen,
Oder als Gnome[2] zu spuken und waschende Mägde zu plagen.
Drum beeilen sie sich, zurück in die Thäler zu kommen,
Die er nur dann betritt, wenn ein entsetzlicher Frevel
Ihm den heiligen Kreis der schirmenden Engel geöffnet,
Und beim Sinken der Sonne ihr Dörfchen wieder erreichend,
Wo das Geläut' gerade verhallt, geloben sich beide,
Halb den Schwindel vor Augen und halb die empfundenen Schauer,
Auch in den Gliedern gelähmt, wie nie, und verlacht von den Nachbarn,
Keinen Festtag wieder auf diese Weise zu feiern.

[1] Urian, hier soviel wie Teufel (vgl. Goethe in der Walpurgisnacht im 1. Teil des „Faust“: „Die Hexen zu dem Brocken ziehen ..... Herr Urian sitzt oben auf“).

[2] Berggeist.

Ihr verbietet sich's auch von selbst, denn ganz, wie's die Alte
Prophezeite, geschieht's. Sowie die Rosen erglühen,
Werden die Wangen ihr bleich, und als die Levkojen sich füllen,
Kann sie sich kaum noch bücken, sie abzupflücken. Nur eines
Trifft nicht zu, sie wird nicht launisch, wie andre, die erste
Heftige Wallung ist zugleich auch die letzte gewesen,
Aber unendliche Trauer bemächtigt sich ihrer und stündlich
Gehen die Augen ihr über. Er sucht umsonst zu erfahren,
Was sie drückt, doch er kann sich genau des Tags noch erinnern,
Ja, der Stunde sogar, wo ihr in plötzlicher Zuckung
So die ersten Thränen entschossen. Sie hatte soeben
Leise gebetet, wie's schien, und hielt die flehenden Hände
Noch gefaltet, wie er, durchs Fenster lauschend, bemerkte,
Denn er kam zum Essen. Da fuhr sie auf einmal zusammen
Und begrub ihr Gesicht im Schoß. Er nahte sich hastig,
Weil er dachte, sie sei vielleicht von Schmerzen befallen,
Doch sie erhob das Haupt und suchte zu lächeln. Verwundert
Sah er sie an. Da begann sie zu schluchzen und ging in die Küche,
Um sich auszuweinen. Er folgte ihr, aber vergebens
Fragte er, was ihr sei. Indessen verdrängte den Sommer
Schon der ergiebige Herbst, und selten noch strotzte sein Füllhorn
So von allem zugleich, was für den traurigen Winter
Keller und Böden uns füllt. Denn meistens bringt er das eine
Reichlich, um mit dem andern zu kargen, da Hitze und Kälte,
Nasses und trockenes Wetter fast nie so günstig gemischt sind,
Daß auf jegliche Frucht nach Art und Maß und Bedürfnis
Immer das Rechte käme und keine im Wechsel erfröre
Oder erstickte. Die Bäume im Garten drohen zu brechen,
Denn die nächtlichen Fröste des Mai vertilgten die Raupen
So erbarmungslos, daß neben Hummeln und Bienen
Fast der lustigste Schwärmer, der farbige Schmetterling, fehlte,
Als sie den Raubzug hielten im Reiche der Blumen und Blüten,
Und die Ähren sind schwer, als trügen sie goldene Körner

Und zerknicken die Halme, bevor noch die Sichel gewetzt ist.
Nun gibt's drinnen und draußen zu thun. Das Obst zu besorgen,
Fühlt sie sich noch im stande, wenn er's des Abends nur schüttelt,
Was sie selbst nicht vermag. Sie schlichtet am Tage die Haufen,
Nimmt das Erquetschte für sich, wie früher das Würmergestochne,
Schickt das wenig Verletzte, das Übermürbe und Weiche
Auf den Markt zum Verkauf und legt das Beste beiseite,
Um es, wenn Mangel entsteht, zu höherem Preis zu versilbern.
Er dagegen ist fleißig im Feld und macht die Erfahrung,
Daß der Thätigste selbst für sich die Kräfte noch immer
Anders braucht als für Fremde, denn hat er früher für zweie
Schaffen können, so kann er's jetzt für dreie und fühlt sich
Doch zur Nacht nicht zu müde, um mit im Hause zu helfen.
Schon sind Roggen und Weizen in sicherer Scheuer geborgen,
Und so hat denn der Mensch sein Teil, nicht minder die Gerste,
Welche dem Mastvieh Mark und Fett und schweres Gewicht gibt,
Und es spritzte von oben nicht eine Wolke! Es fehlt jetzt
Nur noch der Hafer des Pferdes, so ist bis auf die Kartoffel,
Die dem Tier mit dem Menschen gemein ist, die Ernte vollendet.
Heut soll dieser daran, indes im Garten die Quitten,
Welche allein noch hängen, den luftigen Platz auf den Zweigen
Mit der dumpferen Kammer, wo auf der reinlichen Schütte
Schwestern und Brüder schon lagern, vertauschen müssen: die Garben
Fliegen lustig hinauf zum Wagen, da sieht man den Nachbar
Hastig nahen und winken mit ausgezogener Weste,
Weil's ihm am Tuch gebricht. Mit halb beladener Fuhre
Jagt ihm Christian gleich entgegen. Was trifft er zu Hause?
Eine glückliche Mutter, die unter Lachen und Weinen,
Rot und weiß zugleich, wie Apfelblüte, ein Knäblein
Trinken läßt. Sie ist nur kaum ins Bette getragen,

Denn sie hat es im Grünen geboren, als sie sich bückte,
Eine vergessene Birne emporzuheben, die gelblich
Blinkte unter dem Grase. Er küßt sie leise und flüstert:
„Siehst du, daß man nicht stirbt? Nun trockne denn eilig die Thränen,
Die mich so lange geängstigt.“ Sie aber erwidert mit Seufzen:
„Ach, das habe ich nie gefürchtet! Ich hatte gebetet,
Daß es nicht kommen möchte, doch eh' ich das Amen gesprochen,
Hüpfte es mir zur Strafe im eigenen Schoße entgegen!“

Sechster Gesang.

Unterdessen erwartet der Kaufherr, welcher die Gattin
Nach Italien führte, in Rom das stille Ereignis,
Denn es sollte so sein, als hätte sie selber geboren.
Endlich erhält er den Brief, von außen schon leicht zu erkennen
An den eisernen Zügen der dennoch zittrigen Handschrift,
Welcher die Meldung bringt. Er trägt ihn, ohne zu öffnen,
Gleich hinüber zu ihr und spricht: „Es hat sich entschieden,
Aber nun frage dich eins, bevor das Siegel gelöst wird:
Ist dir jegliches Kind willkommen? Die wirkliche Mutter
Unterscheidet nicht zwischen dem einen und zwischen dem andern,
Ja, es ist so bestimmt durch Gottes ewige Fügung
Und den Zug der Natur, daß ihr das gebrechliche Wesen
Über das kräftige geht, das kränkliche übers gesunde,
Aber die Fremde erschrickt vor einem verwachs'nen Gebilde,
Und sie findet das Weinen und Schreien des Buckels abscheulich,
Was sie dem Engelsköpfchen verzeiht und gelassen erduldet.“
Sie erwidert: „Das habe ich alles bedacht und erwogen
Und bin meiner gewiß. Was Gott uns sendet, das werde
Ich mit Liebe begrüßen. Und wäre das Schicksal der Sarah
Mir noch am Ende bestimmt, ich machte sie nimmer zur Hagar[1],

[1] 1. Buch Moses, Kap. 16.

Nein, ich fühlte mich doppelt beglückt und doppelt gesegnet,
Und man sollte nicht ahnen, daß ich nur eines von beiden
Unter dem Herzen getragen, so redlich würde ich teilen,
Was im Busen mir wohnt, das kann ich dir heilig beteuern.
Aber erbrich nun den Brief, damit ich vor allem erfahre,
Wie es ihr selber ergangen, ich habe schon lange gezittert."
Rasch durchfliegt er das Blatt und spricht mit Lächeln: „Wie Eva!
Und das Kind ist gesund und wohlgebildet." Da treten
Ihr die Thränen ins Auge, und erst zum Himmel die Hände
Hebend, dann den Gemahl umarmend, vergeht sie in Rührung.
Aber er selber sagt: „Ich darf den nackenden Knaben
Ruhig zum Erben ernennen, mir lebt kein einz'ger Verwandter,
Welcher mir näher stände, und heut noch schreib' ich nach Hamburg
Und bestelle die Taufe zum Mai. Ich werd' ihn erziehen,
Daß er in jeglichem Armen den Bruder sieht und ihn tröstet,
Und so sorg' ich durch ihn, den Sohn des Volkes, noch immer
Über das Grab hinaus fürs Volk und gebe ein Beispiel,
Wie man Gespenster beschwört und doch nicht die Kugeln verteuert.[1]
Denn dies liegt mir am Herzen. Es wanken im innersten Grunde
Alle Staaten der Erde, und[2] wenig wird nur gebessert,
Ob die Rotten des Pöbels den Diener des Fürsten erschlagen
Und die blutige That auch blutig büßen und sühnen,
Oder noch schlechtere Junker den Mann des Gesetzes erschießen[3]
Und, dem Richter entzogen, der Ächtung des Dichters verfallen.
Alles lebt nur von heute auf morgen, besonders Parteien,
Und so gewaltig die Kämpfe auch sind, so schrecklich die Siege,
Die sie im wechselnden Spiel des Kriegs einander entreißen:

---

[1] Siehe oben, S. 211.

[2] Von hier ab bis zum Schluß von Vers 1373 hat die erste Ausgabe den Wortlaut:

„. . . . . wenn man von oben und unten
„Nicht die Hände sich reicht, so kann es noch fürchterlich enden."

[3] Beziehung auf den Herrn von Rochow-Plessow, der am 10. März 1856 K. L. F. von Hinckeldey, den Polizeidirektor von Berlin, im Duell erschoß.

Immer muß ich der Knaben am Flusse gedenken, die schaudern,
Wenn er, von allen Gewässern der ragenden Berge geschwollen,
Rauscht und sich schäumend ergießt, und jubeln, wenn sie ihn endlich
Wieder gefrieren sehn. Wer wird sich des Kahns noch erinnern,
Wenn er den Schlittschuh braucht, und wer des rostigen Schlittschuhs,
Wenn er im Kahne fährt? Warum den einen verzimmern
Oder den anderen putzen? Jetzt dauert's ja immer und ewig!
Geht es fort wie bisher, so werden Stände die Stände,
Völker die Völker vertilgen, und in die schweigende Öde
Kehren die Tiere zurück, die einst dem Menschen gewichen.
Aber du weißt, wie ich denke, nun eil' ich und schreibe dem Doktor!“
Also geschah's. Doch nie erschien ein Winter ihr länger
Als der jetzige, welchen sie unter den Myrten verlebte,
Denn das muntre Gewimmel der bunten römischen Feste
Oder der heitere Chor der ewig lächelnden Musen,
Welche den zweiten Olymp hier fanden, vom ersten vertrieben,
War für sie nicht vorhanden, und wenn sie die Rosen erblickte,
Die, vom gemilderten Hauch der afrikanischen Wüste
Angeblasen, noch immer die frischen Gärten verzierten,
Konnte sie's kaum begreifen, daß ihre Schwestern in Deutschland
Nur in Kübeln und Töpfen die eingeschlafene Triebkraft
Fristen sollten, indes des Nordpols wütendste Stürme
Eisig sausten und Schnee und Regen sich grimmig bekämpften.
Endlich wird es in Rom so heiß, daß jeder des Landes
Hinter den Alpen mit Sehnen gedenkt, denn plötzlich erscheint hier
Immer der Sommer, er wird nicht sanft vom lieblichen Frühling
Eingeführt, er ist da, und gleich verschrumpfen die Wiesen,
Deren erquickliches Grün im Norden sich ewig erneuert.

Aber der Kaufherr spricht: „Jetzt hängt man die Pelze in Hamburg
An den Nagel und sucht in Harvstehude* sich Primeln,
Darum mein' ich, wir lassen den Knaben allmählich entwöhnen
Und begeben uns dann, dem Veilchen folgend, verweilend,
Wo es eben erblüht, und scheidend, wo es vertrocknet,
Auf den Weg nach Hause." Und also ward es geordnet.

Aber das junge Paar im Harz verbrachte den Winter
Froh wie keinen vorher. Wer zählt die Freuden der Eltern
An der Wiege des Kindes und wer die Wonnen der Mutter,
Wenn sie noch alles in allem ihm sein darf, während der Vater
Ihm noch ferne steht wie Himmel und Erde, und einzig
Durch die Sorge für sie, die beide vertritt wie ihn selber,
Seine Liebe zu ihm bethätigt! Wer nennt uns die Sprossen
Dieser goldenen Leiter der reinsten Gefühle, auf welcher
Sich der Mensch und der Engel begegnen und tauschen, und welche
Alle Sphären verbindet und alle Wesen vereinigt!
Welches irdische Glück ist diesem höchsten vergleichbar,
Das uns über uns selbst erhebt, indem wir's genießen,
Und wem wird es versagt, wem wird es gekränkt und geschmälert?
Wie der Kelch der Gemeinde auf gleiche Weise an alle
Kommt und alle erquickt, so kommt auch dieses an alle:
Fürsten empfinden's nicht tiefer, und Bettler empfinden's nicht schwächer,
Weil die einen den Säugling in Purpur wickeln, die andern
In die Krippe ihn legen, das gibt kein Mehr und kein Minder,
Und so ist die Natur gerecht im ganzen und großen
Und verteilt nur den Tand, die Flitter, nach Lust und nach Laune!

---

* Harvstehude, ein schönes Dorf bei Hamburg, das nur noch wenig Lesern aus dem alten Hagedorn bekannt sein dürfte.

Habt ihr euch je ein Nest mit Kinderaugen betrachtet?
So vergrößert es euch und setzt zwei glückliche Menschen
Statt der Vögel hinein und einen lieblichen Knaben
Statt des piepsenden Jungen, das Atzen und Glustern und Blustern
Bleibt dasselbe. Wie wird zuerst darüber gestritten,
Wem er gleicht! Ein jeder entdeckt die Züge des andern,
Weil er sie lieber sieht als seine eignen, doch täglich
Ist das kleine Gesicht verändert, und völlig unmöglich
Scheint es, Frieden zu schließen. Es sind am Ende die Eltern,
Seine oder die ihren, die auferstehen im Enkel,
Weil sie — Christian sagt's — vergaßen, sich malen zu lassen.
Welch ein Ereignis ist das erste wirkliche Lächeln,
Das die Mutter auf sich bezieht und jubelnd berichtet,
Daß er sie nun schon kenne und, wenn sie gehe, vermisse!
Dann die zappelnden Arme, die ihren Nacken umklammern,
Wenn sie sich niederbückt, sowie die beseelteren Blicke
Und der erwiderte Kuß! Zuletzt die stampfenden Beine,
Welche die Erde suchen und dennoch scheuen, das Lallen
Mit gebundener Zunge und ungeduldigen Lippen,
Und der vernehmliche Laut! Wie oft muß Christian kommen,
Um ihn schlummern zu sehn! Wie gern verläßt er die Tenne,
Wo er drischt, und verdoppelt nachher die gewichtigen Schläge
Des geschwungenen Flegels, um das Versäumte bis Abend
Wieder einzubringen! Und ist nicht der Knabe in Wahrheit
Größer und klüger als andre? Das Tannenbäumchen, zu Weihnacht
Angezündet, ist zwar noch überflüssig gewesen,
Aber erfreut er sich nicht des lustigen Hahnes zu Lichtmeß,
Welcher zuweilen die Stube besucht, des geschüttelten Kammes
Und des plötzlichen Krähens? Der Hahn macht eben Visite,
Und das Knäblein kreischt und klatscht vergnügt in die Hände,
Als der römische Brief, der seine Entwöhnung gebietet,
Eintrifft. Christian liest und spricht: „Jetzt gib ihm zu trinken,

Daß er ruhe und schlafe, wir haben zusammen zu sprechen."
Doch sie erbleicht und ruft: „Die Ostern sind vor der Thüre,
Und ich weiß, was es ist! Es fährt mir nur so in die Glieder,
Daß ich ihm nicht die Brust zu reichen wagte, und wenn er
Hungriger wäre wie je. Er muß sich heute behelfen!"
Christian aber versetzt: „So seid ihr auf immer geschieden,
Denn die Stunde ist da. Zu morgen bring' ich dir Wermut,
Daß er von selbst verzichtet, er geht ja bald auf die Reise,
Und da muß er die Kuh vorher als Amme gewohnt sein."
Magdalena schweigt, doch wohl bemerkt es der Gatte,
Daß sie weint in der Nacht und auf die leiseste Regung
In der Frühe das Kind noch einmal stillt. Es erbarmt ihn,
Daß sie es heimlich thut, als wäre es schon ein Verbrechen,
Und ihn selber mit Angst betrachtet, ob er auch schlafe,
Und er hütet sich wohl, durch irgend eine Bewegung
Sie zu stören, er läßt sogar von ihr sich erwecken,
Um die letzte Besorgnis in ihr zu ersticken, obgleich er
Zittert, wenn er sich fragt: „Wie wird's nur weiter ergehen?"
Aber es scheint, als hätte sie ihre Muttergefühle
Jetzt für immer bezwungen, denn leichter, als er sich's dachte,
Reicht sie am folgenden Tage dem sträubenden Knaben die fremde
Nahrung, die er nur selbst beharrlich sich weigert zu nehmen,
Und ist, wenn auch nicht froh, doch still und in sich beruhigt.

So verstreicht die Woche, er will sich durchaus nicht gewöhnen,
Doch er fällt nicht vom Fleisch, zu Christians höchster Verwund'rung,
Der ihn nicht essen sieht und dennoch gedeihen und wachsen,
Und sie selber enthält sich edel jeglicher Klage.
Sonntags morgens läßt die Mutter ihn tanzen und springen,
Während der Vater pfeift, da löst sich zu beider Entzücken
Hell das erste „Mama" von seinen stammelnden Lippen.
Christian will ihn küssen, doch eh' er sich seiner bemächtigt,

Reißt sie selbst ihn empor und preßt ihn gegen den Busen,
Daß er erschrickt und weint, und ruft: „Ich lasse dich nimmer!
Weg mit Äckern und Wiesen! Wir haben Arme und Beine,
Und wir sind nicht Güter, wir sind nur Liebe dir schuldig!
Daß du es weißt, mein Freund! Er hat noch immer getrunken,
Und es wird ihm kein Tag an seinem Jahre entzogen,
Hierin bin ich dir fest, in allem andern gefügig!
Hungern will ich und dursten, wie Vater und Mutter es thaten,
Frieren und nackend gehn und ganze Nächte nicht schlafen,
Doch ich gebe ihn nicht und müßt' ich mich selber verkaufen!"
Christian aber erwidert: „Du weißt doch, was wir gelobten,
Weißt doch, daß ich dir nicht geraten, noch dich getrieben,
Weißt doch, daß ich nur zögernd und nicht im Galopp dir gefolgt bin!
Nun, so wisse noch eins: ich habe, solange ich lebe,
Nie mein Wort noch gebrochen und werde auch dieses nicht brechen,
Drum entwöhne ihn morgen, ich bring' dir den Wermut noch einmal."
Sie verstummt, denn sie hat noch nie so ernst ihn gesehen,
Und er schreitet hinaus, er sagt, die Kräuter zu pflücken,
Aber er thut es nur, um ihr den Kampf zu verhehlen,
Welchen er selber kämpft, und welcher die Seele ihm spaltet.
Sie hingegen umarmt und küßt den Knaben aufs neue,
Daß sie ihn fast erstickt und ruft, als ob er's verstände:
„Nein, ich lasse dich nicht, es möge kommen, was wolle!"
Und bevor noch der Abend herab auf die Erde sich senkte,
Ist ihr Entschluß gefaßt: sie will ihn stehlen und fliehen.
Still bereitet sie nun das kleine bescheidene Bündel,
Das ihr selber gehört, und wenn ihr die Thränen auch reichlich
Strömen bei dem Gedanken an die so bittere Trennung
Von dem Herzlich-Geliebten, so fühlt sie dennoch im Innern
Durch dies schmerzliche Opfer zugleich sich gestärkt und gehoben,
Und so wie das Vertrauen auf Gottes Erbarmen und Hülfe

Wächst durch dieses Gefühl, so steigt auch die lächelnde Hoffnung
Leise wieder empor vor ihren verdüsterten Blicken,
Und so sieht sie am Ende der langen Reihe von grauen
Monden und Jahren ein goldnes und sternengekröntes sich winken.
Morgen muß es geschehn, denn morgen soll sie die Quelle,
Welche ihr selber entspringt, verstopfen: wie will sie ihn tränken,
Wenn sie versiegte? Ein Dach ist leichter zu finden, es wohnen
Menschen in jeglicher Hütte, und Engel bereiten die Stätte,
Wenn sich die Unschuld naht, von Reue und Buße geleitet.
Schüchtern erkundet sie nun die nächsten Wege und Stege,
Denn, vom Lokomotiv[1] entführt in brausender Eile,
Kennt sie die Straße nicht, auf der sie gekommen, und die sie
Jetzt mit Tritten des Huhns zurück zu messen beschlossen,
Weil ihr Wilhelm und Anna vor Augen stehen wie Sterne.
Als der Tag nun erscheint, da kocht sie dem Gatten zum Abschied
Noch sein liebstes Gericht, doch kann sie selber nicht essen,
Denn ihr fiebert der Kopf, sie hat die Nacht nicht geschlafen,
Und ihr hüpfen die Pulse, als wollten die Adern zerspringen.
Christian merkt es wohl, ihm sind die heimlichen Thränen
Auch nicht entgangen, doch denkt er: sie will sich endlich be-zwingen,
Und es kostet sie viel! Da klopft er ihr bloß auf die Wange,
Als er sich wieder erhebt und spricht: „Wir machen ihn glücklich!"
Um die Dämmerungszeit begibt er sich dann in die Schmiede,
Wo man die Eisen des Pfluges ihm schärft, nun richtet sie alles
Für den Abend und schleicht sich fort, in doppelte Tücher
Ihren Knaben gehüllt und unter dem Arme das Bündel.
Ängstlich späht sie umher und duckt sich hinter die Büsche,
Wenn sie Kommende hört, sie stehn zwar noch nicht im Laube,
Aber sie decken sie schon, wenn nur der Knabe durch Schreien

[1] Neben „die" Lokomotive war früher auch „das" Lokomotiv gebräuchlich.

Das Versteck nicht verrät. Doch geht auch mancher vorüber,
Der mit flüchtigem Auge das Reisig streift und sich wundert:
Keiner der wenigen ist darunter, welche sie kennen,
Still auch verhält sich das Kind, durch leises Schaukeln beschwichtigt,
Und es senken die Schatten des Abends sich bald so gewaltig,
Daß sie sich eilen muß, um nur die verlassene Hütte
Zu erreichen, in der sie die Nacht zu verbringen beschlossen.
Einem Jäger gehört sie und liegt im Walde. Sie kennt sie,
Weil sie mit Christian einst, den fernsten Acker besuchend,
Sich vor Regen und Schloßen in ihr verborgen. Ein Lager,
Das sie im Innern trifft, aus dürren Blättern bereitet,
Kommt ihr freilich zu statten, doch möchte sie's lieber entbehren,
Denn sie fürchtet, es könnten auch andere Gäste erscheinen.
Doch sie setzt sich und reicht dem Knaben die Brust, die er lange,
Tastend und greifend, gefordert und zieht zur eignen Erquickung
Einen der Äpfel hervor, womit sie die Tasche gefüllt hat.
Schmecken will er ihr nicht, sie legt ihn wieder beiseite,
Als sie eben gekostet, indes der Knabe behaglich
Trinkt, als wär' er daheim, und in den Pausen des Atmens
Kichert und endlich versinkt in seinen gewöhnlichen Schlummer.
Brausend erhebt sich der Wind und wirft die trockenen Zweige
Auf das bretterne Dach und bläst, als wollt' er's entführen.
Aber sie heißt ihn willkommen, obgleich sie bei heftigen Stößen
Immer zusammenfährt, er scheint ihr die Ruhe zu sichern,
Und mit den Kleidern des Bündels den Knaben noch sorglich bedeckend,
Wühlt sie sich ein in die Streu und fällt, erschöpft von den Qualen
Dieser Tage, in Schlaf, wie ein Tier, noch eh' sie gebetet.

Christian kommt indes mit seinen Eisen zu Hause
Und verwundert sich sehr, kein Licht zu sehen, er hat sich
Länger wie sonst verweilt, um aus dem Munde des Schmiedes

Manchen Rat zu vernehmen, denn dieser ist alt und erfahren,
Aber nicht immer freundlich und noch viel seltner gesprächig.
Dennoch verschließt er gelassen den Stall, vergattert den Garten,
Trägt die Eisen zu Boden und stellt sie, alles im Finstern,
Hinter dem Schornstein auf. Dann lauscht er hinein in die Küche,
Wo, er hört's vor der Thür, die Suppe brodelt, und als er
Magdalena beim Feuer nicht findet, wie er erwartet,
Öffnet er leise die Stube und fragt im Scherz, ob sie schlafe.
Alles stumm! Was ist das? Er tastet sich durch bis zur Wiege.
Sie ist leer! Er erschrickt und zündet eilig die Kerze.
Ein Gedeck auf dem Tisch! Die Mutter entfloh mit dem Kinde!
Doch wohin? Noch nicht weit! Es sind nur wenige Stunden!
Rasch zum Jäger! Er borgt mir sicher den eifrigsten Spürer,
Und das freundliche Tier ist willig, zu folgen, es kennt mich.
Wo ist ein Tuch von ihr? Und wo ein Strumpf von dem Knaben?
Beides ist schwer zu entdecken, doch endlich ist er so glücklich,
Und nun klopft er den Alten heraus und stottert zusammen,
Was er selbst nicht versteht, von nächtlichem Gehn und Verirren.
Dieser bewilligt den Hund, doch zweifelt er an dem Erfolge,
Weil es zu mächtig stürmt, als daß er die Spur nicht verlöre,
Wenn sie ein einziges Mal nur gegen den Wind sich gewendet.
Wirklich dreht sich das Tier auch lange vergeblich im Kreise,
Als es die Stube, wohin es geführt ward, wieder verlassen,
Ja, es heult vor Verdruß. Doch plötzlich beginnt es zu schnüffeln,
Dann zu wedeln und fröhlich zu bellen. Nun schießt es von hinnen,
Daß ihm Christian kaum mit seiner hörnernen Leuchte
Nachzukommen vermag. Es geht zuweilen im Zickzack
Um die Büsche herum, doch nie versagt ihm die Wittrung,
Bis es die Hütte erreicht und anschlägt, um es zu melden.
Welch ein Schreck für die Arme, die drinnen kauert. Was ist das?

Ist's ein Wolf vom Gebirg'?* Sie sollen bellen wie Hunde!
Oder ist es ein Hund? Dann kommt er nicht ohne Begleitung!
Hilf uns, heiliger Gott! Da wird die gebrechliche Thüre
Aufgestoßen, und schnoppernd, doch nicht mit glühenden Augen,
Fährt's im Sprunge herein. Sie greift voll Angst nach dem Knaben,
Welcher, geweckt aus dem Schlummer und seiner behaglichen Wärme
Ohne Schonung entrissen, mit Händen und Füßen zu stampfen
Und zu murren beginnt. — „So seid ihr's gewiß und wahrhaftig?"
Ruft mit keuchender Brust — der Hund war grimmig gelaufen,
Als er der Hütte sich nahte, die ihm bekannt und vertraut war —
Und die Leuchte erhebend mit ihrem verlöschenden Lichte,
Aus der Ferne der Gatte, das eifrige Bellen verstehend.
Rasch nun stürzt er heran und schließt sie fest in die Arme,
Streichelt das Tier, das, leckend und dieses Dankes gewärtig,
Ihn umschmeichelt, und spricht: „So kannst du mich wirklich verlassen?
Ich vermöchte es nimmer und nimmer, von dir mich zu trennen."
Doch sie erwidert ihm sanft: „Ich kann und ich darf ja nicht bleiben,
Und du darfst mich noch minder begleiten, das fühle ich selber,
Darum wär's viel besser, du hätt'st uns nicht wieder gefunden!"
Aber erschüttert, wie nie, versetzt er mit strömenden Thränen:
„Kehre nur heute zurück, so gehen wir morgen zusammen!
Sieh, es legt sich der Wind, auch blinken schon einige Sterne,
Und ich trage den Knaben und diene dir selber zur Stütze!"

* „Ist's ein Wolf vom Gebirg?" Der Verfasser weiß, daß es auf dem Harz keine Wölfe gibt. Aber ein aus der Ebene dahin verschlagenes Bauermädchen braucht es darum nicht auch zu wissen.

Siebenter Gesang.

Als sie am folgenden Morgen beisammen sitzen — die Sonne
Steht schon hoch, doch sie würden noch schlafen, hätte der Jäger
Nicht geklopft und gefragt, wie alles am Abend gegangen —
Sagt der Gatte mit Ernst: „Es werde, wie du beschlossen,
Denn ich darf dich nicht halten und kann noch weniger dulden,
Daß du bettelst, solange mir Arme und Beine geblieben,
Aber wir müssen noch warten, denn als ein treuer Verwalter
Will ich zum mindesten gehn, und viel noch gibt es zu pflügen.
Dann auch mußt du mir folgen, wohin ich dich führe, ich möchte
Diesem gütigen Herrn nicht wieder begegnen und auch nicht
Dieser freundlichen Frau sowie dem redlichen Alten,
Die uns gewiß nicht gezwungen, und die wir dennoch so täuschen.
Über den Ozean müssen wir flüchten, der Schmied und der Tischler
Sind schon lange hinüber, und wenn wir sie finden, so werden
Sie uns die Wege bezeichnen und vor den Betrügern uns warnen.
O, ich verblende mich nicht! Du sagst mit Recht, daß das Wetter
Drüben wechselt wie hier, und daß noch keiner das Unglück
Mit dem Staube der Straße sich von den Füßen geschüttelt,
Wenn er zu Schiffe stieg! Es wimmelt von Schelmen und Dieben,
Und wo kämen sie her und wagten das Rad und den Galgen,
Wenn es sich anders verhielte? Doch darf man immer noch hoffen,
Während der Mensch in Europa für ewige Zeiten verdammt ist,
Aus der Hand in den Mund zu leben und endlich zu darben,
Da die jüngern Kräfte die stumpfen des Alters verdrängen,
Ehe die Grube sich öffnet, wo müde Gebeine zerfallen.
Schweres steht uns bevor, und dieses scheint mir das Schlimmste,
Daß nicht jedem die Luft bekommt, denn wenn wir erkrankten,

Wären wir auch verloren. Doch alles kann ja gelingen.
Sieh mich nicht fragend an, ich bin nicht minder entschlossen,
Weil ich weiß, was es gilt, und weil die traurigen Bilder
Meiner dürftigen Jugend sich unter die fröhlichen mischen,
Welche die neue Welt in leichten Gemütern entzündet:
Meine Träume sogar, du weißt es, sind immer beklommen,
Doch ich trug sie noch nie ins Leben hinüber und werde,
Wenn ich auch nicht erwarte, am eigenen Herde, wie heute,
Wieder zu sitzen und wieder mit eigenen Ochsen zu pflügen,
Ziehn, als hofft' ich das Beste, und nur den Knaben bedauern.
Ja, du lächelnder Schelm" — er faßt den Schläfer ins Auge,
Der sich gerade reckt — „du wirst es teuer bezahlen,
Daß du die Milch der Mutter noch trinkst. In Samt und in Seide
Könntest du gehen und früh, die Bücher im zierlichen Ränzel
Und das Pennal in der Hand, das Johanneum* besuchen,
Um Lateinisch und Griechisch und Spanisch und Englisch zu lernen,
Während du jetzt vielleicht, in Lumpen gekleidet, die Schweine
Hüten mußt wie dein Vater und höchstens die Stimmen der Vögel
Nachzuahmen verstehst, wenn du dem Metzger die Herde
Zutreibst gegen den Winter! Die Handelsschule beziehen
Und nach einigen Jahren, verbracht auf nützlichen Reisen,
An der Börse dich zeigen, um endlich den stolzen Gesichtern
Dich zu gesellen, auf die der Makler schaut wie der Ackrer
Auf die Sonne, damit er das Wetter des Tages erforsche!
Das ist alles dahin!" — Doch Magdalena erwidert
Glühend: „Auch die Gefahr, im Pavillon an der Alster**,

* Das „Johanneum", die berühmte gelehrte Schule Hamburgs, die ihren Ruhm sowohl durch die ausgezeichneten Lehrer, die an ihr wirkten und wirken, wie durch die ausgezeichneten Männer, die aus ihr hervorgingen und hervorgehen, vor vielen anderen verdient.

** Der „Hamburger Pavillon" an der Alster ist ebenso bekannt wie „Ahrens Salon". (Vgl. oben, S. 229, V. 959.)

Von den andern verführt, durch Trinken und Spielen und Fluchen
Sich hervorzuthun, noch ehe der Bart ihm gewachsen,
Und im zwanzigsten Jahre begraben zu werden wie mancher,
Welchem der Rücken schon bricht, bevor er sein Kreuz noch gesehen!
Denkst du des Sohns nicht mehr, der an der Mutter Geburtstag
Und, ich schaudre noch heute, vor ihren eigenen Augen
Sich erschoß, weil ihn nichts auf Erden noch lockte und reizte?
Laß ihn schwitzen wie wir, so wird er gewiß nicht verderben,
Und was Menschen gebrauchen, das können sie immer verdienen,
Wenn sie die Mühe nicht scheun. Du weißt, ich bin nicht so ängstlich
Wie du selber, obgleich ich zweifle, ob es den Meinen
Besser erging wie den Deinen, was du ja beständig behauptest,
Um dir den fröhlichen Mut, der mich beseelt, zu erklären.
Nein, wir haben wohl auch, das glaube, gehörig gehungert,
Und im Sommer sogar, und ganze Tage die Hoffnung
Bloß auf den Wind gesetzt, ob dieser die Bäume des Nachbars,
Welche die Zweige zu uns herüber streckten, nicht schütteln
Und uns einiges Obst bescheren werde. Wir lagen,
Ich und die Schwester, die lange dahin ist, unter dem Zaune,
Hielten Gras in die Höhe, die Luft zu prüfen, und wagten,
Wenn kein Halm sich bewegte und immer stärker der Magen
Knurrte, auch wohl den Wurf. Es mangelt mir nicht an Erfahrung,
Aber ich fürchte mich nicht, ich will dich mit Freuden begleiten
Und ertragen, was kommt, es wird mich trösten und stärken,
Daß ich mein Kind nicht verkaufte. Ich hätt's ja auch nimmer versprochen
Für die Äcker und Wiesen, ich that's, um dich zu behalten,
Und ich dacht' es mir nicht so schwer. Doch seit ich es sehe,
Ach, was sage ich da, schon seit ich es fühle und spüre,
Ist mir zu Mute, als sollt' ich mich selber zerreißen und teilen

Und die Hälfte begraben! Ich habe gesündigt und will es
Büßen, wie du's verhängst, nur eines mußt du gewähren,
Ehe wir ziehen, es liegt mir schon längst auf dem Herzen — die Taufe,
Dann hinüber mit Gott und lieber heute als morgen!"
Christian lächelt und spricht: „Die Taufe entscheidet auch alles,
Doch es möge geschehn, sowie die Felder bestellt sind
Und du selber dein Haus so blank geputzt wie ein Kästchen!
Denn wir dürfen uns nicht den Wellen und Winden vertrauen,
Eh' wir die heiligste Pflicht erfüllten gegen den Knaben,
Und ich wag' es nicht früher, als bis wir, zur Reise gerüstet,
Aus der Kirche sogleich fortschleichen können zum Schiffe."

Beide rühren sich nun, wie nie, und schaffen in Tagen,
Was die andern in Wochen, doch ist die Eile auch nötig,
Denn es nahen die Pfingsten und mit den Pfingsten der Kaufherr,
Wenn er nicht früher kommt, gelockt von dem seltenen Wetter.
Endlich ist es gethan, und mit den schwieligen Händen
Setzt sich Christian hin und stellt die Rechnung zusammen,
Zählt den baren Erlös von Obst und Korn bis zum Heller
Auf und nimmt für sich selbst den schmalsten Lohn, der dem letzten
Aller Knechte gebührte, für Magdalena desgleichen,
Was die niedrigste Magd im schlechtesten Dienste bekäme:
Gern erließen sie's ganz, allein sie müssen ja leben!
Nun bestellt er die Taufe, er bittet den Jäger zum Paten,
Sagt: „Wir müssen verreisen, ein frommes Werk zu verrichten",
Und ersucht ihn zugleich, anstatt den gehenkelten Thaler
In die Wiege zu legen, indes sein Vieh zu besorgen
Und aufs Häuschen zu sehn. Mit Schmunzeln erwidert der Alte:
„Darum also so eifrig und nicht aus Geiz, wie die Knechte
Murrten, welche sich schämten, den Acker vor dir zu verlassen,
Und doch fluchten und wünschten, du möchtest die Beine dir brechen?

Dazu helf' ich mit Freuden! Denn pfleg' ich auch selber der Andacht
Leider nur selten, nur dann, wenn mich beim Streifen im Walde
Irgend ein Kreuz erinnert, für einen meiner Genossen,
Welchen der Wildschütz traf, mein Vaterunser zu beten:
Gern doch hab' ich's an andern, und geh' ich auch kaum noch zu Ostern
Selbst in die Kirche, so jag' ich doch immer die Knaben von dannen,
Wenn ich vorüber komme, die während der Predigt sich balgen!"
Noch viel williger ist der Pfarrer, die heilige Handlung
Vorzunehmen, er hat im Scherz schon lange getrieben
Und im Ernst sich verwundert, daß sie nicht von selber sich melden.
Nun ist alles vollbracht, und gleich der folgende Morgen
Wird bestimmt für die Flucht. Doch Magdalena, die abends
Spät noch zum Krämer will, erblickt zu ihrem Entsetzen
Einen Wagen im Thor des Gasthofs, welchem die Herrschaft
Eben entsteigt, und ruft, zu Hause fliegend, mit Beben:
„Auf! Sie sind da! Nur hinaus, so wie wir gehen und stehen!"
Christian sieht auf die Uhr und spricht: „Sie werden nicht kommen,
Ehe der Morgen tagt, doch freilich müssen wir eilen,
Denn mir mangelt der Mut, den beiden ins Auge zu schauen,
Und das Kind ist getauft, denn wäre das nicht geschehen,
Weiß ich nicht, was ich noch thäte, doch jetzt ist alles vorüber,
Darum fort auf der Stelle, der Jäger muß uns verstecken!"
Früh erhebt sich am Morgen der Kaufherr samt der Gemahlin,
Und, am würzigen Hauch der Lüfte sich innig erquickend,
Lassen sie rasch sich vom Diener des Wirts zum Häuschen geleiten.
Bald auch stehn sie davor. Wie blank sind Fenster und Läden
Und wie sauber und rein die Beete des Gartens gehalten,
Welcher es zierlich umgibt! Die Gattin bückt sich im Gehen

Über den niedrigen Zaun und pflückt sich eine Aurikel,
Um sie als erste Gabe dem Kinde zu reichen, indessen
Er mit eiliger Hand die Pforte öffnet und lächelnd
Winkt, ihm leise zu folgen, denn durch die hintere Thüre
Denkt er das Paar zu beschleichen. Sie kommen auch leicht in die Küche,
Und, ein wenig verwundert, das Feuer nicht brennen zu sehen,
Auf den Zehen ins Zimmer. Doch alles ist leer und verlassen,
Und man sieht nicht die Spur des häuslichen Waltens. Der Nachbar,
Von dem Brunnen, an dem er sich wäscht, herüber gerufen,
Ist erstaunt, wie sie selbst, doch löst er ihnen das Rätsel
Durch ein einziges Wort; er spricht von der gestrigen Taufe,
Und ein Brief auf dem Tisch, die wohlgeordnete Rechnung
Und die Lade mit Geld daneben bestätigten alles,
Was sie ahnen und fürchten, sowie sie's hören. Die Gattin
Ruft, im Tiefsten bewegt: „So ist es also gekommen,
Wie ich's immer besorgte, sie können's und wollen's nicht geben,
Aber ich muß sie darum nur höher achten und lieben,
Wenn ich auch jetzt erröte, indem ich der Fragen gedenke,
Die mich in Hamburg erwarten, des Zischelns und Tüschelns Lächelns,
Und ich werde nicht ruhig, bevor wir sie wieder gefunden,
Denn sie dürfen sich nicht in Not und Kummer verzehren,
Und sie zittern vor uns und denken, wir könnten es rauben."
Beide eilen zum Pfarrer, doch dieser weist sie zum Jäger,
Und das geflüchtete Paar, versteckt auf dem Boden und spähend,
Sieht sie kommen und glaubt sich verraten. Doch leugnet der Alte
Jegliche Kunde von ihnen, und ihre klopfenden Herzen
Schlagen schon weniger rasch, da schreit, vom Dunkel geängstigt
Und vom Rauche gequält, der Knabe. Man fragt nach dem Kinde
Und man wünscht es zu sehn. Der Alte holt es herunter,

Aber er sagt dabei, es sei sein Enkel, die Mutter
Liege im Bette krank. Sie herzen und küssen den Knaben,
Loben sein lockiges Haar und seine blitzenden Augen,
Geben ihm die Aurikel, beschenken den Alten und gehen.

Aber, freundliche Muse, die uns so treulich geleitet,
Knüpfe die Menschen doch gleich in Liebe wieder zusammen,
Welche so ängstlich sich suchen und wieder so thöricht sich fliehen:
Hat sie das Kind, das sie trennt und eint, doch schon flüchtig verbunden!
Deutest du weiter? Es sei! Du führst auf längerem Wege
Sicher zum schöneren Ziel, und willig wollen wir folgen,
Denn du lächelst und nickst und legst die Hand auf den Busen!

Christian atmet wieder und Magdalena erhebt sich,
Denn sie hatte gekniet, sowie sich die beiden entfernen;
Aber der Alte spricht: „Ich folge ihnen ins Städtchen,
Um zu erfahren, was ferner geschieht, und werd' es euch melden."
Als er zurückkehrt, sagt er: „Sie sind beim Richter gewesen,
Und, ich merkte es wohl, was dieser nur irgend an Spähern
Aufzubieten vermag, das ist auch heimlich zu Gange.
Doch ich lache darüber, es ward noch keiner ergriffen,
Welchen der Jäger beschützt, und scheint dies alles auch seltsam,
Eure Gesichter sind gut, und also helf' ich euch weiter!"
Redlich hält er auch Wort und schafft sie über die Grenze,
Wo er, ohne zu fragen und ohne auch nur zu gestatten,
Daß sich Christian ihm vertraute, wie es ihn drängte,
Sie dem Himmel empfahl und mit dem Dukaten beschenkte,
Welchen der Kaufherr ihm gegeben hatte. So sind sie
Mit sich selber allein. Die Berge treten allmählich
Mit den Wäldern zurück, und offen breitet die Straße
Durch die Ebne sich aus, doch Christian meidet sie ängstlich,
Weil ihn neben den Spürern und Streifern zu Fuß und zu Pferde,

Die im Dienst des Gesetzes den Frevel belauern und packen,
Auch die Zungen der Erde, die Telegraphen, erschrecken,
Welche Städte mit Städten und Länder mit Ländern verbinden
Und den Tod wie das Leben von einem zum andern befördern.
Selten erscheint ihm ein Weg so abgelegen und düster,
Daß er ihn nicht betritt, um diesem in Eisen gegoss'nen
Spinnennetz zu entschlüpfen, an dem die Könige weben;
Und so ziehn sie einher, als wären sie Schelme und Diebe,
Tragen unendliche Last und Mühe bei Tage und müssen
In den ödesten Schenken die traurigsten Nächte verbringen.
Welch ein verändertes Los für beide! Wie hart und wie bitter!
Doch je härter der Druck, je bittrer so manche Entbehrung,
Um so ruhiger wird's der flüchtigen Mutter im Busen;
Christian aber fühlt sich getröstet durch den Gedanken,
Daß er doch alles teilt, und daß sie nicht ohne ihn irren.
Sie ist noch immer so reich, ihr hungriges Kind zu erquicken,
Er noch immer so stark, sein zitterndes Weib zu beschirmen,
Und so oft es auch scheint, als wäre man ihnen im Nacken:
Immer sind sie so glücklich, bei Nebel und Nacht zu entkommen.
Eins nur peinigt sie noch: die Summe verringert sich täglich,
Die sie brauchen in Bremen, um überfahren zu können;
Und sie prüfen schon oft die überflüssigen Kleider,
Die sich verkaufen lassen, um diese Lücke zu decken.

Eines Abends geschieht es wieder, da flucht's vor der Thüre,
Und mit vielem Gelärm, er konnte die Klinke nicht finden,
Tritt ein Gesell herein, in dem sie, den Augen nicht trauend,
Endlich den Tischler erkennen. „So bist du im Lande geblieben?"
Ruft ihm Christian zu. — „Zurückgekehrt aus der Traufe
In den Regen", versetzt er, „und habe das Leben gerettet,
Welches der Schmied verlor. Es ist noch ärger da drüben,
Und wir Deutsche besonders, wir müssen uns ducken und drücken,

Wie die Hunde bei uns![1] Denn wäre der Schmied nur ein Franzmann
Oder ein Beefsteakfresser[2], so würden schon ganze Armeen
Über die See geschickt; doch auf der Leiche des Deutschen
Legt der Mörder sich schlafen, und keiner stört ihm die Ruhe,
Wenn er nicht selber niest und sich weckt." — „Wir wollten hinüber!"
Wirft ihm Christian ein. — „So laß dich warnen!" erwidert
Lachend der andre und schleudert den Ranzen hinter den Ofen,
Fordert sich Wein und rückt heran. „Wir haben uns drüben
Wie in Ägypten die Juden vermehrt und werden wie diese,
Weil sie uns fürchten und hassen, gehetzt und vertilgt. In Europa
Mußt du stehlen, bevor man dich hängt. Dort wirst du gehangen,
Eh' du gestohlen hast! Und was dich immer auch jage:
Bleibe daheim. Es wird bei uns auch, ehe wir's denken,
Anders werden und besser. Du blickst erstaunt und verwundert?
Bruder, das ist nicht geprahlt, ich kehre zwar nackter und ärmer,
Aber auch klüger zurück. Man hat mir vernünft'ger gepredigt,
Als in der Jugend geschah. Du weißt doch, daß man dich einmal
Schändlich bestahl? Wo hast du Güter? Wo stehen die Häuser,
Die du vermietest? Wo wiehert dein Gaul? Wo melkst du die Kühe?
Schurken haben dir alles entrissen, noch eh' du geboren
Wurdest, und halten es fest. Das hat der klügste Franzose[3]

---

[1] Vgl. die Stelle in dem Gedicht „Die Erde und der Mensch":
„Laß aber du, o Vaterland, dich mahnen:
Vergiß sie nicht, die Kinder in der Ferne,
Sie werden segeln unter deinen Fahnen,
Drum sorge du, daß man sie achten lerne."

[2] Engländer.

[3] Pierre Joseph Proudhon, der französische Sozialist; Anspielung auf dessen schon von Brissot ausgesprochenes Wort: „La propriété c'est le vol" (Eigentum ist Diebstahl); vgl. auch Hebbel in seinem Tagebuch vom 6. Juli 1854.

Ausgespürt: wer besitzt, ist ein Dieb, und so viele Dukaten,
Ebenso viele Verbrechen! Doch wird's nicht lange mehr dauern;
Denn das Jüngste Gericht ist nah'. Du mußt nicht erwarten,
Daß in den Wolken die Engel mit ihren Posaunen erscheinen,
Diesen hat man die Flügel gestutzt, wir blasen uns selber,
Statt des Zeichens zu harren, und schleifen inzwischen die Äxte!
Deinen Jungen beneid' ich! Er wächst ins goldene Alter
Wie in den Frühling hinein und wird nur im Tanze noch schwitzen.
Aber wie kommst du mir vor? Du machst ein Gesicht wie ein Reicher?
Bist du's etwa geworden? Ich hörte so manches in Hamburg.
Hast du im Trüben gefischt und eilst, dich sicherzustellen?
Freund, entdecke dich mir. Vor einem Jahre noch hätt' ich
Dich beim Kragen gepackt und laut nach dem Büttel geschrieen,
Heute sage ich dir: noch ehe die dummen Gesetze
Dich erreichen, wonach der Dieb den wahren Besitzer
Straft, sind alle getilgt. Das habe ich selber von Weitling*,
Dem es Christus vertraute, denn der ist lange schon unten,
Und sie sehen sich oft und sind die besten Bekannten." —
Christian schlägt mit der Faust auf den Tisch, er kann sich nicht halten,
Aber der andre trinkt und spricht: „Ich sollte doch meinen,
Daß ich dir Gutes verkünde, du selbst gehörtest ja früher
Zu den Schluckern, für welche die weißen Haare des Scheitels
Hunger und Kummer bedeuten, und dich am wenigsten hätt' ich
Auf der Seite der Schwelger vermutet, doch ganz nach Gefallen!
Daß sie Soldaten haben, das wissen wir alle und machen
Auf den Kampf uns gefaßt, doch daß sich ihren Soldaten
Thoren mit knurrenden Magen gesellen, um die zu bestreiten,
Welche das Essen bringen, das hat wohl keiner erwartet.
Aber du thust auch nur so, ich weiß ja von Wilhelm und Anna,

* Johann Weitling, ein früher oft genannter Kommunist, seines Zeichens ein Schneider.

Daß man dich sucht, und man trifft die Leute mit sauberm Gewissen
Nicht auf heimlichen Straßen wie arme Teufel vom Handwerk,
Welche fechten und schnurren[1], und nicht in Schenken wie diese.
Deine besten Bekannten in Hamburg schütteln die Köpfe,
Und die Feinde und Neider erzählen sich schlechte Geschichten,
Sag' doch nur, was es ist, man denkt sich schon lange das ärgste!
Denn ein Millionär verschmerzt die geringen Verlüste
Bis zu hundert mit Lachen und bis zu tausend mit Flüchen;
Doch sie haben sich so, besonders die Frau, wie ich höre,
Euch zu erwischen, als gälte es Diamanten und Perlen!"
Christian aber erhebt sich und spricht die gelassenen Worte:
„Wenn es ist, wie du sagst, und wenn sie so wenig uns schonten,
Daß uns die geifernden Zungen den ehrlichen Namen belecken,
Nun, so geh' ich hinüber, und das noch morgen! Denn nimmer
Soll man die redlichsten Eltern in ihrem Sohne beschimpfen
Oder dem ärmsten der Kinder sein einziges Erbe verkürzen;
Und es komme, wie's will, die Ehre werd' ich mir wahren!
Was dich selber betrifft und deine verworfenen Lehren,
So verlaß dich darauf, ich würde, wenn ihr euch regtet,
Selbst den Wuchrer beschützen, und wären wenige Stunden
Früher mein Weib und mein Kind vor seiner Thür verhungert,
Und ich hätt' nur noch Kraft zu einem einzigen Schlage.
Denn ihr seid ja ärger als Feuer und Wasser und alles,
Und wer fragt, wenn es brennt, nach Freunden und Feinden beim Löschen?
Dieses wäre gesagt — und nun für immer geschieden!"
Aber der Tischler versetzt: „Das nenn' ich von oben gesprochen;
Doch ich glaube dir nicht, und wär' ich, wie du mich schilderst,
Würd' ich erwidern: ‚Mein Held, ich will dich nach Hamburg begleiten,

[1] Nebenform von schnorren, in der Gaunersprache soviel wie „betteln".

Daß du dein Ziel nicht verfehlst‘, ich habe die Zeit und ich werde,
Wenn ich dich bringe, vielleicht noch eine Belohnung erhalten
Aber ich wünsche dir Glück auf allen Wegen und Stegen,
Die du auch wandeln magst, und werde dir sicher nicht nachsehn,
Wenn du dich morgen entfernst, wir haben zusammen getrunken.“
Christian schweigt, er fühlt sich von diesen Worten getroffen,
Doch Magdalena erglüht und ruft: „Ich will es dir sagen,
Was uns treibt, daß du’s weißt! Wir haben für Mittel zur Heirat
Ihnen den Knaben versprochen und fliehen nur darum so ängstlich,
Um ihn nicht geben zu müssen, denn dieses würde mich töten.“
Aber der Tischler lacht und spricht: „Da sieht man aufs neue,
Daß ihr die Welt nicht kennt! Wie könnt ihr Thoren nur glauben,
Daß man euch zwingen kann? Doch nun begreife ich alles!
Hieß es ja doch, sie hätten den sehnlichst erwarteten Erben
Endlich in fremden Landen bekommen und wieder verloren,
Und sie gingen in Trauer! Mich dünkt, ich sehe den Toten!“ —

Rasch nun geht es nach Hamburg, und schon in wenigen Tagen
Sehn sie die Türme der Stadt. Als Magdalena erzittert
Und ihn bittet, sie selbst mit ihrem Knaben im Dorfe
Über der Grenze zu lassen, erwidert Christian ruhig:
„Nein, der Tischler hat recht, uns zwingt kein Gesetz, ihn zu geben
Wie ein verhökertes Kalb. Auch habe ich minder den Richter
Als sie selber gefürchtet, sie schienen mir beide so edel,
Daß ich mich meiner schämte, sowie ich ihrer nur dachte;
Aber da sie uns wirklich wie grobe Verbrecher behandeln,
Hat das alles ein Ende, und ruhig werde ich fragen,

Wenn ich sie sehe, und kühn dabei die Augen erheben:
‚War die Rechnung nicht richtig?‘“ — Sie fühlt sich selber ermutigt
Durch das entschlossene Wesen des Gatten, und ohne zu zaudern
Oder ängstlich zu thun und hin und wieder zu blicken,
Folgt sie ihm in das Thor. Wie jubeln Wilhelm und Anna,
Als die beiden auf einmal die reinliche Stube betreten,
Welche sie jetzt bewohnen. Sie rufen: „Nun haben wir hundert
Thaler mehr im Vermögen, denn diese sind uns versprochen,
Wenn wir verkündigen können, wo ihr euch befindet. Da seid ihr,
Und nun brauchen wir bloß die Thüre zu schließen, so haben
Wir euch selber gefangen! Doch seht, noch brodelt der Kessel,
Und wir wollen uns erst durch einen tüchtigen Kaffee
Für die Hochzeit bedanken, denn sicher seid ihr doch durstig.“
Christian grollt und spricht: „So wurden auf unsere Köpfe
Auch schon Preise gesetzt? Das thut man bei Räubern und Mördern!
Wenn es euch aber gelüstet, das Geld zu verdienen, so haltet
Nicht beim Feuer euch auf und tändelt mir nicht mit dem Knaben,
Eilt, so sehr ihr nur könnt, ich kam, mich selber zu melden,
Und ich hoffe sogar am Galgen vorüber zu kommen.
Manchen Späher bemerkt' ich, und manche verdächtige Schenke
Hab' ich betreten, und doch entging ich den Fallen und Netzen;
Wenn ihr mich heute erblickt, so kam ich aus eigner Bewegung,
Statt mich nach Bremen zu wenden, denn nichts verschloß mir die Straße.“ —
„Wohl dir, daß du es nicht gethan“, entgegnet ihm Wilhelm,
Nur mit Mühe zum Ernst sich zwingend und feierlich blickend,
Denn man hätt' dich in Bremen nicht fortgelassen, die Häfen
Waren alle besetzt, und jeglicher wurde gemustert!“
Christian ballt die Faust, doch Anna verschließt ihm die Lippen
Mit den Fingern und spricht: „Es wäre doch besser gewesen,

Wenn du in irgend ein Netz gegangen wärest, du hättest
Weniger Sorge gehabt, auch würde der Knabe nicht husten,
Denn du flohst vor dem Glück, und haben sie Späher gesendet
Oder Preise gesetzt, so ist das alles geschehen,
Um dir Kunde zu geben, das haben sie selbst mir beteuert,
Daß sie die Schuld dir erlassen, ich weiß nicht, welche sie meinen,
Aber das Gut dir schenken! Nun brauch' nach Belieben die Zunge!"
Christian deckt sein Gesicht mit beiden Händen, ein Zittern
Überkommt ihn, er ist nicht eines Wortes noch mächtig,
Und ein jegliches Glied will reden; endlich beginnt er:
„Nun, so bin ich nicht wert, daß Sonne und Mond mich bescheinen,
Und ich rufe die Flüche, die eben, was sollt' ich's verhehlen,
In die Kehle mir stiegen, als du den Mund mir verschlossest,
Auf mein eigenes Haupt herab und vollziehe sie selber!"
Magdalena jedoch, der längst die Thränen entströmten,
Schließt ihn rasch in die Arme und küßt ihn und zeigt ihm den Knaben,
Dem sie die Händchen gefaltet und dessen verwundertes Lächeln
Über sich selbst und die Mutter sein Rasen bändigt, so daß er
Sich nicht schlägt und zerrauft, wie er wollte, im Wüten der Reue!
Wilhelm ergriff indes den Hut und eilte von dannen.

Aber der Kaufherr sitzt mit seiner Gattin beim Frühstück,
Und sie fragt mit den Augen, doch nicht mit den Lippen, ob wieder
Keine Kunde gekommen. Er spricht: „Es kann ja nicht fehlen,
Daß wir's endlich erfahren, wie sehr sie sich immer verkriechen!
Wär's für den Reichen schon schwer, sich ganz und gar zu verbergen,
Wenn die Grille ihm käme, so kann es dem Armen noch minder

Glücken: er muß sich ernähren und also heraus um die Arbeit,
Und wir wissen's am besten, wie wenig der dürftige Pfennig,
Den sie nahmen für sich, genügt, sie Monde und Jahre
Zu erhalten, so tröste dich jetzt, was du früher beklagtest!"
Sie erwidert darauf: „Und kann der Knabe nicht sterben?
Oder können sie nicht in fremde Länder entkommen?
Nein, ich ängstige mich zu Tode! je länger es dauert,
Um so weniger dürfen wir hoffen, sie wiederzufinden!
Ich vernehme vielleicht, damit mich das Bitterste treffe,
Wo sie erlagen, und kann die Gräber mit Blumen verzieren,
Aber ich werde sie nicht für ihre erduldeten Leiden,
Wie ich hoffte, belohnen, mich wird ein Engel verdrängen,
O, wie werd' ich gestraft! Ich wußte mein Glück nicht zu schätzen,
Wie, wer nie noch die Luft auf Augenblicke entbehrte,
Gar nicht weiß, was sie ist — und aus dem eitelsten Grunde
Hab' ich mit drückender Schuld mir die Seele belastet! Denn nimmer
Wär' ich dem Doktor gefolgt, auch hätt' er's gewiß nicht geraten,
Wenn nicht die thörichte Scham vor anderen Müttern, verbunden
Mit dem sündlichen Neid auf ihre blühenden Kinder,
Mich seit Jahren besessen und in der versuchenden Stunde
Mir das Herz in der Brust verhärtet hätte! Mich quälen
Jetzt die schrecklichsten Bilder, ich sehe die blassen Gesichter
Ausgewanderter Mädchen und Knaben, wie sie mich früher
Oft am Hafen entsetzten, und all die vermessenen Wünsche,
Die ich so lange gehegt im ungeduldigen Busen,
Lösen sich auf in dem einen: Das Kind gerettet zu wissen,
Das ich frevelnd ins Leben gerufen, doch wird's nicht geschehen!"
Da erschallt vor der Thür die laute Stimme des Doktors,
Jubelnd tritt er herein und ruft: „Gefunden! Gefunden!"

Und — er hat sie sogleich durch Wilhelm, der's ihm gemeldet,
Holen lassen — verwirrt und blöde folgen die andern.
Magdalena voran, im Arm den lieblichen Knaben,
Christian hinterher, die Augen zu Boden geschlagen,
Wilhelm und Anna zuletzt, und nur bis zur Schwelle sich trauend,
Jene dem heiligen Paar vergleichbar, diese den Hirten.
Aber die Gattin faltet die Hände und hebt sie zum Himmel,
Preßt dann Mutter und Kind ans Herz und schluchzt: „Ich genieße
Jetzt die seligste Stunde des Lebens durch reichste Erfüllung
Meines heiligsten Wunsches und opfre mit Freuden die andern.
Ja, nun sag' ich mit dir", sie wendet sich innig zum Gatten,
„Unsere Kinder sind die Armen, doch bleibt mir von allen
Dieser Knabe der nächste, denn ihm verdank' ich den Frieden,
Den ich nie noch gekannt, und den die Erde nicht mindert,
Wenn man ihn einmal errang, und selbst der Himmel nicht steigert.
Doch was ist das? Ich konnte bisher vor Thränen nicht sehen!
Diese lockigen Haare und diese blitzenden Augen
Soll ich kennen! Ja! ja! Das ist der Enkel des Jägers:
Herr, ich kann dich verstehn! Du wolltest im Feuer mich läutern,
Darum durft' ich nicht gleich ihn finden! Doch schütztest du selbst ihn
Mit allmächtiger Hand! Für alles sei mir gepriesen!"

Erzählungen und Novellen.

Einleitung des Herausgebers.

Hebbels früheste Erzählungen fallen noch in die Wesselburener Zeit, denn schon 1830 hatte er das schauerliche Nachtgemälde „Holion“[1] verfaßt. Bald darauf, im Jahre 1832, veröffentlichte er in den von seiner Gönnerin Amalie Schoppe herausgegebenen „Neuen Pariser Modeblättern“ die Erzählung „Der Maler“, und im nächsten Jahrgang erschien „Die Räuberbraut“. Es waren tastende Versuche auf einem Gebiet, auf dem Hebbel eigentlich nie Meister geworden ist, und das Vorbild E. T. A. Hoffmanns war unschwer zu erkennen (vgl. die Stelle im Tagebuch vom 9. Januar 1840). Als Versuch zu bezeichnen ist auch die nächste der Novellen, der in der Zeit vom 27. Juni bis 1. August 1835 in Hamburg entstandene „Barbier Zitterlein“ (Tagebuch vom 1. August 1835). Man wird dieser quälenden Seelenanalyse eines Wahnsinnigen kaum Unrecht thun, wenn man in Übereinstimmung mit dem Dichter nichts weiter daran anerkennt als den guten Willen (Brief an Elise ohne genaues Datum, vom Februar 1838. „Briefwechsel“, Band I, S. 65).[2]

Das erste erzählende Werk, vor dem der Dichter Achtung hatte, war die Novelle „Anna“, die er am 9. Juni 1836 in Heidelberg beendete.[3] Ist auch hier gegenüber den früheren Erzählungen ein Fortschritt in der Komposition und im Stil zu erkennen, so ist doch immer noch die starke Abhängigkeit von fremden Vorbildern vorhanden. Nur

---

[1] Neuerdings wieder abgedruckt bei A. Neumann „Aus Fr. Hebbels Werdezeit“ (Zittau 1899, S. 25).

[2] Wie unfertig auch Hebbels Prosastil in dieser Zeit noch war, möge die schwülstige Stelle aus dem 10. Kapitel dieser Erzählung beweisen: „Unglückliches Mädchen, dem Tod und Leben aus einer Quelle fließen: die Liebe, die sich sonst wie ein sanfter Faden durch alle Kräfte und Bestrebungen der jugendlichen Seele schlingt und sie in holder Eintracht zusammenfaßt, ist für dich eine rasende Petarde, die die Grundpfeiler deiner stillen, milden Natur erschüttert und den Abgrund des Lebens vor dir aufwühlt, statt ihn zu verschleiern.“

[3] Den Anstoß zu dieser Erzählung hat nach Kuhs Vermutung Uhlands Ballade „Die Mähderin“ gegeben. Außer einer geringen Ähnlichkeit der beiden weiblichen Charaktere läßt sich aber dafür kaum etwas geltend machen.

ist an Stelle E. T. A. Hoffmanns der Verfasser des „Erdbebens von Chile", Heinrich von Kleist, getreten. Freilich ist hier zu berücksichtigen, daß Hebbels poetisches Naturell von vornherein viel Ähnlichkeit mit dem Kleists hatte. Bei beiden finden wir zuweilen dieselbe Häufung von Gräßlichkeiten, dieselbe atembeklemmende Hast der Darstellung. Beide können in der knappen Charakteristik und den abgerundeten Situationsbildern ihre vorwiegend dramatische Begabung nicht verleugnen. Am 12. Mai 1837 schrieb der Dichter an Elise: „Die Lektüre der Heinrich von Kleistschen Erzählungen hat mich erfrischt und wahrhaft gefördert. So geht es mit allen echten Werken des Genies, sie sind unerschöpflich. Kleist ist, soweit man ein Muster haben kann, mein Muster; in einer einzigen Situation bei ihm drängt sich mehr Leben als in drei Teilen unserer modernen Romanlieferanten. Er zeichnet immer das Innere und das Äußere zugleich, eins durch das andere, und dies ist allein das Rechte."

Um Geld zu verdienen, wollte der Dichter schon in Heidelberg mehrere damals und früher entstandene Skizzen[1] zu einem Bande zusammenstellen oder im „Morgenblatt" veröffentlichen. Keines von beiden gelang dem noch unbekannten jungen Schriftsteller (vgl. die Briefe an Elise vom 1. Ostertag 1836, 3. Mai 1836 und 30. September 1836).

Im folgenden Jahr (1837) trug er sich mit mehreren erzählenden Werken zugleich[2] („Andreas", worin er „neben dem Fratzenhaft Lächerlichen das Schauerlich-Gespenstige" zur Anschauung bringen wollte, „Meister Jakob", „Die kluge Frau", „Der falsche Napoleon"), die aber nur zum Teil oder gar nicht ausgeführt worden sind.

Zum Abschluß oder zur Veröffentlichung kamen in diesem Jahre eine Reihe von Erzählungen, deren Anfänge zum Teil noch in die Hamburger und Heidelberger Zeit zurückreichen: „Die Obermedizinalrätin", „Ein Abend in Straßburg", „Schnock", „Pauls merkwürdigste Nacht", „Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd", „Eine Nacht im Jägerhause", das Märchen „Der Rubin" und das Fragment „Die beiden Vagabunden". Unter diesen hebt sich eine Gruppe („Schnock", „Nepomuk Schlägel") scharf von den übrigen und den

[1] Darunter befanden sich die jetzt verlorenen Stücke: „Herr Weiß", „Johann", „Gertrud". Die beiden ersten hatte er an Dr. Hermann Hauff, den Redakteur des „Morgenblatts" in Stuttgart, gesandt. Wie sich später herausstellte, waren sie dort aber gar nicht angekommen. In dem Brief an Elise vom 3. Mai 1836 wird eine Humoreske, „Das Gastmahl des Geizhalses", erwähnt, die gleichfalls verloren ist.

[2] Vgl. die Briefe an Elise vom 17. Januar und vom 14. März 1837.

früher entstandenen Erzählungen ab. Hier ist der Dichter bestrebt, die behaglich sich ergehende Art und die realistische Kleinmalerei Jean Pauls zu treffen, dessen Werke er in dieser Zeit eifrig las, und auch die übertreibende Charakteristik im „Don Quixote" hat ihn hier in seinem Stil beeinflußt.[1] In überschwenglichen Worten sprach er von Jean Paul: „So ins Unendliche hineingeläutert, so von allem Störenden gereinigt, wie in ihm, ist mir die Menschheit noch nie entgegengetreten. Ich möchte ihn einen Heiligen nennen; einen Heiligen, zu dem beten möchten, die sich gesund wähnen, damit er sie krank mache. So viel Milde bei so viel Vermögen; mit der einen Hand hält er den orbis pictus (das Bild der Welt), mit der anderen gibt er dem hungernden Kinde Brot. Was war das für eine Liebe in dieses Mannes Brust! Gezittert, ja geweint hab' ich — und das kommt mir selten — bei der Leichen- oder vielmehr Verklärungsrede, die er im 3. Teil seiner Vorschule der Ästhetik seinem verblichenen Freund Herder hält. Wenn ich an den denke, so fühlt' ich mich fast nur als Prahler. Wohl der Menschheit, daß in ihm endlich auch das Herz seinen Hohenpriester hat!" (An Elise vom 17. Januar 1837.)[2] Er fürchtete später, daß dieses Vorbild auf den „Schnock", zu dem ihm Jean Pauls Schmelzle die erste Veranlassung gegeben habe, zu stark eingewirkt haben möge (an Elise vom 12. Januar 1839).

Den „Schnock", die umfangreichste von diesen Erzählungen, hatte der Dichter schon in Hamburg (1835) begonnen, in München wieder vorgenommen (an Elise vom 29. November 1836). Daß er die in Hamburg entstandenen Teile, mit Ausnahme der Szenen in der Tierbude und Gesellenherberge, gänzlich umarbeiten müsse, wurde ihm im Dezember 1836 gewiß, und das Finden eines charakteristischen komischen Stils machte ihm in dieser Zeit viel Mühe. Doch glaubte er in jugendlichem Selbstgefühl schon einzelnes „allem, was jemals im Komischen auf deutschem Grund und Boden geleistet worden", an die Seite setzen zu können (an Elise vom 8. Dezember 1836). Am 15. Dezember 1836 hat er die letzte Szene vollendet, doch fehlt ihm noch der Anfang, und im Frühling 1837 war das Werk immer noch nicht fertig. Der Schnock, schreibt er am 11. April 1837 an Elise, sei einmal von Geburt an ein

[1] Die Lektüre von Jean Paul und Cervantes empfahl er im folgenden Jahr (1838) sehr angelegentlich seinem Freunde Rousseau (Brief vom 31. Sept. 1838).

[2] Vgl. auch die Briefe an Elise vom 18. und 19. Dezember 1836, den Brief an Dingelstedt vom 1. April 1852 und „Tagebücher", Band I, S. 57, 59, 86, 104, 119, 132.

Krüppel, dem die Glieder möglichst eingerenkt werden müßten. Im Mai näherte sich die Arbeit ihrem Ende; bevor aber Hebbel den kleinen Roman an Campe absandte, arbeitete er ihn noch einmal völlig um und glaubte nun, ein echt komisches Charaktergemälde geschaffen zu haben (an Elise vom 12. Mai 1837). Doch kam es jetzt noch nicht zum Druck; erst im Jahre 1850 erschien das Werk, illustriert, bei J. J. Weber in Leipzig. Das elegant ausgestattete Werk war mit einem Vorwort versehen, in dem es hieß: „Das kleine Büchlein, welches ich dem Leser jetzt in die Hand gebe, enthält ein niederländisches Gemälde. Wer Raphael und Michel Angelo nicht so lange vergessen kann, als er vor Teniers und Douw steht, der schleudre es augenblicklich an die Wand. Denn es will nur ergötzen, weiter nichts. — Darum ist es aber gar nicht überbescheiden, gar nicht bis zur Selbstverbeugung demütig. Es möchte sich neben Eulenspiegel, Katzenberger und Abraham Tonelli einen Platz erobern und würde überglücklich sein, wenn es seinen gegenwärtigen Prachtrock über kurz oder lang einmal abwerfen und sich auf Jahrmärkten und Kirchmessen in einem Bauernkittel von Fließpapier herumtummeln dürfte. — Übrigens wurde es nicht erst jetzt, sondern bereits im Jahre 1837, und zwar zu München während der unheimlichen Cholerazeit, geschrieben. Es wurde damals von dem Meister des Humors, dem alten Tieck, brieflich mit großer Wärme begrüßt. Ich habe es jedoch, weil es zu üppig ausgefallen war, bei der Herausgabe auf ein Dritteil reduziert und auch den Rest mit Sorgfalt überarbeitet."

Hatte Tieck, dem das Werk noch in seiner früheren romanartigen Fassung vorlag, urteilen können: „Dieser Humor, das gleiche Kolorit, die kecke Sprache und die vielen bizarren und barocken Gestalten Ihres kleinen Romans fesseln mit Wohlgefallen die Aufmerksamkeit"[1], so müssen wir sagen, daß Hebbel seinem Werk durch die stark kürzende Bearbeitung, wie es scheint, arg geschadet hat. Gustav Kühne schrieb ihm (16. Januar 1850): „Sie haben Ihren komischen Roman ‚Schnock' gekürzt. Ich wage nicht zu behaupten, ob Sie daran recht gethan. Ich weiß bloß, daß die Komik im ‚Schnock' erst da, wo sie breit wird, ihre Wirksamkeit entfaltet, in der Tierbude, in der köstlichen, überaus gewichtigen Speisekammerszene. Die erste Hälfte der Erzählung ist trocken, gesucht trocken."

Kühne hat, wie der Dichter selber anerkannte, auf den schwachen

[1] Tieck an Hebbel vom 23. Januar 1839.

Punkt der Erzählung mit Nachdruck hingewiesen. Zu einem „niederländischen Gemälde“ fehlt dem Werk vor allem eine breite Entfaltung des Gegenständlichen, eine charakteristische Zeichnung des Milieus in örtlicher Bestimmtheit und bunter Fülle des Menschenschlags. Nur der Charakter des Schnock, in den Mittelpunkt des Ganzen gestellt, fesselt das künstlerische Interesse. Und auch hier vermißt man eine realistische Motivierung; es ist alles zu sprunghaft, zu unvermittelt. Es fehlt eben auch in dieser Beziehung die Fülle, und die Befürchtung, die der Dichter am Schluß des nicht gerade geschickten Eingangskapitels ausspricht: es möchte ihm vielleicht nicht gelungen sein, „den Mann treu, bis in die Haargewebe seiner Bestimmungsgründe hinein, zu zeichnen“, ist eingetroffen. Abgesehen von diesem Mangel einer strikten Motivierung, ist der Held des kleinen Charaktergemäldes scharf und bestimmt gezeichnet, und seine Physiognomie, „worauf das erste Kindergreinen über empfangene Rutenstreiche versteinert zu sein schien“, schwindet uns nicht leicht aus der Erinnerung. Auch finden sich Stellen von einer derben, höchst wirksamen Komik. Doch ist das Lachen, das sie wirken, mehr ein innerliches, verhaltenes, denn ein fatalistisch-resignierter Zug stimmt die fröhliche Laune des Lesers immer wieder herab.

Mit großer Hoffnung auf Erfolg begann er bald darauf eine zweite größere Erzählung, in der er einen Mann zeichnen wollte, der immer Recht hat, aber niemals in seinen Gründen. „Der Philister“ oder „Der deutsche Philister“ sollte der Roman heißen (an Elise vom 18. Juni und 23. November 1837). Der Dichter hat aber das Werk in einem Augenblick höchster Mutlosigkeit mit anderen Jugendarbeiten ins Feuer geworfen (an Kühne vom 4. März 1850).

Noch vor der Vollendung des „Schnock“ hat er im Frühjahr 1837 das formvollendete kleine Märchen „Der Rubin“[1] geschrieben. Über seine Entstehung berichtet Bamberg in der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ (Band XI)[2]: „Er erzählte mir mehrere Jahre später, daß sich die Idee zu demselben im Hofgarten beim Anblick eines blitzenden Steines entband, den er sofort, gegen den ihn begleitenden Freund gewendet, mit den Worten aufhob: ‚Da habe ich einen Edelstein gefun-

[1] Der Dichter hat das Märchen im Jahre 1849 zu einem wenig gelungenen Märchenlustspiel verarbeitet. R. M. Meyer weist zum Vergleich auf Grillparzers „Traum ein Leben“, ein dem Stoffe nach vielfach ähnliches, aber doch gänzlich anders behandeltes Märchendrama, hin („Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte“, Bd. V [1892], S. 430 ff.).

[2] Vgl. auch Kulke, „Erinnerungen an Fr. Hebbel“, Wien 1878, S. 68 f.

den.'" Die Idee ist, wie Bamberg treffend ausführt, dem Dichter aus eignen Erlebnissen erwachsen, die Idee nämlich, „daß das Opfer des Besitzes, selbst wenn es unwillkürlich geschieht, von irdischen Banden löst". So habe sich in Wesselburen der Dichter dereinst seine geistige Freiheit errungen. Diese Auffassung findet ihre Bestätigung in der Tagebuchnotiz: „Wirf weg, damit du nicht verlierst, ist die beste Lebensregel" („Tagebücher", Band I, S. 35). Der Dichter hielt es für das Beste, was er in München überhaupt geschrieben habe, und meinte, die Idee müsse sich „herrlich für eine Oper eignen" (an Elise vom 11. April 1837).[1]

Die Erzählung „Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd" (1837) hat bezüglich der Charakteristik viel Ähnlichkeit mit dem „Schnock". Auch hier erscheint ein einzelner Charakterzug — die aus Armut entstandene Mißgunst — zum Extrem gesteigert, auch hier haben wir wieder ein Nebeneinander von Situationen, in denen dieser Charakterzug deutlich wird.

„Pauls merkwürdigste Nacht" (1837) und die schon in Heidelberg entstandene Erzählung „Eine Nacht im Jägerhause" gehören wieder zu jener anderen Gruppe von Novellen, in denen ein absonderliches Geschehnis dargestellt wird. Beide, zumal die erste, sind voll von Stimmung, die durch eine Menge kleiner Züge erreicht wird. In der Ausmalung des Geheimnisvollen und Gespenstigen verraten sie wieder E. T. A. Hoffmanns Nachwirkung.

Eine neue Novelle, betitelt „Matteo", begann Hebbel am 18. Oktober 1839, ließ sie dann liegen und vollendete sie am 2. Februar 1841, als sich durch die wieder angeknüpfte Verbindung mit Campe eine Aussicht auf ihren Druck bot (Tagebuch vom 2. Februar 1841). Hier erscheinen die beiden Arten der Erzählungstechnik, denen Hebbel bisher huldigte, vereinigt: ein abnormer Charakter enthüllt sich in einer Reihe von abenteuerlichen Situationen und Handlungen. Hebbel verfährt hier aber nicht mit der nötigen Objektivität der Darstellung, denn er legt dem unter dem Fluche einer entstellenden Krankheit stöhnenden Matteo zu viel von seinen eignen philosophischen Reflexionen in den Mund. Anderseits überwuchert auch die anekdotische Handlung, in der der Zufall eine große Rolle spielt, die Charakteristik, so daß unser Eindruck kein reiner ist. Durch Zufälligkeiten wird Matteo vom Verbrechen zurückgehalten, und als die Gier, sich durch einen Mord zu entladen, auf ihrem Höhe-

[1] Eugen d'Albert hat Hebbels dramatische Gestaltung des Märchens als Text für seine gleichnamige Oper verwendet.

punkt ist, da begeht er halb aus Notwehr einen Totschlag und – züchtigt damit einen Ehebrecher. Der sich überstürzenden Hast der Ereignisse ist der Stil mit seinen kurzen, schlagenden Sätzen charakteristisch angepaßt. Der gräßliche Eindruck des Schlußbildes wird durch das unorganische versöhnende Ende nicht gemildert. Die Novelle mag uns wichtig sein für Hebbels Weltanschauung in dieser Zeit, wo er vergeblich danach rang, die große Frage nach dem Verhältnis des Individuums zum Geschick zu lösen, als Kunstwerk ist sie aus mehr als einem Grunde mißlungen.

Im Jahre 1847 entstand „Herr Haidvogel und seine Familie“ (Tagebuch vom 31. Dezember 1847). Frisch und keck hingeworfen, ungesucht im Vorwurf wie in der Darstellung, ist sie diejenige von Hebbels komischen Erzählungen, deren Reiz man sich mit ganzem Behagen hingeben kann. Der Leichtfuß Haidvogel, der sich trotz aller trüben Erfahrungen seinen skrupellosen Frohsinn bewahrt und ihn sich nicht einmal durch den für die Zukunft drohenden Pantoffel seiner Ehegattin nehmen läßt, ist eine köstliche Charakterfigur, und auch die Nebenpersonen, wie der Wirt und der Bediente des Erbonkels, sind mit ein paar kräftigen Strichen sicher getroffen.

Die kleine Novelle „Die Kuh“ ist die letzte von Hebbels Erzählungen. Er hatte sich, wie er in seinem Tagebuch schreibt, seit seinem Aufenthalt in Hamburg im Jahre 1843 damit getragen, sie aber erst am 18. Januar 1849 vollendet (Tagebuch vom 18. Januar 1849). Der Stoff, wie er in den Zeitungen gestanden hatte, war ihm von seinem Hamburger Freund Janinski mitgeteilt worden (vgl. „Tagebücher“, Band I, S. 321, Anm.). Hier haben wir eine wahrhaft raffinierte Häufung von Ungeheuerlichkeiten auf kleinstem Raum, und es dürfte kaum eine zweite Erzählung zu finden sein, die einen derartig atemraubenden Eindruck hinterläßt. Hebbels zeitweilig ans Licht tretende Neigung zum gesucht Abnormen und Schauerlichen feiert hier ihren höchsten Triumph. Psychologisch fein ist aber der erste Anstoß motiviert, der diese blitzartig aufeinander folgenden Schreckensthaten in Bewegung setzt, und poetisch wertvoll ist auch die unerbittliche Konsequenz, mit der alles geschieht.

In späterer Zeit, während seines Aufenthalts in Kopenhagen, hat Hebbel noch einmal versucht, einen größeren Stoff aus der Geschichte seiner engeren Heimat in der Form des Romans zu bewältigen. Er ist aber über die Vorarbeiten nicht hinausgekommen.

Eine Sammlung von Erzählungen wollte Hebbel schon 1844 herausgeben. In dem Vorwort, das sie begleiten sollte, wies er darauf hin, daß sie zum Teil schon vor acht bis neun Jahren entstanden seien, damit man nicht ein zurückgelegtes Stadium seiner schriftstellerischen Entwickelung für ein erst zurückzulegendes halten möge. Wie er es in seiner Pariser Zeit liebte, hat er dieser Erklärung wieder eine höchst verzwickt geschriebene philosophische Erörterung über das Wesen der Novelle angefügt, worin nur der Satz bemerkenswert ist, daß er „Novellen im alten Stil bringe, solche, die durchaus nur auf die neue, unerhörte Begebenheit und das aus dieser entspringende neue, unerhörte Verhältnis des Menschen zu Leben und Welt gebaut sind, statt auf Herzens- und Geistes-„Zerfaserungen". Aus dieser Ausgabe wurde es aber nichts, und erst 1855 kam eine Sammlung von „Erzählungen und Novellen" Hebbels zum Druck. Sie erschien bei Gustav Heckenast in Pest.

Keine von Hebbels Erzählungen hat den Anspruch, künstlerisch vollendet genannt zu werden.[1] Zudem ist der Dichter hier über die Abhängigkeit von fremden Mustern eigentlich nie hinausgekommen, und eine tiefe Kluft trennt seine Erzählungen von seinen dramatischen und lyrischen Schöpfungen. Immerhin ist ihre Kenntnis nötig, um ein volles Bild von Hebbels künstlerischer Persönlichkeit und von den Grenzen seiner Begabung zu erlangen. Nur aus diesem Grunde bringt unsere Ausgabe eine Reihe der für den Dichter bezeichnendsten Erzählungen. Hebbel ist sich über sein geringes Talent auf diesem Gebiet später selbst nie im Zweifel gewesen. Am 5. Juli 1840 schrieb er an Elise: „Ich bin immer gleich zu Ende; wenn die Gedanken aus sind, ist es mit der Schreiblust gewiß vorbei, und meistens schon viel früher. Deswegen taug' ich auch nicht zum Erzähler, so leicht es mir sonst auch wird, Situationen und dergleichen zu erfinden. Ich komme nie ordentlich in den Gang, alles erscheint mir so unwichtig, so überflüssig, an jeden einzelnen Zug soll sich etwas Bedeutendes knüpfen, und bei solchen Forderungen entsteht kein Bogen." („Briefwechsel", Band I, S. 92.)

[1] Das Beste auf diesem Gebiete hat Hebbel nicht in einem Kunstwerke im engeren Sinn, in einer abgeschlossenen Erzählung, sondern in dem Fragment seiner Selbstbiographie „Meine Kindheit" (1846), sowie in einzelnen seiner Briefe und Tagebucheinzeichnungen gegeben.

Schnock.

Ein niederländisches Gemälde.

Erstes Kapitel.

Zur Einleitung.

In dem kleinen Marktflecken Y., wo sich jeder Reisende gern so lange aufhält, als er muß, nämlich so lange, als die Post ausbleibt, traf ich in den Hundstagen des Jahres 1836 zum letztenmal ein. Der Ort ist einer von denen, wo man nur auf dem Leichenacker erfährt, daß Menschen darin leben, weil eine Reihe ehrwürdiger Grabsteine, die man nicht Lügen zu strafen wagt, versichern, daß Menschen darin sterben. Diesmal kannte ich ihn nicht wieder, und ich würde geglaubt haben, der Postillon sei fehlgefahren, wenn sich nicht der mir unvergeßliche Postmeister, eine lange, dürre, windschiefe Figur, die sich scheu und verlegen in jede Ecke drückt, als ob sie schon durch ihre bloße Existenz zu beleidigen fürchte, aus der Thür geschoben und so meine Zweifel verscheucht hätte. Alle Straßen nämlich, durch die ich kam, waren gedrängt voll von Leuten; kein Fenster, aus dem nicht mehr Köpfe hätten herausschauen wollen, als Platz fanden; auf dem Kirchturm selbst konnt' ich deutlich Hauben und flatternde Shawls unterscheiden, und jedes Gesicht, von der alten, halb erblindeten Bettelfrau an, die sich mühsam mit der rechten Hand auf ihren Stab stützte und mit der linken die Brille aufsetzte, bis zu dem kleinen weißgekleideten Mädchen mit seinen blonden Locken herunter, trug den Ausdruck der gespanntesten Erwartung. „Was gibt's denn", fragte ich den Postmeister, „ist's Jahrmarkt heut?" — „Den 16. hujus gewesen." — „Feiert der Amtmann oder der Stadtpfarrer das Dienstjubiläum?" — „Herr Pastor primarius Rothnagel hat's schon gefeiert und ist an den Folgen des Schmauses gestorben, und unser Herr Amtmann darf in den

nächsten vierzig Jahren an die Ehre noch nicht denken, dazu ist er, mit Erlaubnis zu sagen, noch viel zu jung." — „Gibt's denn Aufstand? Rebellieren die Bürger? Empört sich, was Hosen trägt?" — „Bewahre uns Gott vor Rebellion! Dazu haben wir auch gar keine Zeit, man muß sich tummeln, ums liebe Brot zu verdienen und die hohen Steuern zu erschwingen. Nein, die Sache, es kurz zu vermelden, ist die. Ein höchst gefährlicher Verbrecher, ein Bösewicht, der einen greulichen Diebstahl begangen hat und einer Mordthat fähig gehalten wird, wurde gestern zur Haft gebracht und heute, als ihm der Gefangenwärter das Frühstück in den alten verfallenen Turm bringen wollte, vermißt. Da hat denn der Amtmann die gesamte Bürgerschaft aufgeboten, um ihn wieder einzufangen, und wie man vernimmt, so ist's, wunderbar genug! geglückt. Nun ist man natürlich begierig — —" Der Postmeister unterbrach sich; denn er bemerkte, daß ich schon längst nicht mehr auf ihn hörte, weil ich sonst über die Explikation das Schauspiel selbst versäumt hätte. Ein Zug, abenteuerlicher, als ich ihn je gesehen, kam die Straße herauf. Zuerst, in grellroten Röcken mit messingnen Knöpfen, an der Seite mächtige Säbel, die das Gehen erschwerten und den Mut gewiß nicht vermehrten, zwei ehrenfeste Männer, voll edlen Selbstgefühls', in denen sich ehemalige Unteroffiziere der Reichsarmee, die vielleicht manche Schlacht mit hatten verlieren helfen, und jetzige Gerichts- und Polizeidiener nicht verkennen ließen. Dann, von zwei lahmen Pferden gezogen, ein Leiterwagen, auf dem der Held des Tags, der Triumphator, saß, dreifach gebunden, als ob er ein Herkules wäre und noch etwas mehr. Hinterher die ganze waffenfähige Mannschaft des Fleckens, mit Mistgabeln, Äxten und Beilen, Stricken, genug mit allen möglichen Dingen, die der Leser nicht erwartet, armiert und nicht ohne Stolz zu Frauen und Töchtern aufblickend und sie mit leichtem Kopfnicken, da die Zeit nichts Weiteres erlaubte, begrüßend. Der Wagen hielt; zwei alte Weiber, wovon eine der anderen ihren breiten Rücken, der ihr das Sehen unmöglich mache, vorwarf, fingen an sich zu prügeln, der

Amtmann trat vor mit einem Gesicht, welches halb Fragezeichen war, halb aber auch, der Würde des Amts gemäß, Gedankenstrich. Die Gerichtsdiener machten Front und statteten beide zugleich, also so unverständlich wie möglich, Rapport ab, der Amtmann warf auf den Triumphator einen vernichtenden Blick, den dieser mit seinem ungezogensten Gähnen erwiderte, dann rief er finster aus: „Wo bleibt denn aber Schnock, der Schreiner, daß man ihn beloben, ihm seine Zufriedenheit bezeigen kann?" — „Heda, Meister Schnock, aufgepaßt!" schrieen die Gerichtsdiener, das verdrießliche Gesicht des Amtmanns und den mürrischen Ton seiner Stimme möglichst treu kopierend. Jetzt merkt' ich auf; wer noch nie einen Glücklichen gesehen hat, der betrachte sich einen deutschen Bürger, dem bei irgend einem Anlaß von Gerichts wegen die Versicherung erteilt wird, daß er ein ganzer Kerl sei. Nicht so schnell, als ich erwartet hatte, aber doch schnell genug, um die Stirnfalten des Amtmanns nicht durch sein Zögern zu verdoppeln, trat aus dem Haufen ein Mann heraus, breitschultrig, von gewaltigem Knochenbau, aber mit einem Gesicht, worauf das erste Kindergreinen über empfangene Rutenstreiche versteinert zu sein schien; ein Bär mit einer Kaninchenphysiognomie. Der Amtmann erteilte ihm ein sparsames Lob wegen seiner bewiesenen Herzhaftigkeit, Schnock senkte wehmütig den Kopf und schickte einen ängstlichen Blick zu dem Gefangenen hinüber, der auf seinem Wagen in sanften Schlummer gefallen war oder sich doch stellte, als ob er es wäre. Der Amtmann zog sich in das Heiligtum der Amtsstube zurück, die Gerichtsdiener rissen den Gefangenen von seinem Sitz herunter und schwuren, er solle ihnen nicht zum zweitenmal entkommen, und wenn er auch die Kunst besäße, sich in eine Fledermaus zu verwandeln. Die Menge zerstreute sich, nur Schnock blieb, als hätt' er einen Basilisken gesehen, regungslos auf dem Platze stehn. Der Mann interessierte mich, ich trat zu ihm heran. „Mein Freund", begann ich, „Ihr seid sehr in Gedanken vertieft!" — „Weil ich ein geschlagener Mann bin", gab er zur Antwort. Ich stutzte und

fragte weiter: „Wieso? Wie kommt's, daß Ihr dies eben heut, wo Ihr Euch in so hohem Grade die Zufriedenheit Eurer Obrigkeit erworben zu haben scheint, so lebhaft fühlt?" — „Eben darum", versetzte er heftig; „wer bürgt mir, daß der sich im Gefängnis erdrosselt oder sich mit Glasscherben die Pulsader aufreißt? Gibt's der Herr", er meinte mich, „mir etwa Schwarz auf Weiß, daß diesen heillosen Sünder in der Einsamkeit die Verzweiflung packt? Und darf ich hoffen, daß er außer dem Diebstahl, wegen dessen ihn der strengste Richter nicht zum Tode verurteilen, ja nicht einmal auf zeitlebens einstecken kann, noch eine Mordthat oder ein anderes Halsverbrechen begangen hat?" — „Von wem sprecht Ihr denn eigentlich?" unterbrach ich ihn. „Nun, von wem anders, als von dem Bösewicht, den ich das Unglück gehabt habe zu arretieren. Hätt' ich doch lieber zuvor ein Bein gebrochen! Aber niemand entgeht seinem schlimmen Stern, und am wenigsten ich." — „Ich begreife Euch bei Gott nicht!" versetzte ich. „Für jeden ordentlichen Bürger pflegt es ein Fest zu sein, wenn ein dem öffentlichen Wohl gefährlicher Mensch zur Haft gebracht wird." — „O freilich, wenn er nur nicht selbst die Falle war, in der der Fuchs sich erwischen ließ!" — „Ich dächte, das wäre gleichgiltig!" — „Wahrlich nicht für einen Mann, der ein Haus hat, das man ihm zur Nachtzeit überm Kopf anzünden kann, und der sich gestehen muß, daß sich in sein Fleisch so gut ein Loch bohren läßt wie in anderes. Meint Ihr, ein Kerl, der — Ihr könnt's nicht übersehen haben — auf'm Wagen einschläft, während ihn tausend Kehlen mit den greulichsten Verwünschungen überhäufen, werde sich für die endlose Langeweile, der er im Kerker, und für die Quälereien, denen er in den Verhören entgegengeht, nicht gegen mich Unglückseligen, dem er das alles verdankt, auf seine Weise erkenntlich bezeigen? Was wird diese Kröte zwischen den finstern Mauern des Gefängnisses aushecken, als giftige Rachepläne? Und wann hat man noch gehört, daß einem Bösewicht mißglückt ist, was er sich vornahm? Höchstens kommt man ihm hintendrein auf die Spur; das weckt aber keinen

wieder auf, der einmal mit einer acht Zoll tiefen Wunde auf'm Kirchhof oder sonstwo verscharrt liegt. Dem Schlachtopfer ist's gleichgiltig, ob man den Schlächter zu ihm in die Erde steckt." — „Mir scheint, ein Mann, wie Ihr, kann sich seiner Haut schon wehren; Euch geht, deucht mir, zu einem Riesen nicht viel ab, geschweige zu einem tüchtigen Schläger." — „O", versetzte Schnock mit einem Seufzer, „wie oft soll ich diese vermaledeiten breiten Schultern, diese lügenhafte, großprahlerische Leibesgestalt, womit irgend ein schadenfroher Teufel mich begabt hat, noch verfluchen! Jeder, der mich nicht kennt, glaubt, daß ich Berge versetzen kann. Warum bin ich unglücklich? Weil ich nicht einen Kopf kürzer bin. Wozu trieb mich meine Neigung in der Jugend, was war der Wunsch meiner Wünsche? Schneider wollt' ich werden, darum bat ich meinen Vater; die führen ein friedsames, geruhiges Leben, sprichwörtlich ist's, daß sie keine Kourage haben, man erwartet von ihnen nicht das Unglaubliche. Drang ich mit all meinen Bitten bei dem Vater durch? Junge sagte er, nicht scherzhaft, sondern in grimmigem Ton, bist du verrückt? Du könnt'st bei deinen Knochen und Kräften einen Ackergaul ersetzen, und wollt'st gleich einem Affen, mit gekreuzten Beinen und löschpapiernem Gesicht hinter dem Fenster auf'm Schneidertisch hocken und Zwirn in die Nadel fädeln? Das ist was für Krüppel, für Lahme und Verwachsene, damit komm' mir nicht; du wirst mir, so Gott will! ein braver Schreiner! Natürlich, er war ja selbst ein Schreiner, und das edle Handwerk wär' zu Grunde gegangen, hätt' ich ein anderes ergriffen. Gott vergeb's ihm, meinetwegen; ich vergeb's ihm nicht, höchstens auf'm Totenbett, wo man alles vergibt!" Schnock ballte die Hand. „Aber, lieber Meister", fragt' ich weiter, „warum ließt Ihr den Dieb nicht entschlüpfen, wenn es Euch so bedenklich schien, ihn festzuhalten? Das stand ja doch bei Euch?" — „Keineswegs", erwiderte Schnock, „man ist selten oder nie Herr seines Willens. Ich war den übrigen voraufgelaufen, nicht etwa, um mir ein Ansehen zu geben, sondern um ihnen möglichst bald aus den Augen zu

kommen und bei der Hetze gegen brutale Aufforderungen zum Hülfeleisten gesichert zu sein. Plötzlich, da ich eben den Sprung um ein Gebüsch mache, fährt mir das Teufelswildbret, ich meine meinen Arrestanten, entgegen. Ich schaudre zusammen; denn das laute Hurra, das aus hundert Kehlen hinter mir erschallt, sagt mir's gleich, daß mein niederträchtiges Jagdglück nicht unbemerkt geblieben ist. Dennoch hätt' ich, ohne Rücksicht auf spätere Foppereien und Anzüglichkeiten, dem Kerl gern den Vorsprung gelassen und zu hinken angefangen; aber der war wie unsinnig, statt zu entspringen, blieb er stehen, rollte die Augen, ballte die Faust gegen mich und fuhr endlich damit, als wollt' er ein Messer oder gar eine Pistole hervorziehen, in die Tasche. Da ergriff mich Angst und Grausen; nicht aus Tollkühnheit, wie die herbeieilenden Esel, die mir schon aus der Ferne ein Bravo über das andere zuschrieen, glauben mochten, sondern aus Furcht macht' ich mich über ihn her, rang mit ihm und warf ihn zu Boden. Daß seine Taschen leer waren, wie sich's bei der Visitation fand, konnt' ich nicht wissen, und gegen Schuß und Stich mußt' ich mich sichern." Ein Bursch kam in diesem Augenblicke eilig auf uns zu. „Ich komme schon!" rief Schnock ihm entgegen und machte mir zugleich eine Abschiedsverbeugung. „Ihr irrt Euch, Meister", sagte der Bursch mit unterdrücktem Lachen, „ich suche diesmal nicht Euch, ich geh' auf die Apotheke, um Hoffmannstropfen zu holen, Eure Frau hat Kopfweh und liegt zu Bett." — „So sagst du nicht", versetzte Schnock, „daß du mich gesehen hast. — Wenn die Kopfweh hat", fuhr er, sich wieder zu mir wendend, fort, „ist's goldne Zeit für mich; dann fühl' auch ich einmal, daß ich noch auf der Welt bin. Ihr muß wirklich zuvor das Schlimmste begegnet sein, ehe mir was Gutes begegnen kann; als sie jüngst wegen Zahnschmerz und Backengeschwulst vierzehn Tage lang das Maul nicht öffnen konnte, hatt' ich den Himmel auf Erden." Ich lud Schnock ein, mich ins Posthaus zu begleiten und dort eine Flasche Wein mit mir auszustechen. „Ich weiß mich", sagte ich, als er bedenklich zu

zögern schien, „vor Langeweile nicht zu lassen, und wo find' ich Gesellschaft?“ Er willigte ein, und nicht lange dauerte es, so saßen wir uns auf meinem Zimmer bei gefüllten Gläsern gegenüber. Es gibt untrügliche Kennzeichen, wodurch sich der geübte Trinker von dem angehenden unterscheidet; wenn dieser, während er das süße, flüssige Feuer hinuntergießt, die Augen wollüstig zukneift und in innigem Behagen noch mit dem letzten Tropfen die Zunge erquickt, so spitzt jener bloß ein wenig den Mund, trinkt mit offenen Augen und ignoriert den Tropfen, da er die Erfahrung gemacht hat, daß dieser Nachzügler den Durst, statt ihn zu löschen, nur aufs neue weckt. Schnock, das sah ich gleich, war kein angehender Trinker; er trank das erste Glas nur, um recht bald zum zweiten zu kommen, und an eine Entsiegelung seines innern Menschen, auf die ich mich freute und deretwegen ich ihn eingeladen hatte, war vor Entsiegelung der dritten Flasche nicht zu denken. Ich gab mich gegen ihn für einen geschiedenen Ehemann aus und sagte, ich hätte bloß darum mein Vaterland verlassen, weil mein rachsüchtiges Weib mir ihre sämtlichen Liebhaber, einen nach dem andern, mit Herausforderungen auf den Hals schicke, was mir über kurz oder lang das Leben kosten könne. Diese Eröffnung machte ihn treuherzig, aber eine Unvorsichtigkeit, die ich gleich hernach beging, hätte das günstige Vorurteil, das er für mich zu fassen begann, fast im Keim wieder zerstört. Ich zog nämlich, weil sie mir unbequem waren, meine Taschenpistolen hervor und legte sie neben mich auf den Tisch. Plötzlich (er war schon in recht lebhaften Mitteilungen über sein Märtyrertum begriffen gewesen) stockte der Fluß seiner Rede, er entfärbte sich und sah mich an. Ich bemerkte die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, früher, als ich sie begriff, und bemühte mich, ihrer Ursache auf die Spur zu kommen, aber schneller als all mein Nachsinnen verhalf mir eine zufällige Bewegung meiner Hand zur Aufklärung über den zweifelhaften Punkt. In der Zerstreuung ergriff ich eine der Pistolen, die ungeladen waren, und spannte spielend den Hahn; da sprang Schnock von seinem

Stuhle auf und versicherte mir mit einem Gesicht, welches gegen den Mund die bündigste Protestation einlegte, er halte sich in meiner Gesellschaft für sicher. „Ihr seid's vollkommen, lieber Meister", versetzte ich; „die Dinger da drückten mich, ich führe sie zu meiner Verteidigung auf Reisen bei mir, aber um mich nicht selbst zu beschädigen, lade ich sie nicht, außer wenn ich bei Nebel und Nacht durch dicke Waldungen komme." Zum Zeugnis der Wahrhaftigkeit meiner Relation drückte ich die Pistole, welche ich eben in der Hand hielt, ab. „Ich", entgegnete Schnock, indem er sich wieder mit aller Behaglichkeit niederließ, „würde doch Pistolen und dergleichen niemals mit mir führen; denn davon bin ich überzeugt, wenn die Gefahr wirklich an den Mann herantritt, so vergißt man's entweder, daß man sie hat, oder man schießt beim Abfeuern fehl und reizt so den Menschen, der es vielleicht nur auf einfache Räuberei abgesehen hatte, zu Mord und Blutvergießen." — „Ihr habt nicht unrecht", erwiderte ich, mein Lachen verbeißend, was mir, wenn's mir nur einmal gelingt, immer gelingt, „und da wär's gar möglich, daß man, nachdem man durch die erste Pistole den Mordgedanken erweckte, durch die zweite niedergestreckt würde; ich setze den Fall, daß der Räuber keine Waffe bei sich führt und sich ihrer bemächtigt." — „Freilich, freilich!" versetzte Schnock und trank, sichtlich erfreut, in mir einen Gemütsverwandten gefunden zu haben, zwei Gläser hintereinander. Die dritte Flasche war halb geleert, da stand er rasch auf, trat mit pfiffig-wichtiger Miene vor mich hin und fragte mich: „Sagt mir doch, bin ich eigentlich feig?" — „Es scheint wohl nur so!" antwortete ich, einigermaßen verdutzt. „Gewiß!" versetzte er und nahm wieder Platz, „daß ich's nicht bin, davon, glaub' ich, hab' ich Euch heute den Beweis gegeben. Ich traue Euch nichts Böses zu, bei Gott nicht! sonst wär' ich keine fünf Minuten geblieben; aber, dies könnt Ihr nicht leugnen, Ihr seid mir wildfremd. Ihr ladet mich ein, Euch auf Euer Zimmer zu begleiten und Wein mit Euch zu trinken, jeder andere hätte, und mit Recht, aus Eurer Splendidität Argwohn geschöpft

und die sonderbare Einladung mit Abscheu abgelehnt; ich unterdrücke meinen Verdacht und gehe mit Euch. Ich denke, ich bin nicht feig!" — „Ei, Meister Schnock", erwiderte ich, „wie kommt Euch denn der Einfall, daß Ihr feig wäret?" — „Weil", versetzte er hastig und schenkte sich ein, „weil sie mich alle für feig halten, ja, weil ich, Stunden wie diese ausgenommen, selbst das ganze Jahr hindurch, Gott weiß, woran es liegt! glaube, daß ich's bin." Jetzt verschwand bei ihm die letzte Spur von Zurückhaltung, um so mehr, als er erfuhr, daß ich nicht im Orte bleibe, sondern gleich den nächsten Tag wieder abreise; er machte mich zum vollständigsten Vertrauten seiner Lebens-, d. h. Märtyrergeschichte, und ich erhielt Gelegenheit, in die Mikrologien[1] eines Daseins hineinzuschauen, das mir so putzig vorkam, als ob es gar nicht seiner selbst wegen, sondern zur Belustigung eines größern geführt würde. Ich darf nun freilich nicht vergessen, daß meine Leser nicht, wie ich, gezwungen sind, in dem Marktflecken Y. einen ganzen Tag auf die Post zu warten, und muß darum den größten Teil von Schnocks Mitteilungen für mich behalten; denn bei mir hatten sie nur mit einem alten Kalender, den ich durchblättern, mit den Fensterscheiben, die ich hätte zählen können, zu rivalisieren, was hoffentlich bei keinem meiner Leser der Fall ist. Ich glaube jedoch, daß einiges daraus sie auch in einer weniger verzweifelten Situation ergötzen kann, und bitte sie, wenn ich mich hierin täusche, den Grund nicht in dem Mann und seinen Erlebnissen zu suchen, sondern in meiner Unfähigkeit, ihn treu, bis in das Haargewebe seiner Bestimmungsgründe hinein, zu zeichnen. Um dieser Unfähigkeit möglichst zu Hilfe zu kommen, lasse ich ihn selbst reden.

Zweites Kapitel.

Schnock erzählt.

Fragt man mich, warum ich ein Weib genommen habe, was ich jetzt selbst fürchten muß, so kann ich auf diese Frage vernünf-

[1] Kleinlichkeiten.

tiger antworten als Tausende von Ehemännern, die mein Schicksal teilen. Sie pflegen schmachvollerweise für sich anzuführen, daß ihre Drachen ihnen in Engelsgestalt entgegengetreten seien, als ob dies nicht eben die Natur des Weibes wäre, und als ob es, Adam ausgenommen, der das freilich nicht wissen konnte, da kein anderer ihm seine Erfahrungen vermacht hatte, irgend jemandem zur Entschuldigung gereichen könnte! Solche Thoren darf ich verachten; denn ich habe mich niemals über meinen Hausteufel und das Geschlecht, dem er angehört, getäuscht, und wenn ich dennoch sein Gespons geworden bin, so ist das wenigstens nicht meiner Verblendung beizumessen. Nie wär's mir eingefallen, mich aus eigener Bewegung nach einem Weibe umzusehen, und wer das zu ruhmredig findet, der lasse sich sagen, was ich schon in meinem zehnten Jahre erlebte, dann wird er's begreifen. Ich stand dabei, als meine Mutter meinem Vater die Oberlippe abbiß, weil er nach einem heftigen Zank zu früh auf den Versöhnungskuß drang, ich sah sein Blut stromweis in den Bart rinnen und den Hemdkragen färben. Wer an meiner Stelle hätte nicht schaudernd, wie ich, das Gelübde gethan, niemals wieder einen Menschen an dem Ort, wo er Zähne hat, zu küssen, und wer könnte dies Gelübde halten und sich doch zugleich beweiben wollen? Aber meine jähzornige Mutter bestand, als ich in die Jahre kam, mit Ungestüm darauf, daß ich mich verheiraten solle, sie fragte mich, ob ich ein sonstiges Mittel wüßte, ihr Enkel zu verschaffen, oder ob sie andern alten Frauen in ihren Ansprüchen auf die großmütterlichen Würden und Freuden nachstünde, und darauf ließ sich nicht viel erwidern. Ich mußte mich also in den Gedanken ergeben, daß ich ihretwegen mit irgend einer Person weiblichen Geschlechts früher oder später eine eheliche Verbindung würde eingehen müssen, wenn sie nicht wider Erwarten und Verhoffen früh wegstürbe, und da das letztere nicht geschah, so irrte ich mich hierin auch keineswegs. Zwar zog ich die Entscheidung noch lang' hinaus und feierte noch manchen Geburtstag als Junggesell, worin für mich zu der Zeit, von der

ich spreche, der Hauptreiz dieses Festes lag. Aber als unsre alte Familienkatze verreckte und bald darauf unser Mops an einem Kloß, den er zu heiß hineinfraß, erstickte, da wurde meiner Mutter die Stille, die nun in unserm Hause eintrat, so unerträglich, daß mir alle meine Ausflüchte nichts mehr halfen, und daß sie die entstandene Lücke um jeden Preis mit einer Schwiegertochter ausgefüllt sehen wollte. Auch begünstigte der Zufall sie; denn Jungfer Magdalena Kotzschneuzel, die Stickerin, mietete sich eben damals in unsrer Nachbarschaft ein und wußte sie durch einige wohlangebrachte Aufmerksamkeiten, die sie ihr erwies, namentlich dadurch, daß sie bei einer gewissen Gelegenheit ihren Rat einzog und ihn auch treu befolgte, so sehr für sich einzunehmen, daß ich bald beim Frühstück, beim Mittags- und Abendessen nur noch von ihren Vorzügen reden hörte. „Weißt du, daß Lene keinen Faden am Leibe trägt, den sie nicht selbst gesponnen hat?“ wurde ich des Morgens regelmäßig befragt, und die dritte Tasse Kaffee wurde mir gewiß nicht eingeschenkt, wenn ich diesen schlagenden Beweis der Altmütterlichkeit nicht mit vollen Backen pries. Des Mittags ward mir gewöhnlich mitgeteilt, daß sie einmal einige hundert Gulden aus der Lotterie gewonnen habe, und als ich darauf das erste Mal spitzig bemerkte: „Sie spielt also!“ ward ich mit einem hastigen: „Nein! sie hat das Los auf der Straße gefunden!“ zurechtgewiesen. Des Abends mußte ich mir die Auseinandersetzung gefallen lassen, daß sie sich im Gegensatz zu andern älter mache, als sie sei, weil sie's für eine größere Ehre halte, mit zu den ehrbaren Matronen gerechnet zu werden, als zu den leichtsinnigen jungen Mädchen, deren Klasse sie bei ihren fünfundzwanzig Jahren doch noch angehöre, und daß ein Mann, der das wisse und nicht um sie würbe, ein Narr sein müsse. Da dies alles bei mir nicht anschlug, nahm sie sie plötzlich, ohne mir vorher auch nur ein Wort zu sagen, auf einige Tage zu sich ins Haus, eines Kleides wegen, das geändert werden mußte, wie sie vorgab, das sie aber niemals wieder trug. Ich wußte recht gut, was dahintersteckte, und

suchte mich dem Frauenzimmer von meiner unangenehmsten Seite darzustellen, rasierte mich nicht, trug immer meinen schlechtesten Rock, legte mein Schurzfell niemals ab, war stets mürrisch, als ob ich mit gerunzelter Stirn auf die Welt gekommen wäre, und erwies ihr nicht die kleinste Gefälligkeit, nicht einmal die, ihr den Nähring wieder aufzuheben, wenn sie ihn fallen ließ. Dabei ließ ich es nicht bewenden, ich machte meinen Gesellen, der von Person nicht unansehnlich und im Handwerk geschickt war, auf das Mädchen aufmerksam, ich strich sie gegen ihn heraus, wie sie gegen mich herausgestrichen wurde, ich redete ihm sogar ein, daß sie jedesmal erröte, wenn sie ihn erblicke. Aber beides schlug mir zum Unheil aus; denn Lene stieß sich nicht im geringsten an meinem Benehmen, sie entschuldigte mich gegen meine Mutter, wenn diese mir meine Nachlässigkeit verwies, aufs eifrigste und meinte, wer mit ganzer Seele beim Gewerbe sei, wer darüber nachsänne, wie er hier einen neuen Kunden gewinnen, dort einen abtrünnig gewordenen wieder heranbringen wolle, der könne freilich nicht nebenbei geschniegelt und gestriegelt gehen wie ein Ladendiener und sich auf Höflichkeiten verlegen wie ein Barbiergehilfe; mein Gesell dagegen fing Feuer und rächte sich natürlich später, als ich ihm notgedrungen in die Quere kam, auf empfindliche Weise für meine anscheinende Falschheit. Als Lene unser Haus wieder verließ, war meine Mutter womöglich noch mehr für sie eingenommen wie früher; sie besuchte sie täglich, und auch zwischen ihr und mir entspann sich, so sehr ich auf meiner Hut war, bald eine Art von Verhältnis. Ich konnte nicht aus der Thür treten, ohne sie an ihrem Fenster hinter den Blumen bei der Arbeit sitzen zu sehen, da wurden denn gegenseitige Grüße ausgetauscht, und was läßt sich nicht an Grüße anknüpfen; haben sich doch gewiß noch niemals Leute gestritten und totgeschlagen, die nicht im Anfang „Guten Tag“ zu einander gesagt hätten! Eines Abends ging ich aus; es war schon gegen zehn Uhr, ich hatte einen Sarg gemacht, was für einen Tischler eine so dringende Arbeit ist wie ein Bräutigamsrock für

einen Schneider, und wollte vorm Niederlegen noch ein wenig im Freien verschnaufen. Ich schlenderte, die Pfeife im Munde, an Lenes Fenster vorüber und glaubte mich unbemerkt, da öffnete sie und fragte mich, warum ich denn so eile. Ich blieb stehen und erwiderte, daß ich das selbst nicht wisse. Dann, versetzte sie, möge ich auf einen Augenblick zu ihr hineinkommen, ich habe sie noch nicht ein einziges Mal besucht, und sie könne doch am Ende verlangen, daß das geschehe. Ich konnte hiegegen nichts einwenden und ging auf die Thüre zu, fand sie aber verschlossen. „Ei", rief sie aus, als sie das bemerkte, „ist meine alte Hausfrau schon zu Bette? Nun, steigt ins Fenster, was macht's unter uns?" Der Antrag machte mich stutzig, aber nicht lange, ich dachte: deine Mutter sitzt drüben im Zimmer und sieht's, sie hält dich, kurzsichtig, wie sie ist, für irgend einen Hans Liederlich und die da für — Schnell, wie der hitzigste Liebhaber, stieg oder sprang ich vielmehr hinein. Wie hatte ich mich verrechnet! Lene suchte noch den Schwefelfaden, womit sie ihr Licht anzünden wollte, als mir schon wütend nachgeschimpft wurde. Ich erkannte die Stimme meines Gesellen, der hinter mir hergeschlichen sein mochte. Gewiß war in den letzten hundert Jahren kein Schimpfwort erfunden worden, das mir nicht an den Kopf flog, und diejenigen, die des Geschlechts wegen nicht auf mich paßten, sprudelte er gegen Lene aus. Ich schwieg still, Lene dagegen zündete ihr Licht an und fragte ihn darauf ruhig, ob er ihr Vater oder ihr Bruder sei. Als er dies verneinte, erwiderte sie, dann hätte er auch nichts drein zu reden, wenn er ihren Bräutigam bei ihr fände; denn das sei ich. Dabei umarmte sie mich und sagte: „Nicht wahr, Christoph? es wäre dir ja nie eingefallen, zu einem unbescholtenen Mädchen bei Nacht ins Fenster zu steigen, wenn du nicht die ernsthaftesten Absichten hegtest? Mir wär' es wenigstens nie in den Sinn gekommen, dich dazu einzuladen, wenn ich diese nach den Eröffnungen deiner Mutter nicht hätte voraussetzen dürfen!" Ich schwieg noch immer und schwieg so lange, bis ich fühlte, daß mein Schweigen schon alles entschieden

hatte, und daß es lächerlich sei, nicht darin zu verharren. Mein Gesell zog sich hohnlachend zurück, Lene entließ mich aus der Umarmung, die mir wie eine Falle vorkam, ich näherte mich wieder dem Fenster. Sie aber bemerkte das kaum, als sie mich bei den Rockschößen ergriff und mich fragte, wann wir Hochzeit machen wollten; ob es mir recht sei, wenn es zu Michaelis geschähe, wie die Mutter vorschlage, oder ob ich auf einen andern Tag bestünde. „Vor Allerheiligen[1] laß ich mich auf nichts ein!" versetzte ich fest und bestimmt und sprang, ohne die Gegenrede abzuwarten, mit einem Satz hinaus. Draußen empfing mich mein Gesell mit geballten Fäusten und fiel über mich her. Ich hielt es für meine Schuldigkeit, mich von ihm durchprügeln zu lassen, und ließ ihn gewähren, versuchte jedoch zugleich, ihn über das Ereignis aufzuklären, was freilich nur dazu führte, daß er mich, wenn er seinen Armen ein wenig Ruhe gönnte, einen doppelten und dreifachen Windbeutel nannte und dann wieder mit erneuter Wut auf mich losschlug. Endlich packte er mich gar bei der Kehle und gab sich alle Mühe, mich niederzuwerfen; es hatte den ganzen Tag geregnet, die Erde war kotig, und wer seinen besten Rock trug, wie ich, mußte jede Berührung mit ihr, ausgenommen diejenige, der man nicht ausweichen kann, scheuen. Ich konnte daher nicht länger umhin, dem unsinnigen Menschen, dem ich an Leibesstärke überlegen war, einen Schlag zu versetzen, und gab ihm einen ins Gesicht, hatte es aber kaum gethan, als ich's auch schon bereute; denn ich hatte ihn gerade auf die Nase getroffen, und er stürzte lautlos, wie ein Ochs vor der Axt des Metzgers, zu Boden. Ich glaubte, ein unfreiwilliger Mörder geworden zu sein und verfluchte mein Schicksal; denn ich erinnerte mich von meiner Wanderschaft her eines Falls, wo ein Schmied im Streite einen Schneider durch einen einzigen Schlag getötet hatte, und ich wußte, was meine Faust vermochte, wenn ich ordentlich damit ausholte. Ich schwur dem Himmel, noch

[1] In der römisch-katholischen Kirche ein Fest zu Ehren aller Heiligen und Märtyrer am 1. November.

denselben Abend, falls es verlangt würde, mit Lene Hochzeit zu machen, wenn er den Menschen wieder auferwecke; ich schwur dem Menschen, das Mädchen mit keinem Auge mehr anzusehen, wenn er von selbst wieder aufstehe, und ich wurde mir des Widerspruchs zwischen beiden Schwüren gar nicht bewußt. Ich fing an, mich nach Dingen zu sehnen, wornach sich wohl noch nie jemand gesehnt hat: nach einem Lümmel aus dem Munde meines Feindes, nach einem Hungerleider, ja nach einer Ohrfeige und einem Fußtritt. Zuletzt trat ich, um zu erproben, ob noch Leben in ihm sei, ihm derb auf die ausgestreckt daliegende Hand. Da richtete er sich schnell etwas empor und biß mich, um mir den Beweis gründlich zu geben, ins Bein. Es that sehr weh, und ich stieß einen lauten Schrei aus, doch innerlich freute ich mich über diesen Biß. Nun nieste er, sprang auf und drang wieder auf mich ein. Um ihn nicht doch noch totzuschlagen, macht' ich mich auf die Füße und langte verstörter wie jemals bei meiner Mutter an. Sie kam mir auf der Flur mit brennender Lampe entgegen und empfing mich mit ärgerlich-freundlichem Gesicht. „Wo bist du gewesen?" rief sie mir zu, konnte aber ein dumm-kluges Lächeln nicht unterdrücken, woraus ich sah, daß ich die Frage nicht zu beantworten brauchte. Ich zeigte auf mein blutendes Bein und sagte: „Gott vergebe dir, was du an mir gethan hast!" Dann ging ich, ohne ihr weiter Rede zu stehen, in meine Schlafkammer, riegelte mich ein und öffnete ihr nicht einmal die Thür, als sie mir altes Leinen zum Verband der Wunde brachte, sondern zerriß zu diesem Zweck in meiner Erbitterung ein ganz neues Hemd. Übrigens schlief ich in der auf diesen Abend folgenden Nacht besser, als man vielleicht erwartet, was ich dem Umstande beimesse, daß es bis Allerheiligen noch ein volles Vierteljahr hin war. Wer es, wie ich, so lange Zeit vorher weiß, wann er in den Ehestand eintreten muß, der wird, wenn er nicht ganz und gar auf den Kopf gefallen ist, nicht blindlings hineinrennen wie der Fuchs in die Falle, er wird mit Umsicht und Bedächtigkeit zu Werke gehen

und jede Vorsichtsmaßregel ergreifen, die dem Menschen in solcher Lage zu Gebote steht. Mein Erstes gleich nach dem schauerlichen Verlobungsabend war, meiner Braut die Überzeugung beizubringen, daß es mir an körperlichen Kräften nicht mangle. Ich trug, wenn ich sie bei meiner Mutter oder sonst in der Nähe wußte, dicke Balken, rammte ohne Beihülfe des Gesellen mit großer Mühe Pfähle ein, ja, eines Nachmittags schleppte ich die ganze schwere Hobelbank von Eichenholz auf dem Rücken fort, was eine Pferdearbeit war. Ebenso stellt' ich mich bei schicklichen Gelegenheiten, als ob ich sehr hitzigen, auffahrenden Temperaments wäre; als mich einmal eine Mücke ins Gesicht stach, fluchte ich barbarisch und versetzte mir, anscheinend der Mücke wegen, einen so grimmigen Schlag auf die Nase, daß Blut floß; auf eine Maus, die eines Morgens in der Küche, wo Lene meiner Mutter beim Gänserupfen half, zum Vorschein kam, fuhr ich mit einem Lärm los, daß beide Frauenzimmer laut aufschrieen, und gleich darauf dreht' ich einem schreienden jungen Kätzchen, das ich getreten hatte, den Hals um, wobei es mich stark kratzte. Mehrere Male stieß ich einen alten Bettler, nachdem ich ihm zuvor heimlich einen Schilling zugesteckt, damit er es sich gefallen lasse, zur Thür hinaus; meinen Lehrjungen schalt ich einst, noch vor dem Frühstück, einen Ochsenkopf und drohte ihm, ich wolle ihn hinterm Schornstein aufhenken, worüber der kleine Knirps so erschrak, daß er mir selbst leid that. „Bist du so voll Galle?" fragte mich Lene, mir die Hand drückend, als ob's ihr sehr gefiele. „Wie man's nehmen will!" versetzte ich kurz und ließ ihre Hand los. „Du bist ja ein ganz anderer auf der Wanderschaft geworden", sagte meine Mutter, „früher warst du fromm und sinnig wie ein Lamm!" — „Jedem Menschen wachsen die Zähne!" erwiderte ich und pfiff einen Galoppwalzer. Ich kam zuletzt ordentlich in die Gewohnheit hinein, der Ton meiner Stimme nahm etwas Rauhes an, und meine Gebärden wurden verwegen. Ich glaube auch noch immer steif und fest, daß ein Mensch an Herzhaftigkeit und Geistesgegenwart

gewöhnt werden kann, wie z. B. an Reiten, Springen und Schwimmen, nur muß man ihn von früh auf dazu anhalten; angeboren ist's keinem, jeder hat sein Leben lieb. In meiner Jugend geschah das nicht; ich durfte nicht an den Bach gehen, denn meine Mutter fürchtete, ich möchte ertrinken; wenn ich mit andern Knaben spielte und etwas schnell lief, so rief sie mir zu: „Stoffelchen (sie nannte mich bis in mein sechszehntes Jahr, wo ich's mir ernstlich verbat, immer Stoffelchen), nimm dich in acht, daß du nicht fällst und dir den Kopf zerschlägst"; als ich einmal auf unsern kleinen Kirschbaum zu klettern versuchte, riß sie mich bei den Haaren wieder herunter. Ja, hätt' ich nur noch in meinem zweiundzwanzigsten Jahr, wie so viele meiner Kameraden, Soldat werden müssen! Dieser beständige Umgang mit geladenen Gewehren, dies Handhaben scharfer Bajonette, diese Furcht vor dem Unteroffizier, diese Angst vor Foppereien, die nicht ausbleiben, wenn man nichts Männliches an sich hat: dies alles hätt' aus mir einen Kerl gemacht, der so gut wie jeder andere sich in Wirtshäusern den Knebelbart gestrichen, grimmige Blicke wie Kugeln verschossen und ohne Anlaß mit geballten Fäusten auf den Tisch geschlagen hätte. Nun, es hat nicht so sein sollen, und hat Gott mir bis hierher geholfen, so wird er mir auch bis an mein seliges Ende helfen.

Auf Lene machte dies freilich Eindruck, aber er war anderer Art, als ich beabsichtigt hatte. Statt vor mir wie vor einer gefüllten Pulvertonne zurückzuschaudern, schien sie immer mehr Geschmack an mir zu finden; ich glaube, ich hätte der Teufel selbst sein können, und ihr wär's recht gewesen, sie mochte sich's zutrauen, selbst den Teufel zu bändigen. So war mir's denn ziemlich gleichgültig, als der Plan, den ich eines Sonntags nachmittags (Sonntags mußt' ich sie spazieren führen) auf einen großen, uns begegnenden Pudel baute, zu Wasser ging. Sie hatte mir nach ihrer Unart eben ins Ohr gesagt: „Ich hab' dich doch recht lieb, Christoph!" — „Der Pudel da", dacht' ich, „soll dich von der verdammten Liebe etwas kurieren und dir

einigen Respekt vor deinem künftigen Mann einflößen; ich will dir's zeigen, daß ich's nicht bloß mit Mäusen und Kätzchen aufnehme, sondern, seines giftigen Gebisses ungeachtet, auch mit einem Hund." Also schritt ich, ohne ihm, wie sonst, auszuweichen, frisch auf den Pudel zu. Es war eine drückende Hitze; der Pudel, halsstarrig aus Faulheit, verfolgte, zwar noch nicht knurrend, aber doch schon frech und unverschämt zu mir aufblickend, in gerader Linie seinen Weg. Lene wollte ausbiegen. „Ei was!" rief ich, sie festhaltend, „du wirst doch den niederträchtigen Köter nicht fürchten?" Ich holte wie vom Teufel besessen mit dem Spazierstöckchen aus zum Schlag. Der Pudel zieht sich nicht zurück, herausfordernd die Zähne fletschend, sieht er mich an. Gereizt schlage ich wirklich zu. Sollte man's glauben? Die aufsätzige Bestie schnappt mir nach den Waden, statt sich auf die Flucht zu begeben. Da überwältigt mich meine Natur, ich reiße mich von meiner Braut los und springe über den Graben. Scham ergreift mich, als ich mir des unwillkürlichen Ausreißens bewußt werde, ich wage kaum, mich umzusehen. „Die Gefahr ist vorbei!" ruft laut lachend Lene mir zu; zu meinem großen Ärger bemerke ich, daß sie den Hund richtig mit Steinwürfen vertrieben hat und ihm, mir zum offenbaren Hohn, noch einige nachsenden will. „Liebes Kind", sag' ich, „nimm dich in acht, bedenkst du denn nicht, daß wir in den Hundstagen sind? Er ist ja toll!" — „Was?" ruft sie, plötzlich erschreckend, aus und läßt ihre Steine zu Boden fallen. „Allerdings", versetze ich und kehre wieder an ihre Seite zurück; „bemerktest du nicht, wie ihm der Schaum vorm Maul stand, wie er den Schwanz zwischen die Beine klemmte, wie häßlich rot seine Augen waren, welch unnatürlich Gelüst er zum Menschenfleisch trug?" In diesem Augenblick ging der abscheuliche Pudel, heiß, wie er vom Rennen sein mochte, zu Wasser, mich in seiner tierischen Dummheit Lügen strafend. Doch Lene ward es nicht gewahr; sie schoß einen wütenden Blick auf mich, den ersten, wenn mir recht ist, und rief mit vor Zorn und Schreck fast erstickter Stimme: „Und

das sagtest du mir nicht gleich?" Wunderbar ist meine Gabe, die Lüge spitz zu kriegen, wenn's darauf ankommt, mich herauszulügen. „Kind", antwort' ich und pflücke für sie, um mich ihren gleich zwei geladenen Pistolen auf mich gerichteten Augen zu entziehen, am Rand des Grabens ein Vergißmeinnicht, „konnt' ich's denn wissen, daß du's nicht gelesen hast, was im Kalender über tolle Hunde steht?" – „Nun", erwidert sie mit der ihr eigenen, unweiblichen Gefaßtheit und steckt die Blume, die ich ihr galant überreiche, an die Brust, „den Hals hat's ja nicht gekostet. Hoffentlich hast du bei dem kühnen Sprung die Knochen nicht verrenkt?" Dies war Spott, ich merkt' es gleich und antwortete nichts.

„Im Wein ist Wahrheit!" sagt das Sprichwort. Es gilt aber nur von der einen Hälfte des menschlichen Geschlechts, von der männlichen; die Weiber beichten niemals, auch nicht dem Wein. Das hab' ich noch an demselben Sonntag erfahren. Mit List bracht' ich Lene in den Hinckeldeyschen Garten. „Wir können dort Kaffee oder Thee trinken", sagt' ich, ich wußte aber wohl, daß außer Wein, Rum und ähnlichen Mauerbrechern nichts zu haben war. Als der herbeigerufene Kellner dies erklärte, stellt' ich mich verwundert und sah Lene mit einem verdrießlichen Gesicht an. „Nun", sagte sie, „so laß Wein bringen, aber für mich Wasser dabei." — „Herrlich geht's", dacht' ich und rieb mir vergnügt die Hände; dann bestellt' ich Vierundachtziger, der, wie ich wußte, stark und schnell zu Kopfe stieg, auch eine reichliche Portion Zucker; denn durch den verführt man die Weiber am leicht'sten zum Trinken. „Deine Gesundheit!" rief ich, ihr das volle Glas, in das ich viel Wein und wenig Wasser gegossen hatte, hinreichend. Sie wollte es nur halb austrinken, ich ließ das aber nicht gelten, und weil die letzte Hälfte wegen des Bodensatzes von Zucker süßer war als die erste, so ließ sie nicht gar zu lange in sich dringen. Höflich, ich hatt' es erwartet, sagte sie dann: „Jetzt aber auch deine!" Rasch schenkte ich die Gläser wieder voll. „Unmöglich", rief sie, „kann ich's ganz

leeren, mir wird schon so wunderlich!" — „Dann", versetzte ich, „hast du mich auch nicht lieb." Einen Augenblick sah sie vor sich nieder in den Schoß; dann trank sie langsam, mir die Hand über den Tisch gebend (ich saß nicht an ihrer Seite, sondern ihr gegenüber) und mich fest ansehend, das Glas aus. Es ward ihr schwer, das sah ich. „Nun wird sie bald übersprudeln", dacht' ich, „saubere Dinge werd' ich erfahren, aber gut ist's, wenn man's weiß, woher der Wind weht, man kann sich darnach richten." Ich trat ihr wie aus Versehen auf den Fuß und hoffte, sie sollt's übelnehmen; sie hielt's, angetrunken, wie sie war, für ein Lebenszeichen. „'s thut nichts", dacht' ich, „die Bosheit wird wohl zum Vorschein kommen, wenn die Besinnung noch mehr schwindet; schon tritt ihr ein verdächtiges Rot auf die Wangen, ihre Augen schwimmen." — „Aber meine Mutter!" sagt' ich und schenkte noch einmal die Gläser voll. „Ja, deine Mutter", erwiderte sie lebhaft, „aber ich nippe nur ein wenig!" — „Besser etwas, als gar nichts!" dacht' ich und ließ es dabei bewenden. Jetzt sah sie fast gar nicht mehr auf, sondern lächelte in einem fort still vor sich hin. Aufmerksam paßt' ich auf jede ihrer Bewegungen. Recht zur glücklichsten Stunde stellte sich, schnüffelnd im Garten herumkreuzend, ein Pudel ein. „Der wird die Mühle in den Gang bringen", dacht' ich und pfiff dem Hund. Nicht ganz hatte ich mich verrechnet. „Nimm dich doch in acht, mein Schatz", rief sie, sowie sie bemerkte, daß ich den Hund lockte', „er kann toll sein oder es werden." Dabei lachte sie, daß ihr Thränen in die Augen traten. Aber es erfolgte weiter nichts. Aus Unvorsichtigkeit stieß ich die Wasserflasche um, das Wasser, an allen Seiten vom Tisch herabströmend, näßte, bevor sie ausweichen konnte, ihr Kleid ein. „Ach, Herr Jesus!" rief sie und flog von ihrem Sitz auf. „Nun kommt's!" dacht' ich und spitzte die Ohren; doch der Herr Jesus war der bloße Vorläufer eines gutmütigen: „Es thut nichts, es ist ja kein Wein!" Ärgerlich mich in die Lippen beißend, begann ich, auf mich selbst zu schimpfen und mich herabzusetzen. „Ungeschickt", fing ich an, „bin ich wie

ein Schulkind. „Als ich", dies war nicht erlogen, „das letzte Mal zum Abendmahl ging, plumpte ich, solltest du's glauben, vor dem Altar, da ich eben aus dem Kelch nippen sollte, nieder wie ein zu schwer beladener Mülleresel." — „Pfui!" unterbrach sie mich und rümpfte die Nase. „Ja", fuhr ich mit Lebhaftigkeit fort, „als ich das Kind meines Vetters zur Taufe hielt, ließ ich den armen Wurm aus den Kissen gleiten und auf den Taufstein fallen, wo er sich an einer Ecke jämmerlich den Kopf zerstieß." — „Wie? was sagst du?" fragte sie, als ich ihr, verächtliche Blicke, Kopfschütteln und dergleichen mehr erwartend, keck und mit Lüsternheit in die Augen sah. Mit Übertreibungen wiederholte ich die ohnehin nur halb wahre Taufgeschichte. „Ach", seufzte sie, „ich hab' so viel Kopfweh, hätt' ich doch den Wein nicht getrunken!" Ich ward immer hitziger, wie ein Jäger, wenn er oft abdrückt und niemals trifft, und warf mich nun ganz in die Lüge. „In Bremen", erzählt' ich, „stieß ich einem Bäckergesellen, mit dem ich zusammen schlief, nachts beim Umwenden im Schlaf mit dem Ellbogen das Auge aus." — „Das ist ja fürchterlich!" fuhr sie auf. „Du könnt'st ja wohl, wenn du schläfst und träumst, das Haus in Brand stecken!" — „Gewiß!" fuhr ich heuchlerisch-ruhig fort, „nachtwandelnd hab' ich mich in Frankfurt am Main ohne irgend einen vernünftigen Grund einmal erhenkt. Der Strick war mürbe und zerriß; sonst säß' ich hier wohl nicht und tränke auf deine Gesundheit." — „Du treibst Possen!" sagte sie, laut auflachend, und hielt mir die Hand vor den Mund. „Es ist die reine Wahrheit", versetzt' ich mit einem Ernst, dem sie Glauben schenken mußte, „ich bin nun einmal solch ein Unglücksmensch; was mir passiert, passiert so leicht keinem Zweiten." Ich seufzte kläglich, dann fragt' ich schlau: „Nicht wahr, Lene, wenn du gewußt hättest, wie's eigentlich um mich stünde, du würdest dich für einen solchen Mann bedankt haben?" — „So etwas ist freilich schlimm", gab sie zur Antwort, „doch das wollen wir schon kriegen!" — „Wieso? wie meinst du?" fragt' ich schnell und lauernd. „Ach was!" sagte sie,

stand auf und gab mir, warum es mir am wenigsten zu thun war, einen Kuß. Und zu Loch war die Schlange und ließ sich nicht wieder heraustreiben. Nichts erfuhr ich von ihren Tücken und Ränken, nichts von den Plagen und Quälereien, die sie mir in so reichlichem Maße zugedacht; ja, gefallen mußt' ich mir's lassen, daß sie mir, als ob sie so nüchtern gewesen wäre wie sonst, gleich nach dem Kuß ins Ohr flüsterte: „Ich hab' dich dessen ungeachtet doch lieb!" Ich hatte ihr Herz wie einen Wetterkalender aufzuschlagen gehofft und wurde abgespeist mit dem schönen Einband.

An dem Abend jenes nämlichen Tags hab' ich zum ersten- und letztenmal in meinem Leben einen Geist gesehen. Ich sage das nicht, weil ich mir was darauf einbilde, sondern nur, weil es doch immer eine Merkwürdigkeit ist. Es war gegen elf Uhr, da ging ich über den Magdalenen-Kirchhof, um für meine Mutter, die von einem leichten Fieber befallen war, Kamillen zu holen. Man muß nämlich über diesen Kirchhof gehen, wenn man zur Apotheke will. Ich dachte, ich kann's beschwören, nicht an Geister und Gespenster, sondern nur daran, wie angenehm es sein würde, wenn ich erst wieder zu Hause wäre; ich lief, als ob meine Mutter auf den Tod darnieder läge, und sah nicht links noch rechts. Dennoch erblickt' ich plötzlich etwas Weißes, was lang und sonderbar in die Höhe ragte; ich wurde zu Eis, und doch, so ist der Mensch, blieb ich stehen; hätte der Geist mir gewinkt, ich wäre, das glaub' ich, gehorsam wie ein Hund zu ihm herangekommen. Aber er bekümmerte sich nicht um mich, sondern schwebte, ohne nach Art der Geister ein Zeichen oder einen gräßlichen Ton von sich zu geben, langsam, langsam über die Gräber fort. Wird man's begreifen? Erst, wie er verschwunden war, kam mir die eigentliche Angst, da erst fiel mir's ein, wie viel Unheil er mir bei bösartigerer Gemütsbeschaffenheit hätte zufügen können. Kalter Schweiß brach mir aus, nun ich ihn nirgends mehr sah, glaubte ich ihn allenthalben zu sehen, wenn der Westwind mir in den Nacken blies, hielt ich's für einen

Hauch von ihm und erwartete ärgere Mißhandlungen. Als ich das greuliche Ereignis am andern Morgen erzählte, fand sich gleich, wie das denn nie ausbleibt, ein Mann, der den Schlüssel dazu hatte. Der Prahlhans, der versoffene Barbier, der zuletzt im Hospital verreckt ist, wollte nämlich auf dem Magdalenen-Kirchhof (er nannte ihn seinen Garten, weil er daran wohnte) der Abendkühle wegen im Schlafrock und in der Nachtmütze spazieren gegangen sein. Es war dem Kerl bloß um die Ehre, er wollte sich rühmen können, für einen Geist angesehen worden zu sein; man wird's mir aber wohl glauben, daß ich auch im Dämmerlicht einen Barbier von einem Geist zu unterscheiden weiß; denn das ist keine Kunst! Übrigens war selbst diese Geistererscheinung noch nicht das letzte Abenteuer jenes merkwürdigen Tags. Wie ich von der Apotheke zurückkehrte, vermied ich natürlich den mir doppelt unheimlich gewordenen Kirchhof und machte einen Umweg, der mich an einem tiefen Teich vorbeiführte. Wie ich mich dem Teich näherte, kam auf einmal ein Mensch daher gerannt, der, soweit ich beim schwachen Mondlicht darüber klar werden konnte, mit nichts als seinem Hemde bekleidet war und sich höchst sonderbar gebärdete. Bald starrte er ins Wasser hinein, dann sah er zum Himmel empor, endlich brach er in ein wildes Gelächter aus und sprang wie unsinnig in den Teich. „Was soll das?" rief ich ihm in einer wahren Todesangst zu oder vielmehr nach, „nehmt Euch in acht, niemand ist in der Nähe, der Euch wieder herauszieht!" Keine Antwort. Ich schritt bis an den Rand des Teichs vor, das Wasser bewegte sich in großen Kreisen, der Wind flüsterte im Schilf, von dem Menschen war nichts mehr zu sehen. „Ist das Spaß oder Ernst?" rief ich, die Zähne klapperten mir, ich vermochte kaum noch zu stehen. „Heda! Ihr dort unten, steigt herauf!" Stille, wie vorher! „Gott im Himmel! es ist richtig ein Selbstmörder!" brach ich jetzt aus, als ob ich den Menschen bisher für einen Taucher gehalten hätte; „wer ein Christ ist, springt ihm nach und holt ihn mit Gewalt wieder herauf!" Wenig fehlte, und ich hätt' es ge-

than! man hat in solchen Augenblicken ein Gefühl, als ob man's nicht lassen dürfte. Ich nahm auch wirklich einen Anlauf, da aber fiel mir ein, daß er ja jedenfalls schon tot sei, und daß nur ein Narr sein Leben eines Kadavers wegen aussetze. Gedanken anderer Art drängten sich mir auf. „Wer ist's?“ fragt' ich mich. Antwort: „Vielleicht dein Gesell!“ Das kam mir bald äußerst wahrscheinlich vor, und was knüpfte sich nicht alles daran! „Wird man nicht glauben“, dacht' ich, „du hast ihn hineingestürzt? Wird man nicht wenigstens behaupten, daß du, der du ihm fast zur Seite standest, aus absichtlicher Bosheit nichts für seine Rettung gethan hast? Und hat das eine nicht Grund wie das andere?“ Ich sah mich nach allen Seiten um, ob noch außer mir jemand Zeuge dieses Selbstmords gewesen sei, und beschloß, als ich mich des Gegenteils versichert hatte, den Vorfall zu verschweigen, um allen Verfänglichkeiten zu entgehen. Nun entfernte ich mich rasch, ward aber gleich, sowie ich am ersten Wirtshaus vorüber kam, von der schwersten meiner Befürchtungen befreit; denn mein Gesell saß drinnen bei einer Kanne Bier und schwur eben mit lauter Stimme, daß er sich an meinem Hochzeitstage schon vor Sonnenaufgang betrinken und mir jeden Schabernack spielen wolle, der ihm während des Rausches in den Sinn käme. Den nächsten Morgen klärte sich das Ereignis auf. Der kranke Müller war seinem Wärter, dem man schuld gab, daß er fahrlässig gewesen und eingeschlafen sei, entkommen und hatte seinem Leben in einem Anfall von Verzweiflung ein Ende gemacht. Man sagte, er habe vom Krankenbett aus Dinge von seiner Frau gesehen, die er nicht wieder hätte vergessen können. Ich zweifle nicht daran.

Am auffallendsten war mir's, daß Lene jene Heuchelei und Verstellung noch monatelang im Ehestand fortsetzte; gerade so, als hätte sie sich einen Reiter zum Vorbild genommen, der sein Roß, das er hinterher durch Sporn und Peitsche genugsam plagt, beim Besteigen klatscht und streichelt. Nichts konnte im Haushalt geschehen, Schnock mußte erst befragt werden. „Meinst du

nicht, Christopher", hieß es, „daß der Spiegel an jener Wand besser hinge? Ist's dir recht, wenn der rote Koffer seinen Platz verändert? Kann der Lehrbursch wohl einmal flink zum Krämer springen und mir etwas Seide holen, oder siehst du's nicht gern? Liebst du die Pfannkuchen braun gebraten oder nicht?" Anfangs lacht' ich, wenn sie mit dem spitzbübisch-unschuldigsten Gesicht von der Welt Fragen der Art an mich richtete, und sagte: „Geh mir!" Zuletzt aber ging ich auf den Spaß ein, erklärte gravitätisch, wie Könige im Puppenspiel, meinen Willen und ergötzte mich nicht wenig, wenn die Suppe mittags wirklich so auf den Tisch kam, wie ich sie morgens beim Frühstück, wo ich, würdevoll den Großvaterstuhl ausfüllend, meine lächerlichen Instruktionen erteilte, bestellt hatte. Genau weiß ich mich noch des Tags zu erinnern, an dem die Herrlichkeit ein Ende nahm und mein Drache seine eigentliche Natur zum erstenmal hervorkehrte. Es war Mittwoch und Markttag, und ich hatte einem Gesellen die Arbeit aufgekündigt, also Streit mit ihm bekommen, d. h. gelinden, wo man sich bloß gegenseitig die Versicherung gibt, daß man einer ohne den andern leben könne. Ich glaube, alles ist in Ordnung, und freue mich, als mit einem Male der Gesell, da ich eben mein Lieblingsstück: „Wer nur den lieben Gott läßt walten rc." zu pfeifen anfange, vor mich hinspringt, mit geballter Faust auf die Hobelbank schlägt, daß etliches Gerät herunterfliegt, und mit Ungestüm verlangt, ich solle sagen, was ich an ihm auszusetzen habe, er sei nicht von gestern und kenne die Welt. „Der glaubt am Ende", besorg' ich, „du hast ihn im Verdacht der Dieberei"; um ihn zu begütigen, sag' ich: „Die Fensterrahmen dort, die Ihr gemacht habt, können mir unmöglich gefallen, sie sind krumm und schief." — „Ich habe in Hamburg in einer der ersten Werkstätten gearbeitet!" fällt er mir trotzig ins Wort. „Drei Tage!" versetz' ich gedankenlos, aber dem Inhalt seines Wanderbuchs gemäß. „Was? Foppen wollt Ihr mich?" fährt er auf, da soll Euch denn doch — —" er unterbricht sich selbst, doch nur, um den Rock abzuwerfen, dann dringt er

auf mich ein. Ich kenne das Ende einer Prügelei zu gut, um den Anfang abzuwarten, und ziehe mich zurück, erst bis auf den Flur, dann, da er mich fluchend und schimpfend verfolgt, bis in die Küche, wo meine Frau gerade Rüben schabt. Die wirft auf mich einen Blick, daß ich denke, sie wird sich mit dem unsinnigen Menschen vereinigen, um meine Niederlage vollständig zu machen; aber, weit gefehlt, sie ergreift die Feuerzange und wirft sie dem Gesellen, der sich dessen wohl so wenig versah wie ich, an den Kopf; er will nicht weichen, da fliegt ihm die Fleischgabel ans Schienbein, daß er laut aufschreit: „Ein Weib wie der Teufel!" und sich wendet, so daß er der Aschenschaufel, die gleich hinterdrein fährt, glücklich entgeht. Jetzt kehrt sich Lene, zufällig war ich hinter ihr zu stehen gekommen, zu mir um und sieht mich an. „Das war recht", stott're ich, „der Lump, der Hundsfott" — „O", unterbricht sie mich, „bist du auch ein Mann!" und rot wie ein gesottener Krebs, setzt sie sich wieder zu den Rüben nieder, ich schleiche mich fort. Wenige Minuten darauf rief sie: „Hans!" So hieß mein Lehrjunge. „Er ist draußen im Garten", antwort' ich ihr. „So ruf' ihn", herrscht sie mir zu, „aber schnell, er soll für mich aus!" — „Jetzt fängt's an!" sagt' ich, als ich ging, ihren Befehl auszurichten. Ich irrte mich keineswegs; seit jenem Tage hab' ich aus ihrem Munde selten ein freundlich Wort gehört, dafür traktiert sie mich fast stündlich mit Bonbons, wie diese sind: „Ich will's so!" oder: „Du sollst nicht!" oder: „Untersteh' dich's noch einmal!" und dergleichen mehr. Nun, das ist nicht so unbequem, als es scheint; was ich seitdem thue, ist, als ob sie's gethan hat, sie hat von meinem Thun und Lassen mehr Plage als ich selbst, ich bin fett geworden, sie ist mager und dürr geblieben. Ein Spaßvogel sagte, sie könne für mich zur Beichte gehen; gewissermaßen hat er recht.

„Einmal (ich hüpfe in der Dornenhecke meines Lebens von Busch zu Busch) hatt' ich, wie man denn im Trunk so leicht Narrheiten begeht, versprochen, ich wolle meine Frau an einem ausdrücklich dazu festgesetzten Abend tüchtig ausschmälen, so

daß man's draußen unter den Fenstern hören solle. „Wirst du's dir gefallen lassen?" fragt' ich sie beim Zuhausekommen, im Vertrauen auf die gute Wirkung eines offenen Geständnisses und ihren Geiz, „sonst kostet's mir drei Flaschen Wein; denn ich habe gewettet." — „O, gerne, gerne!" erwiderte sie; sie war nämlich, ich wußt' es, weichmütig, weil ihr nachmittags ein Brief die Nachricht gebracht hatte, daß ihr Bruder gestorben sei. Der Abend kam heran, mich befiel ein Zittern, ich verfluchte mich selbst und mein Saufen. Den ganzen Tag hatte in ihrem Gesicht etwas Versteckt-Heimtückisches gelegen; jetzt (sie saß hinter dem Ofen im Großvaterstuhl, aus dem ich natürlich längst vertrieben war) entlud sich's in einem spöttischen Gelächter und in der höhnischen Frage: „Wird's bald?" Deutliches Husten und Flüstern verkündete mir, daß man draußen schon mit Ungeduld harre; dennoch sagt' ich: „Kind, es hat ja keine Eil'!" — „Wie lange soll ich denn warten?" fuhr sie auf. „Pst, pst, Engel!" wisperte ich, „man muß sich ja doch erst besinnen." — „Hätt' ich nur 'nen Hund", dacht' ich, „oder 'ne Katz' zur Hand, auf die würd' ich losfahren, und die da unter der Wand glaubten, es gelte ihr." Lautes Räuspern und in die Hände Klatschen der Saufbrüder bringt mich zur Verzweiflung. Nichts fällt mir bei, über mein Zögern erbost, sieht Lene mich giftig an. „Schlag' der Teufel drein!" fluch' ich und hoffe, dabei in den Gang zu kommen. „Was fehlt dir, lieber Mann?" fragt sie spottend. „Kind", versetz' ich drängend, „schmälen und schimpfieren soll ich und weiß nicht, worüber." Ich wußt' es wohl, aber wer bürgte mir für ihre Gelassenheit, darum sucht' ich alles in einen Scherz zu verwandeln; denn gegen Scherz war sie nicht völlig abgehärtet. „Gib mir einige Gründe an die Hand und dann schlag' die Augen nieder, sonst gelingt's mir nimmer." — „Gut", erwiderte sie, „so sprich mir nach, was ich dir vorsage, aber grimmig, im Ton eines Bären: Ungetreue — —" — „Der Teufel sprech's dir nach", unterbrech' ich sie, „schändlich würd' ich ja wohl lügen!" „Oder", fährt sie fort, „zänkische, boshafte — —" —

„Mäßige dich, Kind!" fall' ich ihr ins Wort. „Willst du bald?" fährt sie auf, und wiederholt: „Zänkische, boshafte Wetterhexe, alter, vermaledeiter Brummkater!" Angst ergreift mich; denn das sind Redensarten, deren ich mich zuweilen im Traum gegen sie bediene. In diesem Augenblick klopfen die da draußen ans Fenster. In der Verwirrung reiß' ich, mich stellend, als ob ich meine besten Freunde für Straßenbuben halte, das Fenster auf und schimpfe wütend heraus: „Hundezeug! verfluchtes Gesindel! was gibt's hier zu horchen?" — „Bravo, bravo, Schnock!" geben sie zur Antwort, Lene schlägt ein Gelächter auf, ich bin wie tot.

Ärger noch — das nicht — aber ebenso arg ging's mir, als ich (unter Dreien hatte gerade mich das Los getroffen) den Pfarrer wegen einer anzüglichen Predigt, die so sichtlich auf uns gemünzt war, daß man in der Kirche mit Fingern auf uns zeigte, zur Rede stellen mußte. Gleich nach der Frühstückszeit (frühstücken konnt' ich nicht) macht' ich mich auf den Weg, die Konsorten, die mir in solchen Dingen wenig trauten, lauerten mir nach. „Hinein mußt du", sagt' ich, mir gewissermaßen selbst den Weg vertretend, ich empfand nämlich ein Gelüst, an der Pfarre vorbeizuschleichen, „sonst kommen die Hinteren dir auf den Hals. Er ist wohl zu irgend einem Kranken geholt oder zu einer Taufe!" denk' ich und öffne die Thür. Statt der Magd (während des Anmeldens verstreicht doch immer, wenn man zu solchen Herren geht, einige Zeit, die man zur Vorbereitung verwenden kann) tritt mir der Pfarrer selbst, eben mit brennender Pfeife aus der Küche kommend, auf dem Flur entgegen. Er sieht mich an, ich ihn. „Schönes Hündlein", sag' ich endlich, mich zu dem Schoßhund seiner Frau, der munter dahergesprungen kam, niederbeugend und ihn streichelnd. „Wollt Ihr nicht eintreten, Meister Schnock?" sagte der Pfarrer und öffnet die Thür seines Studierzimmers. Ich trete ein. „Wollt Ihr Euch nicht niedersetzen?" Ich setze mich. „Und Euer Begehren ist?" frägt er endlich, verwundert und geduldig. „Ich — ich komme!" versetz' ich noch ziemlich deutlich und hörbar, aber da befällt mich

plötzlich das niederträchtigste Stammeln und Stottern, und ich mag mich abarbeiten, wie ich will, ich bring' es nicht weiter als bis zum: „Ich komme — ich wollte — ich sollte —" — „Lieber Mann", fährt der Pfarrer zuletzt, meinen Zustand mißdeutend, auf, „Ihr habt wohl schon getrunken, kommt wieder, wenn Ihr nüchtern seid." Erwünschteres hätte mir in meiner Lage nicht kommen können, als diese Grobheit des Pfarrers, ich nehme schnell meinen Hut und eile fort, froh, daß die Höllenvisite abgethan ist, und mich über ihren Ausfall gegen die anderen nur dunkel, und so, daß sie mich mißverstehen müssen, auslassend.

Dennoch hab' ich trotz der Friedfertigkeit meiner Natur zweimal in meinem Leben Ohrfeigen ausgeteilt, die eine im Finstern, die zweite bei Licht, und beide an meinen leiblichen Vetter, den Stellmacher Vinckel. Auf Vinckel war ich nämlich im höchsten Grade erbost, und dazu hatte ich guten Grund. Wer einmal eine lächerliche Geschichte von mir erzählt, dem reich' ich vielleicht noch, sowie er mir wieder begegnet, die Hand zum Gruß, wenn ich sie ihm auch nicht mehr drücke. Niernhäutl, der Wesselburner Pächter, wird mir's bezeugen. War er's nicht, der's ausschwatzte, daß ich einst vor seinem kalekut'schen Hahn ausgerissen bin, der es aber verschwieg, daß ich's nur der roten Weste wegen that, die ich gerade anhatte? Doch es geschah beim Bier, es geschah eine halbe Stunde nach Mitternacht, und er kam nie wieder auf die Dummheit zurück. Wer es zweimal thut, dem nick' ich zwar noch zu, wenn er mir in den Weg kommt, aber ich huste dabei, um ihm nicht in klaren, deutlichen Worten einen guten Tag wünschen zu müssen; wer sagt denn auch zur Brennessel: wachse und gedeihe! Wer aber gar nicht aufhört, wer, sowie er zu einer Kindtaufe oder einer Hochzeit geladen ist, entweder stumm und dumm da sitzt, wie die Wand, an die er sich mit seinem Rücken lehnt, oder seinen albernen Witz auf meine Kosten Bocksprünge machen läßt der wird mir am Ende so verhaßt, daß sich in mir das Oberste zu unterst kehrt und ich mir Luft machen muß, zumal, da es in der Natur des Menschen liegt, sich so

lange zuzurufen: du traust dir nicht genug, bis er übermütig wird und sich zu viel zuzutrauen anfängt. Das war aber mit Vinckel der Fall, und es kam noch hinzu, daß wir als Verwandte uns überall trafen, daß wir uns gar nicht vermeiden konnten. Er wurde nicht müde, auf den Besuch zu sticheln, den wir beide auf der Wanderschaft in der Tierbude zu Bremen abgelegt, und bei dem wir uns allerdings sehr verschieden benommen hatten; er wie ein unwissender Flegel, der zwischen den lebendigen Ungeheuern drinnen und den gemalten auf der Wachsleinwand am Eingang nicht zu unterscheiden wußte, ich wie ein vernünftiger Mensch, der sich auf diesen Unterschied verstand. Ich muß den Besuch erzählen, damit man sieht, daß ich bei Gelegenheit desselben nichts that, als was jeder andere, der nicht eben ein Vinckel war, auch gethan hätte, und daß ich höchstens wegen meines Fürwitzes, denn ich hätte ja auch fortbleiben können, einen Vorwurf verdiene.

Es war ein heitrer Sonntagnachmittag, und ich ging mit Vinckel über den Marktplatz, wo die Bude stand. Der niederträchtige Tierführer trat eben heraus und verkündigte mit lauter Stimme, die Bestien sollten gefüttert werden, wer es sehen wolle, möge eintreten. Nun hatt' ich unglücklicherweise am Tage zuvor mit meinem Begleiter über jene Tiere gesprochen und ihm, um ihm von meiner Herzhaftigkeit eine gute Meinung beizubringen, gesagt, ich gedächte sie nächstens in Augenschein zu nehmen. „Hörst du", rief er mir zu, „die Tiere werden gefüttert, laß uns hineingehen, es kostet ja nur einen Groschen." — „Ei was", versetzte ich, „morgen ist auch ein Tag, und ob ich sie fressen sehe oder nicht, das ist mir ganz einerlei. Ohnehin hat man sie hier alle ausgestopft auf dem Museum!" Leider hatte der Tierführer, wie denn solches Gesindel immer mäusescharf hört, unser Gespräch belauscht; er trat auf uns zu und sagte: „Meine Herren, morgen mit dem frühsten reis' ich ab, wollen Sie also dies wirklich sehenswürdige Kabinett mit Ihrer Gegenwart beehren, so schieben Sie es nicht auf." —

„Komm, komm", drängte mein Begleiter und zeigte auf das Aushängeschild, „es sind, wie du siehst, zwei Tiger darin, ein Löwe — — — —" — „Die Riesenschlange, das seltene Exemplar eines weißen Bären, die Hyäne und die köstlichen Affenarten nicht zu vergessen!" unterbrach ihn der Tierführer. Der dumme Schlingel glaubte, mich durch Aufzählung all der Scheusale, die in der Höllenbude ihr Unwesen trieben, zum Eintritt reizen zu können, während ich an den beiden Tigern und dem Löwen, deren mein Gefährte erwähnte, schon mehr als genug hatte. „Die Tiger sind wohl noch jung?" fragte ich. „Den Teufel auch", antwortete der Esel, „völlig ausgewachsen und feurig wie in Afrika." Mich schauderte. „Jedenfalls ist diese Boaschlange klein wie ein Regenwurm und wird hinter dreifachem Eisengitter verwahrt?" — „Umgekehrt, lang wie ein Schiffsankertau", versetzte jener, „sie ist in Europa noch niemals größer gesehen worden, und die Kunst besteht gerade darin, daß ich sie mit den Händen aus ihrem Kasten herausnehme und frei hinlege. Treten Sie nur ein, es wird Sie nicht gereuen." Mir war, als ständ' ich vor meinem Grabe. Ganz kleinlaut fragt' ich: „Wie steht's denn mit der Hyäne? Auch so groß wie ein Pferd?" Dummstolz lächelnd erwiderte der Kerl: „Sehen Sie jenen alten, grauen, lahmen Hund, der die Straße heraufwatschelt? Größer ist die Hyäne nie und sieht so unbeholfen aus wie der." — „Was frägst du lange", sagte mein Begleiter, „wir können das alles ja sehen." Ich ließ mich nicht stören. „Es sind doch wohl oft schon Unglücksfälle in Ihrer Bude passiert?" fuhr ich fort, „der Löwe hat sich losgerissen, die Schlange hat Menschen erdrückt? Es kann nicht anders sein. Ich habe im Wochenblatt davon gelesen!" — „Sie sind sehr furchtsam!" versetzte der Tierführer frech. „Gar nicht furchtsam, durchaus nicht furchtsam", fuhr ich hitzig auf, „aber bekannt genug ist's, daß — — " — „Löwen und Schlangen nach Menschenfleisch lüstern sind", hatt' ich sagen wollen, doch der Tierführer unterbrach mich. „Kommen Sie herein meine Herren", sagte er, „ich darf mit der Fütterung nicht länger zögern, die

Tiere sind hungrig." — „Hungrig!" rief ich entsetzt; dann flüsterte ich meinem Begleiter ins Ohr: „Hörtest du das? Die Beester sind hungrig!" — „Um so interessanter wird's sein", gab der unverständige Mensch zur Antwort, „komm nur!" Er zog mich mit sich fort, und wenn ich keinen Skandal machen wollte, mußt' ich folgen. Ein widriges Geräusch der unangenehmsten Stimmen drang uns entgegen, ein Gebrüll, Gequäke, Geschnatter, Gepiepse zum Umfallen. Anfänglich macht' ich die Augen zu, bloß, um mich an die Ungeheuer zu gewöhnen. Doch, bald bedachte ich, daß ich mich gerade dadurch den größten Gefahren aussetzen und in die Nähe der schauderhaften Schlange, die ich am meisten fürchtete, geraten könne, und öffnete sie wieder. Mein erster Blick fiel auf die gräuliche Kropfgans, die in wenigen Sekunden einen halben Kessel voll Fische verschluckte und dann in ihren Käfig zurückkehrte. Hu! Solche Tiere sollten billig erst vierundzwanzig Stunden vor dem Jüngsten Tag geschaffen worden sein! Wer würde sich dann aus dem Untergang der Welt noch was gemacht haben! Jetzt wurde ich den Löwen gewahr, der entsetzlich brüllte; schnell wandte ich den Blick, allein nun sah ich die beiden blutdürstigen Tiger, die in ewiger Unruhe in ihren Käfigen auf und nieder rannten und mit den Schweifen an die Stäbe schlugen, daß sie erbebten. Die bunten Farbenringe, die diesen Scheusalen um den Leib laufen, kamen mir, besonders wenn ich blinzelte, wie aufgerollte Schlangen vor, die auch wohl herunterspringen könnten; dabei macht' ich die wenig beruhigende Entdeckung, daß sämtliche Käfige aus Holz gezimmert waren. Auf einmal entstand hinter mir ein grausiger Spektakel; als ich mich umsah, erblickte ich die hohläugige, grinsende Hyäne, die sich vergebens anstrengte, ein Stück Fleisch, welches der Wärter ihr vorhielt, zu erhaschen. Ich beschwor den Menschen, das Tier um Gottes willen nicht zu necken; in frevelhaftem Mutwillen versetzte er aber: „Nur unbesorgt, ich und Bunku verstehen uns!" Zugleich hielt er seinen Mund an das Gitter und rief: „Bunku, einen Kuß!' Schnell wandt' ich das Gesicht ab und erwartete,

im Augenblick Jammertöne und Geschrei, des zerfleischten Menschen nämlich, zu vernehmen. Ich vernahm nichts; statt dessen hörte ich ein sonderbares Geplapper und Geplärr gerade über meinem Kopf, und als ich emporschaute, sah ich eine Menge häßlicher Affen mit ungestalteten Gliedmaßen und weiten Mäulern, die die Zähne fletschten und mich mit Unrat bewarfen. Diese vergnügten mich einigermaßen, da sie klein waren und possierliche Grimassen schnitten; sie wurden mit Äpfeln gefüttert, und ich mußte lachen, so wenig ich auch sonst zum Lachen aufgelegt war, als ich bemerkte, daß einige sich in ihrer Gefräßigkeit das Maul so voll stopften, als ob es eine Vorratskammer wäre. Wie ward mir aber zu Mut, als ich mich zufällig umkehrte und auf einer Kiste, an die ich mich mit dem Rücken gelehnt hatte, die entsetzliche Boaschlange, keine zehn Zoll von mir entfernt, erblickte. Da lag sie, lang hingestreckt, die gräuliche, Blut saugende Bewohnerin der Waldungen eines fremden Weltteils — — ein Sprung, und sie umwand mich, sie zermalmte meine Knochen, sie mästete sich von meinem Mark. Sie zog sich zusammen, ich that einen lauten Schrei und sprang zur Thür. Langhalsige Vögel, Strauße nannte sie der Tierführer, reckten mir hier, als hätten sie's auf meine Augen abgesehen, aus einem Käfig, über den ihre Köpfe hoch hinausragten, die spitzigen Schnäbel entgegen. Ich gab nicht viel um die Nachbarschaft dieser Riesenvögel und näherte mich der Schlange wieder um einen Schritt; kaum aber stand ich still, als mich ein Geklapper ängstigte, welches sich über mir vernehmen ließ. Himmel, gerade über meinem Haupt hing ein Käfig mit einer Klapperschlange. Ich kann es gar nicht beschreiben, wie furchtbar mir dies zwei Fuß lange Tier in seiner ekelhaft-bunten Haut und mit den abscheulichen Tönen, die es von sich gab, vorkam. Starr blickt' ich zu ihr hinauf; plötzlich klopfte mein Begleiter mich auf die Schulter und sagte: „Was ist denn an dem kleinen bunten Ding zu sehen? Gib nun acht, die große Schlange wird sogleich ein Kaninchen verzehren, der Wärter bringt es schon.“ Obwohl mich ohne

Unterlaß kalte Schauder überliefen, konnt' ich mich doch bei diesen Worten eines leichten Lächelns nicht erwehren; der Mensch glaubte, ich betrachtete die Klapperschlange, während ich doch bloß ihren Käfig untersuchte, um mich zu vergewissern, daß sie nirgends durchschlüpfen könne. Als ich mich hiemit noch beschäftigte, gab die Klapperschlange, wie es mir — ich kann mich irren — wenigstens vorkam, ein feines Gezisch von sich; eine weiße Masse fiel mir auf den Rock, und da ich glauben mußte, diese weiße Masse rühre von ihr her, schrie ich laut auf: „Hülfe! Gift! Gift!" Erschreckt sprangen mehrere der Anwesenden auf mich zu; ich, keines Wortes mächtig, zeigte auf den weißen Fleck auf meinem Rock, alle standen mit offnem Munde. Der Tierführer kam gleichfalls herbei; kaum aber hatte dieser meinen Rock angesehen, als er laut auflachte und sagte: „Das Gift kommt von dem unartigen Papagei, der dort oben hängt!" Jetzt wurde das Gelächter allgemein; ich besichtigte die weiße Masse näher und lachte dann selbst von ganzem Herzen mit. „Du bist ja ein wahres Kind", rief mein Begleiter mir zu, „da will ich dir was anderes zeigen." Der Waghals trat zur Boaschlange heran, die eben mit entsetzlicher Wollust, welche ihr sichtlich durch den langen häßlichen Körper zuckte, dem armen Kaninchen das Blut aussog, und berührte sie mit der Hand. Doch, sie fuhr zusammen, als würde sie mit Nadeln gestochen, und Vinckel, der Held, flog so schnell zur Thür wie ich; ich nahm übrigens diese Gelegenheit wahr, ihn, bevor er wieder zur Besinnung kommen konnte, mit herauszuziehen. Als ich mich wieder in freier Luft sah, verdroß mich's doch, daß ich den Bären gar nicht gesehen hatte; ich hätt's um denselben Preis gehabt.

Das war der Besuch. Es war keine Kunst, ihn im Zimmer hinter dem Ofen, wenn man von brüllenden Löwen und zähnefletschenden Tigern so weit wie von Afrika und Amerika entfernt war, zu verdrehen und dabei zum Beweis der eigenen Herzhaftigkeit dem unter dem Tisch auf den Knochenabfall harrenden armen Haushund einen Tritt zu versetzen. Es war noch weniger

ein Wunder, daß mich das verdroß. Als Vinckel es eines Abends wieder gethan hatte und ich im Finstern mit ihm und einigen andern zu Hause ging, gab ich ihm endlich einmal, wie ein gärender Bierkrug den Pfropf abstoßend, einen Derben hinter die Ohren. So wenig hielt er mich trotz der mir zugefügten Beleidigung der Rache fähig, daß er ausrief: „Schnock, man schlug mich, wer war's?" Als ich kurz antwortete: „Kann ich's wissen, wenn du's selbst nicht weißt!" versetzte er: „Nun gut, so tritt du nur beiseite, denn du hast's gewiß nicht gethan!" Ich folgte, heimlich lachend, seiner Weisung, dann rief er: „Wenn einer was erhält, der's nicht verdient hat, so bitt' ich im voraus um Verzeihung!" Nun drasch er auf die übrigen, die verdutzt stehen geblieben waren, wie ein Unsinniger los und bekam natürlich, was er austeilte, mit Zinsen zurück, so daß ich, der ich gelassen, wie die Unschuld selbst, dabei stand, die vollkommenste Satisfaktion erhielt. Aber die Sache blieb bei alledem, wie sie war; denn wenn ihm den nächsten Tag auch ein Zahn fehlte: er ahnte nicht, daß er ihn noch haben würde, wenn er seine Zunge im Zaum gehalten hätte, und ich mußte mich entschließen, das im Dunkeln begonnene Werk bei Licht zu Ende zu bringen, da seine Späße, was ich freilich voraus hätte wissen sollen, auch jetzt noch nicht aufhörten. Ich schleppte ihn daher eines Sonntagabends ins Wirtshaus, machte ihn betrunken — ich selbst war's schon vorher — stellte eine Menge Gläser vor ihn hin, von denen ich glaubte, daß sie ihn am schnellen Hervorkommen hinter dem Tisch hindern würden, schloß ihn zum Überfluß auch noch mit Stühlen ein und sagte dann zum Pächter Niernhäutl: „Es wird hier noch etwas geben!" Er sah mich an und antwortete: „Mit wem denn?" — „Mit dem da!" sagt' ich und warf einen vernichtenden Blick auf Vinckel. „Wer hat denn was mit dem Knirps?" fragte der Pächter, der die Menschen, wie ein Werbeoffizier, nach ihrer Leibeslänge abzuschätzen pflegt, und lachte. „Ratet einmal!" versetzt' ich. Er riet hin und her, es verdroß mich, daß er immer so greulich vorbeischoß, und ich kehrte ihm unwillig den Rücken

zu. Er gab mir einen Klaps an einer unanständigen Stelle; ich zeigte ihm meine geballte Faust und rief: „meint Ihr, daß in der allein keine Kopfnüsse wachsen? Wieviel verwettet Ihr auf eine, die in einer Viertelstunde reif sein muß?" Durch Wetten hab' ich mich nämlich oft in die Kourage hineingehetzt; aber Niernhäutl ließ sich auf nichts ein, sondern sagte bloß: „Wir werden sehen!" — „Gewiß!" versetzt' ich und trat an den Schenktisch. Ich forderte mir ein Glas Punsch, ich ließ noch ein zweites einschenken und trat damit zu meinem Widersacher, der den Kopf ermüdet auf den Tisch lehnte, heran. Er lag völlig schlaggerecht, und ich ging mit mir zu Rate, was ich thun, ob ich die Gelegenheit benutzen oder noch einige Minuten verstreichen lassen solle. „Des Grimms", dacht' ich, „kannst du heut abend nicht genug entwickeln, laß dir Zeit und denk' an alles, was er dir gethan hat!" Da sah ich, daß Niernhäutl verächtlich die Achseln zuckte und seinen Hut suchte. Der mußte Zeuge sein, ich stürzte das zweite Glas Punsch herunter, die Kniee schlotterten mir, aber mit lauter, donnerähnlicher Stimme rief ich, während ich zugleich mit geballter Faust auf den Tisch schlug: „Heda!" Vinckel hatte einen Totenschlaf, er merkte nichts von Ruf und Schlag, und zu meinem Verdruß kam ein einfältiger Aufwärter herbei und fragte, was ich beföhle. Der Flegel hatte meine Herausforderung zum Kampfe für ein Zeichen, was ihm gelte, angesehen. Dies alles brachte meine Wut aufs höchste; ich nahm all meine Kraft zusammen, schlug noch einmal, indem ich zugleich die beiden leeren Punschgläser beiseite schob, auf den Tisch und rief: „Heda!" Jetzt erwachte Vinckel, gähnte unanständig und fragte mich: „Ist's Zeit zu Hause?" Ich suchte ihm durch Blicke verständlich zu machen, wie er mit mir daran sei, als dies aber nichts half und er Miene machte, wieder einzunicken, schrie ich ihm laut entgegen: „Wie steht's mit der Klapperschlange?" Ich meinte jene in der Tierbude. Niernhäutl versicherte mir hinterher, ich sei hiebei zur Leiche erblaßt, ich glaub's herzlich gern, mir war, als läg' ich im Fieber! Vinckel glotzte mich merkwür-

dig verdutzt an; ich aber, noch kühner werdend, wiederholte meine Frage: „Wie steht's mit der Klapperschlange?" — „Sie ist längst verreckt und ausgestopft, sei ohne Sorgen!" war die Antwort, die mich, da ich nun einmal so weit gegangen war, nicht begütigen konnte. Sowie nun Vinckel die auf mich gerichteten Augen nur wieder abgewandt hatte, versetzte ich ihm, mich über den Tisch lehnend, die ihm zugedachte Ohrfeige; dann zog ich mich eilends zurück, griff nach meinem vor dem Fenster stehenden Hut und lief, so schnell es ging — daß ich angetrunken war, sagt' ich schon — der Thür zu. Er aber schrie überlaut: „Was? was ist das?" und ohne sich an das Zerbrechen der Gläser im geringsten zu kehren, warf er den Tisch um und stürzte mir nach. Ich gestehe, das lag außer meiner Erwartung und Berechnung, ich stand starr und machte keine Anstalten, dem Verfolger zu entfliehen. Er faßte mich bei den Haaren und warf mich zu Boden; einige Fußtritte, die ich erhielt, schienen mir ein bloßes Vorspiel des Hauptangriffs. Ich blieb ruhig liegen, und wenn ich an etwas dachte, so war's an meine Frau, der das Unglück ja nicht verborgen bleiben konnte. Endlich wollten der Wirt und der Pächter Niernhäutl mich aufrichten, ich sträubte mich aber aus Leibeskräften dagegen, und gar nicht, wie sie glauben mochten, aus Eigensinn, sondern nur, um Vinckel, dessen Toben und Fluchen nachzulassen schien, vielleicht, weil er mich für tot hielt, nicht durch Aufstehen zu reizen. Doch ihre vereinten Kräfte überstiegen die meinigen, und ich befand mich früher wieder auf den Beinen, als ich befürchtet hatte. Mein erster Blick fiel in einen mir gerade gegenüber hängenden Spiegel. Ich sah, daß ich stark blutete, ich war nämlich beim Niederschlagen auf eine scharfe Kante des Tischfußes gefallen und hatte mich verletzt; schnell wischte ich mir das Blut übers ganze Gesicht und erhielt dadurch ein herzbrechendes Ansehen. In diesem Augenblick wurde Vinckel mich gewahr und ich ihn; er kam auf mich zu, mich übermannte die Furcht, und ich eilte in schnellen Sprüngen aus der Thür. Hier aber glitschte ich aus und fiel abermals zu Boden; das

Weinen war mir nahe, doch Vinckel rief mir zu: „Ei, warum läufst du so vor mir, ich komme ja bloß, um mich wieder mit dir zu vertragen; denn wenn ich's näher bedenke, so hast du so großes Unrecht nicht gehabt, und mich freut's, daß du's endlich fühlst!“ Dabei gab er mir die Hand und richtete mich auf, ich konnte kein Wort hervorbringen, er aber zog mich an den Schenktisch, und wir tranken Vertrag miteinander, was ich gerne that, ob ich gleich dem Frieden wenig traute. „Es thut mir leid“, sagte er, „daß du dir das schändliche Loch in den Kopf gefallen hast!“ — „Das heilt schon wieder!“ versetzte ich höflich und nahm meinen Hut, um mich in der Stille davonzuschleichen. Schon war ich glücklich bis an die Hausthür gekommen, als er mir nachrief: „Willst du zu Haus? Wart', ich begleite dich!“ Die Begleitung eines wilden Tieres, eines Freundes aus der Bremer Bude, wär' mir ebenso lieb gewesen; aber, was war zu machen? In wenigen Sekunden stand er bei mir und nahm meinen Arm. Ich konnte mir nicht viel Gutes versprechen; zu meinem Glück schien der Mond recht hell, auch blies der Nachtwächter schon in den Straßen. Ich faßte Mut, besonders, als es mir gelang, Vinckeln meinen Arm wieder auf sanfte Weise zu entwinden. Ich war meinem Hause bereits nah', da fragt' er mich: „Wie kam dir die Rachsucht aber so plötzlich?“ Konnt' ich was darauf antworten? Ich schwieg still und erwartete das weitere. Er aber — so unausstehlich der Mensch ist, so liegt doch mehr Gutmütigkeit, als man denken sollte, in seiner Natur — er sagte: „Nu, nu, wir wollen nicht weiter davon sprechen“, gab mir die Hand und schied von mir vor meiner Hausthür. Nun galt's. Ich zögerte, die Thür aufzumachen, und ließ langsam mein Wasser. Der Stellmacher kam die Straße wieder herunter; er hatte vielleicht im Wirtshaus etwas vergessen; mir konnt' es aber nicht wünschenswert erscheinen, nochmals mit ihm zusammenzutreffen, und ich trat schnell in mein Haus. „Ist's geraten“, dacht' ich, „sogleich auszuglitschen, etwa über die Kartoffel, die dort liegt, und dich zu stellen, als ob du in deinem eigenen Hause den Kopf zer=

schlagen hast, oder —" Doch, meine Frau, die das Klingeln der Hausthür nie überhört, trat schon aus der Stube, und ich mußte auf etwas Haltbareres sinnen. „Mein Gott, wie siehst du aus?" rief sie mir überlaut entgegen und fügte noch manches hinzu, was ich vergessen haben will. „Wer dich beschimpft, der hat's mit mir zu thun", versetzt' ich trotzig, „hast du eine Tasse Thee für mich? Ich bin stark angegriffen!" Damit wollt' ich in die Stube treten, meine Frau gab's aber nicht zu. „Es ist jemand darin", erwiderte sie, „und du — —" Sie trieb mich in die Küche, wo ich mich waschen und abtrocknen und ihr erzählen mußte, was sich zugetragen habe. Ich log entsetzlich; denn es galt eine ruhige Nacht. „Eine Sau", sagt' ich, „hat er dich genannt!" — „Wer? wer denn?" unterbrach sie mich heftig. „Hast du's nicht gehört?" versetzte ich, „wer anders als der da am Markt, der Stellmacher." — „Der Schelm, der schieläugige Hund, der Nichtsnutz!" schrie sie so laut, daß es mich erschreckte; konnt' ich doch gewiß sein, daß die Nachbarn das alles auf mich beziehen würden, obgleich ich keineswegs schiele. Dann ballte sie die Hand und rief: „Wart! sein Weib ist drinnen, und er wird sie abholen; kommt er, so soll ihn —" In diesem Augenblick ging die Hausthür, und an den raschen Tritten erkannte ich Binckel auf der Stelle. „Da ist er schon!" kreischte sie und wollte ihm entgegenstürzen. Ich vertrat ihr den Weg und sagte: „Lene, soll's Straßenlärm geben? Bedenke, daß es spät ist, und daß sich morgen auch etwas abmachen läßt!" — „Laß mich los, laß mich los, oder —" Sie ergänzte ihre Rede durch einen Stoß auf die Brust, den sie mir beibrachte. Ich aber (ich hatt' ihre Hand gefaßt) hielt sie, kaum wissend, was ich that, fest. „Ich hab' dich ja schon gerächt", stotterte ich, „er hat Abbitte gethan, und ich hab' ihm vergeben." — „Was? Was hast du gethan? Ihm vergeben?" Sie vergaß sich so weit, mir einen Schlag ins Gesicht zu versetzen; ich verfluchte meine Lüge, und doch konnt' ich mich nicht überwinden, sie zu widerrufen. „Ich bitte dich, Weib, thu mir zum erstenmal einen Gefallen — —" Meine

Bitten halfen nichts, sie riß sich los und stürzte in die Stube hinein. Ich stieg zu Boden und stellte mich hinter den Schornstein. Droben konnt' ich denn alles deutlich hören. Erst ein mörderliches Schimpfen; dann kam's zur Balgerei, und Binckel (wer an meiner Stelle hätt' einige Schadenfreude unterdrückt?) schrie mehr als einmal: „Kratzt mir nur kein Auge aus, ich hab' nur zwei!" Endlich flogen fast zugleich Stuben= und Hausthüre auf, und Binckel samt seiner Frau, die sich unkluger=, obgleich natürlicherweise mit in den Handel gemischt hatte, hinaus. Ich hatte alle Ursache, mit meiner Lene zufrieden zu sein; denn in der Wut hatte sie Binckels Frage, was er ihr gethan, zu meiner unsäglichsten Freude mit einem spöttischen: „Er wiss' es wohl selbst" beantwortet. „Der glaubt sicher", dacht' ich, als ich wieder vom Boden herunterstieg, „es ist aus purer ehelicher Liebe, wegen deiner Kopfwunde, geschehen; das schadet nicht!" Übrigens hat Binckel die Tierbudengeschichte seit jenem Abend wirklich niemals wieder aufgerührt, und es ist schwer zu sagen, ob er das aus Respekt vor meiner Lene oder vor mir selbst unterläßt. Freilich kam dabei für mich nicht viel heraus; denn die Schulkinder wußten sie schon auswendig, aber das muß ich doch zu seiner Ehre anführen, wenn man ihn jetzt zum Zeugen aufruft, so antwortet er mit einem Schlag!

Sollte sich's ein Christenmensch vorstellen, daß ich einmal nahe daran war, aus Zaghaftigkeit, die mich abhielt, zur rechten Zeit mit einer ablehnenden Erklärung einzuspringen, ein Mörder und schnöder Giftmischer zu werden? Ich sitze eines Abends im „Goldenen Schaf" hinter dem Tisch und denk' an nichts Arges, an gar nichts nämlich; da tritt ein Fremder, wunderlich, sonst gut gekleidet, herein, fordert sich Wein und setzt sich zu mir. Er begrüßt mich und sieht mich mit einem Blick an, als ob er mich gut kenne. „Das ist", denk' ich, „wieder ein Bekannter und Herzensfreund, dessen Gesichtszüge und Namen nichtswürdigerweise deinem Gedächtnisse entfallen sind; lächle wenigstens und stell' dich erfreut übers glückliche Zusammentreffen." Ich thu's,

und wirklich ist bald zwischen uns ein Gespräch im Gange, wie zwischen alten Bekannten, obwohl wir's, wie ich denn doch merke, nicht sind. Wir sprechen über allerlei Unglücksfälle, wie sie sich zutragen; ich erzähl' ihm von einigen, die sich im letzten Jahr erhängten und sonst entleibten; dann kommen wir aufs Einschlagen des Blitzes bei Gewittern und darauf, daß solch ein Feuer gar nicht zu löschen ist. „Ja", seufz' ich, „die Welt ist ein Jammerthal, man muß sich wundern, daß man bei all dem Elend doch über die Vierzig hinauskommt." – „Leute wie Ihr", entgegnet er, „können's wohl aushalten; denn, wie das Schäfchen auch sei, ist's nur ins Trockene gebracht, so gibt's Milch und Wolle, aber unsereiner — —" Nichts ist mir verdrießlicher, als wenn man mich für einen Glückspilz hält, für ein Sonntagskind, dem jeder Wind in die Segel weht; unmutig unterbrech' ich den Fremden durch die Frage, wer und was er denn sei. „Ich bin ein Kammerjäger", versetzt er mit unbeschreiblicher Aufrichtigkeit, „und also in jetzigen Zeiten, wo das Ungeziefer so schläfrig und langsam heckt, als ob sich's erst trauen lassen müßte wie verliebte Menschen, von Haus aus ein geschlagener Mann." Auf Kammerjäger hab' ich von jeher wenig gehalten, zumal auf solche, die, wenn sie einem anständigen Bürger begegnen, statt die Augen demütig niederzuschlagen, ihn frech anstieren und wohl gar grüßen, ja, einen Diskurs anknüpfen; ich hab' sie eigentlich mehr verachtet als Bettelvögte; solch eine Antwort, die ein Prinz, der sich zu erkennen gibt, nicht zuversichtlicher hätte vorbringen können, mußte mich also billig befremden. „Wagen sich Leute der Art ins Goldene Schaf?" denk' ich und werfe auf den Fremden, der ruhig, als ob noch alles zwischen uns beim alten wäre, seine Pfeife ausklopft, einen Blick, wie etwa unser Amtmann auf mich, wenn er an mir vorbeireitet. Doch sag' ich zugleich zu mir selbst: „Laß den Menschen heut abend den Standesunterschied nicht empfinden; morgen, wenn er die Rattenjagd anstellt, weiß er sich ohnehin zu bescheiden." — „Nun, was sagt Ihr zu meinem Metier?"

fragt' er dann. „Beneidenswert ist's wohl nicht", erwidere ich, „aber vermutlich hat's Euch am Heiraten verhindert, und das ist doch auch für etwas anzuschlagen." — „Drückt Euch der Schuh da", versetzt er höhnisch, „nun, das ist das Schicksal in Mausgestalt." — „Narr!" hätt' ich ihm gern grob geantwortet, „versuch's erst einmal, wie ich, dreiundzwanzig Jahre, dann reiß' elende Witze." Doch unterlass' ich's; denn man muß sich gegen Fremde nie zu weit herauswagen. „Wenigstens denk' ich", fährt er fort, „ein Unglück, was den Menschen zum Kapaun herausfüttert, kann so groß nicht sein." Dabei streicht er mir mit unangenehmer Zudringlichkeit über den Bauch. Gereizt versetz' ich: „Eben darin kann das Unglück liegen; meint Ihr, daß ein Mann, der durch Schläge fett wird, sich über seine niederträchtige Natur freut? Zum Teufel! ist's denn unverschämt, wenn man für ewiges Plagen, für Ärger und Verdruß ohn' Ende ein sieches, Mitleid erregendes Gesicht und einen baufälligen Körper verlangt, der einen nicht durch hämische Dicke Lügen straft, sobald man einmal das Herz ausschütten will? Ich frage noch einmal, ist's unverschämt?" — „Ist Euch das Weib zuwider", gibt er zur Antwort, „so schafft's ab. Pah!" Dabei jagt er den Dampf durch die Pfeife, daß er bald mit seinen gelben Katzenaugen dasitzt wie ein Hexenmeister, wenn er den Bösen beschwört. Ich entgegnete: „Wenn Euer Hund da (ich zeigte auf seinen großen, schwarzen, mit langen Zottelhaaren, der sich mir mit einer Frechheit, als ob er auch Kammerjäger wäre, gerade vor die Füße gelegt hatte) bissig ist, so könnt Ihr ihn fortjagen, aufhenken, ersäufen; so ist's aber in Christenlanden nicht mit Eh'frauen." — „Hört, lieber Mann", sagt er mit geheimnisvollem Gesicht und greift nach meiner Hand, die ich unglücklicherweise aus der Tasche gezogen, „Euch ist zu helfen, nämlich, wenn Ihr Mut habt." Der Teufel hat Mut genug, einzugestehen, daß er keinen hat. Ich bejah' es nicht direkt, aber ich werfe mich in die Brust, trommle auf den Tisch und zwinge mir einige verwegene Blicke ab. „An gewissen grauen Pulvern, die ich bei

mir führe", flüstert er mir nun mit schrecklicher Stimme ins Ohr, „verrecken nicht bloß Ratten." Er nickt mir zu und drückt mir, als ob sich jetzt alles andere von selbst verstände, die Hand; weniger aus Verwirrung, als aus Angst vor dem furchtbaren Menschen, nick' ich auch und erwidere den Druck. „Wir sind also einig", sagt er dann; „nun aber auch keine Silbe mehr, Meister Schnock!" leider hatt' ich ihm meinen Namen vorher schon verraten; „solche Geschäfte", entsetzlich klang mir das Wort, und der greuliche Mensch lachte dabei, als hätte er nicht einen Vergiftungsplan, sondern einen Spaß gemacht, „lassen sich nicht in Wirtshäusern weitläufig besprechen, morgen in der Frühe komm' ich zu Euch. Gute Nacht!" Er steht auf und taumelt. „Gott im Himmel!" denk' ich, „besoffen ist der Kerl auch —"; allerdings war's kein Wunder; denn solange er neben mir saß, hatte er ununterbrochen getrunken — „noch ein Glas —" eben bemerk' ich, daß er sich's einschenken läßt — „so läuft's über, dann hat er, im Rausch geht's nicht anders, gerade so viele Freunde um sich als Menschen, und das erste, was er ausschwatzt, ist der Vergiftungsplan." Richtig gerät er gleich mit dem Wirt in ein Gespräch; mich schaudert. Er läßt was fallen von Krepieren; eiskalt überläuft's mich. Der Wirt schiebt sich die Nachtmütze weiter ins Gesicht und spricht von Gefahr. „Nun ist's heraus!" denk' ich und spüre schon was von Kopfabschlagen im Nacken. Plötzlich klingen Himmelstöne durch von Ratten und von Speisekammer; da wird's mir klar, daß bis jetzt nicht von meiner Lene, sondern vom Ungeziefer des „Goldenen Schafs" die Rede gewesen ist; unwillkürlich falt' ich die Hände, aber gleich darauf fordre ich gebieterisch ein Glas Wein, um die verfänglichen Konferenzen zwischen dem Wirt und dem Fremden durch einen Gewaltstreich abzubrechen. Der Wirt bringt mir hurtig den Wein; tierisch voll taumelt der Fremde, ungeschickt mit dem Arm gegen den Thürpfosten rennend, fort, ohne sich, als ob er mich schon völlig vergessen hätte, nach mir umzusehen. Er hatte mich vergessen; denn am andern Morgen kam er nicht, und schon

21*

am Mittag ward er zu meiner Satisfaktion wegen seiner miserablen Hantierung und wegen Mangels an Paß und aller sonstigen Legitimation, die unsere Polizei mit Recht von Kammerjägern fordert, aus dem Ort gebracht. Übrigens hätt' ich, wenn er auch nicht ausgeblieben wäre, meiner stillschweigenden Zusage ungeachtet, nimmermehr zur Mordthat die Hand geboten und ihm das zu verstehen gegeben; wer wird denn auch seine Frau umbringen, bloß, weil er es einem Rattenfänger versprochen hat!

Ich habe es nicht gesagt, weil es sich von selbst versteht, daß die Sparsamkeit meines Weibes mit den Jahren zunahm, so daß sie zuletzt in jenen Geiz, der sich sein eigenes Fett nicht gönnt, ausartete. Der Wendepunkt trat ein, als sie, die immer gern geputzt ging, mir zum erstenmal das Anschaffen eines neuen Oberrocks, den ich ihr sonst regelmäßig zu Weihnachten verehren mußte, verbot. „Du kannst mir eine andere Weihnachtsfreude machen", sagte sie heimtückisch, „dadurch nämlich, daß du mir die kleine Pfeife schenkst, deren du dich in der Werkstatt bedienst." — „Will sie zu rauchen anfangen?" dachte ich zuerst und freute mich schon, in ihr einen Konsorten zu gewinnen; konnte sie doch mein Rauchvergnügen nicht mehr unnütze Verschwendung schelten, wenn sie selbst es teilte. Doch kam mir dies bald unwahrscheinlich vor, da mir ihre durch Keifen und Schmälen ruinierten Lungen einfielen, sie auch niemals, ausgenommen bei Zahnweh, mit Pfeife und Tabak in Verbindung getreten war. „Was kann sie denn mit der alten, halb zerbrochnen Pfeife wollen?" fragte ich mich; „wär's noch die mit dem Meerschaumkopf und dem Silberbeschlag, die du Sonntags trägst, aber dies elende Ding — —" Ich schäme mich, zu gestehen, welch thörichter Einfall jetzt plötzlich meine Gedanken unterbrach. „Ei, ei", dachte ich, „sie ist doch wahrhaftig nicht so ganz übel, deine Frau; wer hätte ihr solche Aufmerksamkeit zugetraut!" Ich glaubte alles Ernstes (wie war's möglich? frag' ich mich selbst, indem ich's erzähle, und schabe mir Rübchen[1]), daß sie mir auch

[1] Verspotte mich.

einmal eine Freude machen und mich am Weihnachtsabend mit einer Pfeife anbinden[1] wolle. Der Heilige Abend kam heran, die beiden feierlichen Wachskerzen, die wir dem Erlöser zu Ehren zu verbrennen pflegten, wurden angesteckt, der Rosinenpudding nebst dem mit Lorbeerblättern aufgeputzten Schweinekopf ward auf den Tisch gestellt; im Hintergrund drohte schon die große, unhöfliche, dick mit Eisen und Messing beschlagene Postille, die mir einmal, als ich noch ein Kind war, fast den Kopf zerschmettert hätte, indem das Ungetüm ungeschlacht vom Schrank herunterplumpte, und aus der Lene mir jetzt an hohen Festtagen gerne vorlas, teils um mich am Ausgehen zu verhindern, mehr aber noch, um Gelegenheit zu haben, mir unter dem Deckmantel eines längst vermoderten geistlichen Herrn allerlei Beleidigungen und Gehässigkeiten, die keineswegs im Buche standen, zu sagen. Bevor wir uns zum Essen niedersetzten, nahm ich meine Pfeife, legte sie, einen Bogen weißes Papier unterbreitend, auf einen Teller und überreichte sie mit einigen scherzhaften Redensarten meiner Frau. „Gut!" sagte sie, zerbrach die Pfeife und warf die Stücke gelassen aus dem Fenster. Statt aber mit dem erwarteten Gegengeschenk herauszurücken, machte sie mich darauf aufmerksam, daß ich von jetzt an wöchentlich zwanzig Kreuzer am Tabak ersparen werde. „Und was sollen denn die zwanzig Kreuzer?" fragte ich giftig. „Was sie sollen?" versetzte sie, „dadurch, daß sie da sind, erfüllen sie ihren Zweck, und um so besser thun sie das, je länger sie bleiben!" — „Ich sollte also nicht mehr rauchen?" fuhr ich auf. „Nein", erwiderte sie, „das heißt, du sollst dir nicht mutwillig die Schwindsucht zuziehen, und für den Fall, daß du sie schon hättest, wird uns über kurz oder lang deine Ersparnis trefflich zu statten kommen, dich davon heilen zu lassen. Glaubst du etwa, daß der Doktor dir die mit Dampf zerblasenen Lungen umsonst flickt?" Ich sagte nichts weiter, aber mein Entschluß war gefaßt; ich hätte ebenso leicht aufs Atemholen als aufs Rauchen Verzicht leisten können; denn für den Raucher ist

[1] Beschenken, vgl. Angebinde.

die leidige frische Luft ungenießbar, er muß sich das flaue, nüchterne Element erst mit Dampf würzen, wenn es ihn nicht anekeln soll. Ich trug daher am Morgen stillschweigend meine Sonntagspfeife, die prunkend unter dem Spiegel hing, in die Werkstatt hinunter und erklärte meinem erstaunten Weibe, daß ich diese so lange mit der höchsten Unbarmherzigkeit strapazieren werde, bis sie mir eine weniger kostbare Stellvertreterin anschaffe. Mitleid mit dem Silberbeschlag und den Bernsteintroddeln des Prachtstücks bewogen sie zur Nachgiebigkeit; doch gewann sie durch ihre List so viel, daß ich versprach, mich an den Wochentagen mit einer billigeren Sorte Tabak begnügen zu wollen. So war sie denn in allen Dingen. Wollte ich z. B. einen Lehrjungen einstehen lassen[1], so ward er vorher bei uns zu Tisch gebeten, nicht, wie es schien, aus Generosität, sondern nur, um seinen Appetit auf die Probe zu stellen. Fand der junge Mensch unglücklicherweise sein Leibgericht vor, oder hatte er etwa einen Marsch gemacht und konnte für zwei Personen essen, so durfte ich ihn gewiß nicht annehmen; „wer setzt sich denn", sagte Lene, „selbst den Krebs in sein Fleisch?" Bei solchen Gelegenheiten trug sie ihr Bestes auf und legte eifrig vor; ich dagegen, der das schlaue Manöver kannte, spielte das Mitglied eines Mäßigkeitsvereins, machte auf das Schädliche dieser oder jener Speise aufmerksam und warnte vor Überladung, so daß die Uneingeweihten sie für die Gastfreiheit selbst, mich für den Neidhard halten mußten. Das Lächerlichste aber war wohl, daß sie sogar ihre Freundschaft und Liebe streng nach dem Grade der Eßlust und des Verdauungsvermögens ihrer Freunde und Angehörigen abmaß. Klagte jemand über seinen schwachen Magen, wies er alles zurück, ausgenommen ein Glas Wasser und den Fidibus, so wußte sie nicht zuthulich genug zu thun; „ach", hieß es dann, „welch ein honoriger Mensch, wie wird er doch liebenswürdiger mit jedem Tage!" War das Gegenteil der Fall, glaubte einer ein Gericht nicht besser loben zu können, als indem er zweimal

[1] Einstellen.

davon nahm, so war er ein Subjekt ohne Lebensart, ein Kerl, der aus Schlund und Magen zusammengesetzt sei, wie andere aus Leib und Seele. Mit ihrer einzigen Jugendfreundin, einer Gärtnersfrau, die uns alle Sonntage besuchte, stand sie im Begriff, auf immer zu brechen, bloß, weil diese an der Auszehrung litt, und schüchtern, so wie ihre Krankheit zunahm, von drei Tassen Kaffee und einem Zwieback, womit sie sich anfangs begnügte, bis zu sechs Tassen und drei Zwiebäcken aufstieg; um einen Grund zu bekommen, stellte sie sich eifersüchtig auf die ledierndürre Todesbraut, eifersüchtig nämlich — ich muß dies wohl hinzufügen — wegen meiner. Die Person starb noch zur rechten Zeit, kurz vor Ausbruch des Ungewitters, das sie bedrohte, sonst würde sie's erlebt haben, daß man ihre Todesseufzer für verliebte und ihre Schwindsucht für ein Sehnsuchtsfieber ausgegeben hätte. Natürlich hatte von diesem Geiz niemand mehr zu leiden als ich, und was mich am meisten verdroß, war, daß er mit unserer Wohlhabenheit zunahm, daß das Essen, je mehr ich verdiente, um so schlechter wurde. „Wir haben nicht Kind, noch Rind", sagte ich einst, durch eine Wassersuppe aufgebracht, zu ihr, „was wir hinterlassen, kommt an wildfremde Menschen, ich begreife dein Knickern, dein Schinden und Schaben nicht." — „Was?" versetzte sie lebhaft, „ist's denn keine Ehre für uns, wenn die Herren vom Gericht nach unserem Tode mit Verwunderung und Respekt in ihr Inventarienbuch schreiben: ‚Der Silberschrank war so wohl versehen, daß auch kein Löffelstiel mehr hineinging; an Leinenzeug fand sich mehr vor, als die seligen Eheleute Christopher und Magdalena Schnock in dreißig Jahren hätten auftragen können; der Schornstein wollte bersten, so voll hing er von Würsten und Schinken?' Ist das nicht eine Nachrede, die uns noch im Himmel freuen, ja, in der Hölle trösten muß? Oder möchtest du, daß es von dir hieße: ‚Man kann den Hungerleider noch im Grabe pfänden, wenn man will; denn der Sarg ist nicht bezahlt, er hat sich aus der Welt gestohlen wie ein Dieb aus dem Gefängnis, niemand

kommt zu dem Seinigen als etwa der Kirchhofwurm, wenn er sein Bankerottiererfleisch nicht verschmäht!' Sie beklagte es, daß wir nicht katholisch waren, bloß der vielen Fasttage wegen; „in dem Glauben", sagte sie, „können Leute doch was vor sich bringen, die Religion selbst bringt das Sparen mit sich, und naseweise Gesellen dürfen sich nicht mokieren, wenn der Tisch nicht immer unter Fleisch brechen will." Ja, sie ging zuletzt so weit, daß sie ihre ökonomischen Rücksichten auf meinen eigenen Körper ausdehnte und mir die unnütze Anstrengung desselben, wie sie sich ausdrückte, verbot, mir z. B. die Erfüllung der ehelichen Pflichten nur selten verstattete; vermutlich, weil sie die Kosten einer Umarmung nach Heller und Pfennig abzuschätzen verstand, und weil sie nun kalkulierte, daß ich meine Kräfte nützlicher und fruchtbringender im Handwerk anlegen könne als in der Liebe. Es war daher gewiß kein Wunder, wenn ich sie auf alle Art zu betrügen und zu hintergehen suchte; doch glückte mir dies meistens nur bis zu dem Punkt, wo ich die Absicht nicht mehr leugnen konnte, wo mir die Frucht meiner List aber dennoch schmählich entging. Ich betrachte jedes Unglück, wovon ich höre, als einen näheren oder entfernteren Verwandten, als einen Vetter von mir, der über kurz oder lang bei mir einsprechen wird; ich habe Stunden, wo ich ordentlich darüber erstaune, daß ich noch keine greuliche Missethat begangen habe, die mich dem Halsgericht überantwortet; hat man doch Exempel, daß einer morgens unschuldig wie ein Kind aufsteht und abends blutbespritzt wie ein bayrischer Hiesel[1] zu Bette geht. Was hilft alle Vorsicht! Vorsicht ist der Ball, womit das Schicksal spielt. Der Teufel ist allenthalben, nur da nicht, wo man ihn sucht. Wer sollte glauben, daß ich das Ärgste, was mir bis jetzt begegnet ist, in meiner eigenen Speisekammer erleben mußte? Doch war es der Fall!

Aus Leckerei entschloß ich mich eines Abends, mich selbst, meinen eigenen Haushalt, zu bestehlen. Wir hatten nämlich unser Schwein eingeschlachtet, und es waren treffliche Würste

[1] Bekannter Wilderer, Gestalt eines Volksstückes.

gemacht worden. Von diesen Würsten erhielt ich so viel, als nötig war, um in mir den unbändigsten Wunsch nach mehr zu erregen; dann mußte ich selbst sie in die Speisekammer tragen und sie dort so hoch aufhängen, als ob sie niemals wieder heruntergenommen werden sollten. Das Fenster der Speisekammer ging auf die Straße hinaus, unvermerkt klinkte ich es auf, ohne noch selbst zu wissen, weshalb. Die Nacht brach herein, und eine Pfanne voll magerer Kartoffeln, die mir vorgesetzt wurde, als ich zum Essen in die Stube kam, machte mich vollends desperat. „Der Teufel soll sie holen!“ brauste ich auf, ich meinte die Kartoffeln. „Wen denn?“ fragte Lene, ihren langen Gänsehals hinter dem Ofen hervorstreckend. „Die Zahnschmerzen!“ versetzte ich, legte meine Gabel nieder und drückte ein Tuch an die Backen. Bald darauf stahl ich mich aus der Thür und umschlich leise und behutsam mein Haus. Es war finster genug, dicke Regenwolken verschluckten das sparsame Licht des Mondes, der verdrießlich hin und wieder aufdämmerte. Kaum hörte ich das Spinnrad meines Weibes schwirren, da stieß ich das Fenster der Speisekammer von außen auf und schwang mich mit einer Geschicklichkeit, als ob ich seit dreißig Jahren praktizierender Dieb gewesen wäre — Angst vor Ertappung gab sie mir — hinein. „Guten Abend!“ ruft mir auf einmal mit hohler Stimme einer nach. „Still, still, ums Himmels willen, still!“ wispere ich. „Sei unbesorgt, Kamerad“, wird mir geantwortet, „aber hilf mir, daß ich auch hineingelange, das Fenster ist verdammt hoch.“ Was sollte ich thun? Sollte ich Lärm machen und mich von Kindern und Erwachsenen als einen Menschen, der bei sich selbst auf Diebereien ausgeht, verspotten lassen? Oder sollt' ich den Unbekannten, wie er's verlangte, zu mir hereinziehen, um ihn dann im Finstern durch gütliche Vorstellungen zu bewegen, wieder hinauszusteigen? Ich weiß noch nicht, was ich hätte thun sollen; meine Hand war eilfertiger als mein Kopf, sie ergriff, ohne auf höhere Ordre zu warten, instinktmäßig die Faust, die sich ihr entgegenstreckte, und zog den Kerl, dem dieselbe angehörte, herein.

„Merkwürdiges Zusammentreffen!“ sagt dieser und tappt herum. „Allerdings!“ erwidere ich mit einem Seufzer. „Ich hatte dem dicken Schnock auch einen Besuch zugedacht“, fährt er fort, „und wollte nur erst das Auslöschen des Lichts abwarten, da sah ich dich das Fenster öffnen. Wie konntest du dies nur bewerkstelligen, ohne vorher eine Scheibe zu knicken?“ — „Das ist ein Geheimnis!“ versetzte ich zähneklappernd. „Was du mir mitteilen mußt“, fällt er rasch ein, „ich will dir dafür eine neue Art, Handschellen zu zerbrechen, lehren. Wo hast du studiert?“ — „Studiert?“ frage ich. „Ja, auf welcher Ohnversität, in welchem Zuchthaus, meine ich?“ — „Ich saß noch nicht in Zuchthäusern!“ antworte ich. „Unglückseliger!“ versetzt er, „so bist du noch nicht ein einziges Mal absolviert, schleppst dich noch mit all deinen Sünden herum? Mich hat die Justiz schon dreimal rein gewaschen und neu frisiert. Was hast du denn alles auf'm Herzen? Ist etwas von Erheblichkeit, ein Mord oder so was, darunter? Oder hast du deine Tugend für nichts und wieder nichts hingegeben?“ — „Mensch, du sprichst, als ob du der Teufel selbst wärst!“ stoß' ich vor Entsetzen hervor. „Wer sagt dir, daß ich's nicht bin?“ sagt er mit einem Ernst, der mich im ersten Augenblick schaudern macht; „wahrlich, ich sage dir, ich bin der Teufel, und ich will dir etwas vertrauen. Vor drei Monaten —“ Mir wird bei diesen lästerlichen Redensarten gräßlich zu Mut, in der Ferne höre ich den Nachtwächter, auch klärt der Himmel sich auf, so daß der erste Vorübergehende das Offenstehen des Fensters bemerken muß; rasch, ehe der unheimliche Mensch sich dessen versieht, springe ich hinaus, beim Sprung kommt mir aber die Zunge zwischen die Zähne, und ich zerbeiße sie dermaßen, daß Blut läuft und ich mich vor Schmerz nicht zu lassen weiß. Ich reiße die Thür auf und stürze mit dem lauten Geschrei: „Diebe, Diebe in der Speisekammer!“ in mein Haus. Meine Frau nebst meinem Gesellen (es war der größte, den ich jemals hatte, ein Mensch, der sich, wie er sagte, vor niemand fürchtete, als vor sich selbst, vor seiner eigenen Wut nämlich) eilen schlaftrunken mit

einem Licht auf die Speisekammer zu, ich (der Spitzbube, der sich für den Teufel ausgab, konnte in mir unmöglich den Konsorten erkennen, weil wir ja nur in der dicksten Finsternis Vertraute geworden waren) folgte ihnen mit einem Besenstiel. Wir finden nichts drinnen, keinen Dieb, aber auch keine Würste; Lene taumelt mir ohnmächtig in die Arme — nur Ohnmachten trieben sie noch zuweilen hinein — mein Gesell nimmt, die fürchterlichsten Flüche ausstoßend, die allgemeine Verwirrung wahr und bringt ein Stück Speck auf die Seite, was mir freilich nicht entging, was ich dem Riesen jedoch hingehen ließ. Was geschieht am andern Morgen? Ein Knurren, Bellen und Beißen, wie von zwanzig Hunden, treibt mich vor der Zeit aus dem Bett; ich öffne das Fenster und sehe, daß sämtliche Würste, zu einer Art von Kranz ineinander verschränkt, vor unserer Thür aufgehängt sind, und daß die durch den leckeren Geruch herbeigelockten Köter, springend und einer den andern giftig beim Schwanz zurückzerrend, sich umsonst bemühen, eine oder einige davon zu erlangen. Ein solcher Ausgang war nun zwar erfreulich, aber noch mehr unbegreiflich. Ein paar Tage später erfuhr ich indes, daß ein Übelthäter aus unserem Ort, wegen Wahnsinns aus dem Zuchthaus in die Irrenanstalt abgeführt, seinen Wächtern unterwegs entsprungen und erst nach längerer Zeit wieder eingefangen worden sei. Ohne Zweifel hatte ich die Bekanntschaft dieses Verrückten in meiner Speisekammer gemacht.

Drittes Kapitel.

Zum Schluß.

Der Morgen war angebrochen, der Wagen stand vor der Thür, reisefertig trat ich in das Gastzimmer, um von Schnock, der schon des Frühtrunks wegen gekommen war, Abschied zu nehmen. Schnock saß am Tisch und hatte mehrere leere und noch mehr volle Flaschen sowie ein derbes Gabelfrühstück vor sich stehen; ihm gegenüber saß mein Wirt, der lange, dürre Post-

meister, sich auffallend beeifernd, seinen Gast durch Anekdoten und muntere Geschichten zu ergötzen. Da war kein Jägerstückchen, kein Witzwort vom kleinen Korporal oder vom alten Fritz, das nicht vorgebracht wurde, ja, der Postmeister begnügte sich nicht, bloß sein Gedächtnis zu martern, er war unbarmherzig genug gegen sich selbst, seine eigene Phantasie Peitsche und Sporen kosten zu lassen, um ihr dies oder jenes Geistreiche abzujagen. Aber Schnock, der sonst so leicht und so gern lachte, verzog diesmal keine Miene und gab keinen Laut von sich; er schüttelte nur zuweilen, wenn der Postmeister recht ansetzte, verächtlich den Kopf oder stieß einen Seufzer aus, und wenn er den Mund aufthat, so geschah es einzig und allein, um ein Stück Fleisch oder etwas Ähnliches hineinzustecken. „Trinkt doch, trinkt!" sagte der Postmeister hitzig, „und dann knöpft die Ohren auf, jetzt will ich Euch eine Schnurre erzählen, die noch von meinem Großvater herrührt. Nicht darüber lachen, heißt den seligen Mann noch im Grabe beleidigen; ich möchte der Schlingel nicht sein, der das thäte; denn mein Großvater verdient Achtung, er war Schulmeister, und wenn einer von uns rechnen und schreiben kann, so hat er's von ihm gelernt." Die Schnurre war wirklich lustig, dennoch hielt Schnock an sich, obgleich sein Gesicht bersten wollte. „Schämt Ihr Euch nicht?" sagte der Postmeister; „für den Herrn Doktor", er deutete auf mich, „war das Ding gut genug, um darüber zu lachen, und Ihr sitzt wie ein Klotz? Der Teufel soll mich holen, wenn ich mit Euch wieder eine Wette eingehe!" — „Worin besteht denn die Wette?" fragte ich neugierig. „Werdet Ihr so unhöflich sein, die Frage des Herrn Doktor unbeantwortet zu lassen?" sagte der Postmeister lebhaft zu Schnock; dieser aber sah mich an, legte den Finger auf den Mund und verharrte im Stillschweigen. „Nun", versetzte ich gleichgültig, „in Geheimnisse will ich nicht eindringen, lebt wohl, Meister Schnock!" Schnock stand auf und ergriff meine ihm dargebotene Hand, sie herzhaft drückend; dann nahm er das Stück Kreide, dessen sich die Billardspieler zu bedienen pflegten,

und schrieb damit auf den Tisch, daß er mir eine glückliche Reise wünsche. „Ist der Mann stumm geworden?" fragte ich, aus der Thür tretend, den mich begleitenden Postmeister. „Nichts weniger als das, purer Egoismus!" erwiderte der Postmeister. „Wieso?" fragte ich stutzend. „Er will umsonst bei mir essen und trinken", gab der Postmeister zur Antwort, „darum spielt er den Stummen. Ich muß ihm heute nämlich, so haben wir gestern zur Nacht im Rausch gewettet, das Beste aus Küche und Keller so lange unentgeltlich aufsetzen, bis er sich zum Lachen oder Sprechen hinreißen läßt. Lacht er, oder spricht er ein Wort, so muß er, hierin liegt mein Vorteil, alles doppelt bezahlen; hält er an sich, nun freilich, dann weiß ich, wer sich noch heut abend Haare aus dem Kopf reißt und mit dem Schädel gegen die Wand rennt. Aber er mag sich hüten! Ich erlaube mir gegen ihn, was mir einfällt, und an Kniffen und Ränken fehlt's keinem aus meiner Familie. Ich will ihn schimpfen, bis er vor Ärger braun und blau wird wie ein Kapaun; ich will dritte Personen herbeirufen und Schandgeschichten von ihm erzählen, denen er Widerspruch entgegensetzen muß, wenn er nicht will, daß alle Welt sie glauben soll; ich will Pistolen hinter seinem Rücken abfeuern; ich will seiner Frau, die wohl von der Wette nichts weiß, anzeigen, daß er bei mir schlemmt, damit diese ihm über den Hals komme; ich will mich stellen, als ob ich mich umbringen wollte; ich will – —"

Mein Wagen fuhr ab.

Der Rubin.

Märchen.

Es war an einem schönen hellen Nachmittag, da stand Assad, ein junger Türke, der vor wenigen Tagen zum ersten Male die unermeßliche Stadt Bagdad betreten hatte und sich nun mit stets gesteigertem Erstaunen unter all ihren Wundern erging, vor der Bude des reichsten und angesehensten Juweliers. Mit inniger Lust versenkte er sich in das mannigfaltige glühende Leben, das, in Strahlen und Farben sich offenbarend, die edlen Gesteine durchflammt. „O Edelstein“, rief er voll Entzücken aus, „wohl mit Recht bist du erkoren, die Kronen der Könige zu schmücken, denn in dir ist alles Herrliche zugleich zusammengedrängt und geläutert, der flüchtige Sonnenstrahl ist gefangen genommen und in deinen geheimnisvollen Kern eingeschlossen, die schnell verlöschende Farbe feiert in dir ihre Verklärung und empfängt Unsterblichkeit, die reinen, himmlischen Elemente, Luft, Feuer und Wasser, vermählen sich in deinem Glanze! Hier steh' ich an der Grenze der Natur, hier ist das letzte, höchste Produkt der schaffenden Kräfte, weiter — schauernd fühlt es der Geist — kann die Unendlichkeit selbst nicht.“

Der Juwelier, ein gutmütiger Mann, der für seine Kunst enthusiastisch eingenommen war, stand gerade in der Thür und empfand großes Vergnügen über die begeisterten Worte, die aus dem Munde des Jünglings hervorgingen. Er trat, bisher ungesehen, lächelnd zu ihm heran, öffnete den Kasten, ergriff seine Hand und steckte ihm einen schönen Ring an den Finger. Assad bemerkte es kaum, seinen Blick fesselte mit magischer Gewalt ein Rubin von seltener Größe, auf den die Sonne, die eben aus einer verschleiernden Wolke hervortrat, ihren vollen Schein warf. Er

drückte unwillkürlich seine Hand gegen das Herz und holte zum Erstaunen des Juweliers einen tiefen Seufzer, dann streifte er den ihm angesteckten Ring mit dem Ausdruck sonderbaren Widerwillens wieder ab und rief, auf den Rubin zeigend, leidenschaftlich aus: „Behaltet das elende Ding und gebt mir den!“ Kopfschüttelnd erwiderte der Juwelier: „Der Stein ist mir um Hunderte nicht feil!“ — „Ich muß ihn aber haben!“ versetzte der Jüngling wie im Wahnsinn, ergriff den Rubin und stürzte flammenden Auges fort.

Der Juwelier erhob ein großes Geschrei, rannte Assad nach und schalt ihn einen Dieb, ja, da dies nicht zu helfen schien, einen Räuber und Mörder. Alsbald entstand ein Auflauf auf der Straße, der Jüngling wurde ergriffen und mit Ungestüm vor den Kadi[1] geschleppt.

„Herr“, begann der Juwelier voll Zorn, „so jung dieser Mensch zu sein scheint und so viel Einnehmendes in seiner Gestalt liegt, ist er doch ein frecher, undankbarer Bösewicht. Ich sah ihn vor meiner Bude stehen und ergötzte mich, als ich ihn über die dort ausgebreiteten Schätze mit lauter Stimme, wie ein Kind, seine Verwunderung ausdrücken hörte. Von Wohlwollen übermannt, dachte ich: ‚Du sollst einmal billiger kaufen als ein anderer‘, nahm einen kostbaren Ring aus dem Kasten und steckte ihm diesen an. Ich erwartete, er würde, so plötzlich beschenkt, große Augen machen und nicht wissen, wie er sich gebärden solle. Statt dessen nahm er kaum Notiz von meiner Freundlichkeit und stieß zu meinem nicht geringen Ärger dumme, unvernünftige Seufzer aus. Dann zog er den Ring wieder ab, warf mir ihn verächtlich hin und verlangte in einem so gebieterischen Tone, als ob er, wenn es ihm beliebte, auch wohl meinen Kopf fordern dürfte, den wundervollsten Rubin, der je in meine Hände geraten ist. Als ich, meinen gerechten Unwillen bekämpfend, weil ich seine Unwissenheit für den Grund seiner Unverschämtheit hielt,

[1] Kadi (arab.), der Richter.

ihm bescheiden bemerkte, daß ein solcher Stein mehr Wert habe, als er denke, erklärte er geradezu, er müsse ihn haben, nahm auch, mit der bekannten Abneigung der Straßenräuber gegen Formalitäten, sogleich von meinem Eigentum Besitz und begab sich auf die Flucht. Ich folgte ihm; wie es mir bei der Last meines Bauches und in einer der Verdauung heiligen Stunde möglich war, ihn wieder einzuholen, begreife ich selbst nicht, die Angst muß dem Menschen übernatürliche Kräfte verleihen."

Der Kadi, ein langer hagerer Mann, mit einem Gesicht, das, wenn er in seiner Gerichtsstube stand, die Inschrift der Danteschen Hölle[1] furchtbar-getreu widerspiegelte, war einmal selbst bestohlen worden und sprach seitdem gegen Diebe nur noch Todesurteile aus. Er fragte Assad freundlich, ob er das ihm angeschuldete Vergehen leugne. „Wie könnt' ich!" gab der Jüngling finster zur Antwort. „Es wäre auch gleichgültig", versetzte der Kadi mit jenem, dem Teufel abgeborgten Lächeln, womit Gerichtspersonen in allen Ländern der zerquetschten Menschheit einem Unglücklichen so gern den Gnadenstoß geben, „man führe ihn vor die Stadt hinaus und thue, was Rechtens. Jedoch nicht ohne vorgängige nachdrückliche Bastonnade[2]", setzte er hinzu und griff nach der Pfeife, die ein Sklave ihm darbot.

Assad wurde abgeführt. Auf der Straße wandte er sich an den Juwelier, der in seiner Entrüstung noch gar nicht daran gedacht hatte, sich den Rubin zurückgeben zu lassen, und sagte zu ihm: „Herr, ich bitte Euch um einen letzten Gefallen. Laßt mir den Stein bis zum Tode. Begleitet mich hinaus bis vor das Thor, daß ich ihn dort noch einmal anschaue und in Eure Hände überliefere. Nicht wahr, Ihr werdet es mir nicht abschlagen? Es ist ja nur noch kurze Zeit." In dem Juwelier erwachte Mitleid, ihn dauerte der schöne, gefaßte Jüngling, der jetzt noch in

[1] Der letzte Vers der Inschrift über der Höllenpforte in Dantes „Göttlicher Komödie" (Hölle 3, 9) lautet: „Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate", d. h. „Laßt jede Hoffnung hinter euch, ihr, die ihr eintretet."

[2] Im Orient Stockprügelstrafe, Schläge auf die Fußsohlen.

voller Kraft und Glut des Lebens vor ihm stand und doch in wenigen Augenblicken schon der Natur vor der Zeit zur beliebigen Verwendung für einen neuen Zweck zurückgegeben war. Vielleicht hätte er nun den Rubin gern darangesetzt, um ihn zu retten, doch dies war bei der Gemütsart des Kadi unmöglich, er mußte sich also darauf beschränken, dem Scheidenden freundlich seine letzte Bitte zu bewilligen.

Angelangt vor dem Thore, zog Assad den Rubin, den er bis dahin auf seinem Herzen bewahrt hatte, hervor, hielt ihn gegen die Sonne, in deren Strahlen er blinkte wie das Auge eines Menschen, drückte ihn wehmütig an den Mund, und machte Anstalt, ihn dem Juwelier zurückzugeben. Bevor er aber dies noch auszuführen vermochte, trat ein Greis von sehr würdigem Ansehen, dem alles Volk willig Platz machte, auf ihn zu, maß ihn mit einem strengen Blick und sagte: „Assad, du bist ein Dieb?" Glühendes Rot überströmte die Wangen des Jünglings, aber fest und unverwirrt schaute er zu dem Greise auf und antwortete: „Ja und, wie du gleich sehen wirst, ich leide den Tod dafür!" — „Ist dir dein Diebstahl nicht leid?" fragte der Greis. „Nein", versetzte Assad schnell und bestimmt, „ich weiß nicht, was mich an diesen Stein kettet, aber es mag gut sein, daß ich sterben muß, denn ich fühl's, ehe ich ihn in den Händen eines anderen ließe, könnt' ich mich mit Raub und Mord beflecken, obgleich meine Seele vor einem Mord zurückschaudert wie vor dem eigenen Tode." — „Ei, wunderbar!" entgegnete der Greis, „gib mir doch deine Hand." Assad reichte ihm die Hand.

Plötzlich befand er sich auf einer unbekannten Landstraße. Der Greis stand neben ihm. Mehr verwundert und überrascht als erfreut, schaute der Jüngling seinen Retter mit einem fragenden Blick an. „Du bist jetzt über hundert Stunden von Bagdad entfernt", begann der Greis, der seinen Blick wohl verstanden hatte, „und sie können dort, wenn sie wollen, ein Lamm strangulieren, das ich zum Zeichen deiner Unschuld an deiner Stelle zurückgelassen habe. Glaube jedoch nicht, daß ich dich ge-

rettet haben würde, wenn Leichtsinn oder schnöde Habsucht dich zum Raub an fremdem Eigentum verleitet hätten. Mir stehen große Kräfte zu Gebote, aber ich mißbrauche sie nie, wie so manche Genossen meiner Gewalt. Die Natur hat jene Macht, die den gewöhnlichen Lauf der Dinge aufhalten und verändern kann, vertrauensvoll in unsere Hände gelegt, damit wir ihr in irgend einem außerordentlichen Falle, wenn die allgemeine Regel, das einfache Gesetz, nicht ausreicht, zu Hilfe kommen mögen. Solch ein Fall ist der deinige, denn der Rubin, den du dort in der Hand hältst, ist das Grab einer wunderschönen verzauberten Prinzessin. Aus ihrem Blut hat er das dunkle, wunderbare Rot in sich gesogen, in das er getaucht ist. Das Feuer ihres Auges sprüht dir entgegen aus den blitzenden Strahlen, die er so verschwenderisch versendet. Ihr schlummerndes Leben schauerte dich an, als du den Stein im Sonnenschein glänzen sahest. Da wurde deine Seele bis in die innersten Tiefen mit süßer Ahnung getränkt, und deine Hand mußte vollbringen, was Herz und Sinne geboten." — „Kann die Prinzessin durch mich erlöst werden?" fragte Assad, tief aufatmend. „Das weiß nur sie selbst!" versetzte der Greis, „und du kannst, wenn du willst, sie einmal sehen und mit ihr reden. Sobald du um Mitternacht alle deine Gedanken in den einzigen an sie zusammendrängst und auf den Rubin drei Küsse drückst, so weicht der Zauber auf einen Augenblick und sie tritt in voller Glorie der Schönheit aus ihrem steinernen Gefängnis hervor. Aber wage nicht dein Glück und deinen Frieden an einen ungewissen Moment; mit dem Dämon ist schwer zu kämpfen, dich aber würde die herrlichste der Jungfrauen mit unwiderstehlicher Gewalt in deinem tiefsten Sein gefangen nehmen, und wenn es dir dann nicht gelänge, ihren Bann zu brechen, so wärest du elend auf ewig. Und nun leb' wohl, kein Sterblicher sieht mich zum zweitenmal!"

Der Greis war verschwunden, sowie er ausgeredet hatte. Assad bemerkte es kaum, denn jede seiner Empfindungen, jeder seiner Gedanken war an das Wunder, das er in seiner Hand

hielt, gebunden. Wie freute er sich, daß die Sonne sich schon zum Untergang neigte, daß die Schatten sich verlängerten; wie sehnte er sich nach der Mitternacht, die er sonst, als unheimliche Freistunde der Toten und Gespenster, gescheut, vor der er sich ängstlich in die schützenden Arme des frommen Schlafes hinein geflüchtet hatte. Sie erschien ihm jetzt wie ein Gefäß, aus dem seinen dürstenden Lippen der holdeste Inbegriff alles Lebens entgegenschäumte, und daß sie über die ganze übrige Welt Angst, Grauen und Entsetzen ausgoß, gab ihr für ihn eben noch einen letzten, schauerlich zauberischen Reiz. Unterdes eilte er, da es schon dunkel wurde, rastlos fort, um noch vor völligem Einbruch der Finsternis die Stadt, die er in nicht gar weiter Ferne vor sich liegen sah, zu erreichen. Dies gelang ihm, auch war das Glück ihm günstig, daß er bald bei einer alten Frau ein Unterkommen für die Nacht fand. Er zog sich sogleich, große Müdigkeit vorschützend, in das ihm bestimmte Schlafgemach zurück, legte den Rubin vor sich auf den Tisch und zählte nun bei brennender Lampe und verhängten Fenstern die Minuten, die langsam, langsam, als wollte jede ihm den Inhalt der Ewigkeit vorrechnen, vorüberkrochen. Endlich war es zwölf. Mit unsäglicher Inbrunst drückte er jetzt den Rubin an seinen Mund und küßte ihn dreimal.

Da war es, als ob sich der Edelstein in seiner Hand in leichten, gefärbten Duft auflockerte, der zu einer morgenroten Wolke, die das ganze Zimmer erfüllte, anschwoll. Aus der Wolke schimmerte eine weibliche Gestalt hervor, anfangs blaß und im schwachen Umriß kaum erkennbar, aber schnell aufblühend zu frischem, glühendem Dasein. Die holde Jungfrau, in ein blaues Gewand gekleidet, das Haupt in kindlicher Anmut ein wenig vorwärts neigend, warf einen schüchternen Blick auf ihre Umgebung und rief: „Wo bin ich?“ Gleich darauf aber heftete sie, wie in trostloser Verzweiflung, ihr Auge starr und thränenlos auf Assad, vor dem es eben noch mädchenhaft-scheu zurückgebebt war, und, als erdrückte die erst jetzt erwachte Erinnerung an ihren Zustand wie ein Leichenstein jedwede ihrer Lebensregungen,

holte sie einen Seufzer, in dem mehr als menschlicher Schmerz sich kund zu thun schien, aus tiefster Brust. Dieser Seufzer schnitt Assad in Mark und Bein, die Jünglingsblödigkeit, mit der er sich bisher in ehrerbietiger Entfernung hielt, verschwand, männlich fest und die Hand an seinen Dolch legend, trat er vor, verneigte sich und sprach: „Edle Fürstin, wenn Eure Erlösung die schwachen Kräfte eines Menschen nicht übersteigt, so vergönnt mir, daß ich Euch mein Blut und Leben weihen darf.“ — „Wie gern thu' ich das“, gab sie hastig zur Antwort, „aber Ihr werdet, wie standhaft auch Euer Entschluß sei, das Werk nimmer vollbringen, nicht weil es zu schwer ist, sondern weil es zu leicht ist!“ — „Habe ich recht gehört?“ fragte Assad mit höchster Verwunderung. „Ich begreife Eure Frage“, versetzte sie, „Ihr könnt Euch nicht vorstellen, daß die Leichtigkeit meiner Entzauberung sie unmöglich macht, und dennoch ist es so. Der boshafteste und verschmitzteste aller Zauberer hat mich, die Tochter eines mächtigen Sultans, in einen Rubin gebannt, mich im Garten überraschend, weil mein Vater ihm seine Bitte um drei Tropfen meines Blutes, deren er vielleicht zu irgend einem schnöden Zweck bedurfte, zornig abschlug. Durch den jedesmaligen Besitzer des Steines kann der Zauber gebrochen werden; damit ich aber niemals wieder des schönen Lebens mich erfreuen möge, hat er die Entzauberung an ein Mittel geknüpft, auf das, weil es einem jeden an jedem Ort und zu jeder Stunde zu Gebote steht, eben darum keiner verfallen wird, und das ich, obgleich er mich, um meine Qual vollkommen zu machen, damit bekannt gemacht hat, als das teuerste Geheimnis bei mir bewahren muß, wenn ich nicht für ewig begraben sein will. Ach, wie fröstelt's mich! War's denn länger als eine Minute, daß ich der Freiheit genoß? Gib mir einen Becher Wein, schöner Jüngling, denn mich dürstet, aber schnell!“ Von seltsamer Rührung über diese Bitte ergriffen, welche ihm aus dem Munde einer Sterbenden zu kommen schien, die vom Leben noch einen letzten Genuß verlangt, um das Leben dadurch noch um einen letzten Augenblick zu betrügen, reichte

Assad ihr mit abgewandtem Gesicht den Wein, den seine Wirtin ihm gebracht, und den er in seiner Aufgeregtheit ungetrunken gelassen hatte. Freundlich dankend trank sie den Wein, gleich darauf war sie wieder von der Wolke umflossen. Mit einem glühenden Blick auf Assad, in dem sie, wie ein verlöschendes Licht, noch einmal aufzuflammen schien, rief sie aus: „O Gott, ich möchte doch leben!“ Dunkler wurde die Wolke und ringelte sich dichter und dichter um sie herum; Assad sah mit herzzerschneidendem Schmerz, wie die reizenden Formen sichtlich ineinander schmolzen und zerrannen; noch immer glaubte er ihr wie in stummem Flehen auf ihn gerichtetes Auge in dem Nebelknäuel unterscheiden zu können, der sie einschlang, doch bald bemerkte er seinen Irrtum; was er für ihr Auge hielt, war nichts anderes als der Rubin, der schon wieder, matt von dem letzten Geflacker der nach Öl schmachtenden Lampe beschienen, auf dem Tische lag. „Ihr Leib, ihre Seele, o!“ seufzte Assad und starrte den Edelstein an, die Lampe erlosch, wie ein wirkliches Wesen drängte sich die kalte, laut- und lichtlose Nacht an seine Brust.

Ein Jahr war verflossen. Es war ein schöner Morgen. Assad hatte sich aus der großen, geräuschvollen Stadt geflüchtet; still und bleich saß er auf einer Bank, die weit vor dem Thore am Ufer des großen Flusses, dem die Stadt ihr reges Leben, ihre Macht und ihren Reichtum dankte, an einem einsamen Platze stand; in seiner Hand hielt er, ihn nach seiner Gewohnheit in stummer Verzweiflung betrachtend, den Rubin. „Das ist ein herrlicher Stein!“ erscholl es auf einmal hinter ihm. Er sah sich um und erblickte einen ältlichen Mann von hoher, gebietender Gestalt mit edlen Zügen, in denen sich ein tiefer, aber ins Innerste zurückgedrängter Lebensschmerz auszudrücken schien. „Ja, ein herrlicher Stein!“ wiederholte Assad düster und verbarg mit den Gefühlen eines Eifersüchtigen den Rubin wieder auf seiner Brust. „Junger Mann“, sagte der Alte, „diesen Stein kauf’ ich dir ab. Es soll Edelsteine geben, die den Menschen sanft und mild machen, andere, die ihm liebliche Träume bringen. Als ich den

deinigen erblickte, beschlich mich wunderbare Wehmut, und das Bild einer verlorenen Tochter ging mir, als ob sie mir neu geboren würde, in der Seele auf. Überlaß mir den Stein und bestimme selbst den Preis." Assad schüttelte, ohne aufzusehen, den Kopf und erwiderte kalt und bitter: „Und wenn du mir ein Königreich zu Füßen legtest, so würde ich den Stein nicht dafür geben. Ich laß ihn nur mit dem Tode, und auch dann nicht, denn selbst ins Grab nehme ich ihn mit hinunter." — „Sklav'", rief der Alte ergrimmt, „du gibst den Stein, oder ich nehme den Kopf dazu!" Er richtete sich bei diesen Worten von der Lehne der Bank, über die er sich mit halbem Leib hingebeugt hatte, auf und warf, brennend vor Zorn, auf Assad einen durchbohrenden Blick. Assad antwortete nichts, aber er erhob sich ebenfalls und lächelte still vor sich hin wie in verachtendem Hohn. Der Alte, kreideweiß geworden, wandte sich um und winkte mit der Hand eine stattlich gekleidete Schar Bewaffneter heran. „Zeigt dem Hund da", rief er ihnen entgegen und deutete mit einer heftigen Bewegung auf Assad, „wie der Sultan mit denen verfährt, die ihm trotzen." Assad zog seinen Dolch, doch sein Widerstand war fruchtlos, er sah sich alsbald von der Menge umringt und war nahe daran, überwältigt zu werden. Da fiel sein Blick auf den Sultan, der ihn scharf beobachtete, ein spöttisches Lächeln überflog sein Gesicht, er zog den Rubin hervor, nickte dem Sultan zu und warf, bevor noch jemand daran denken konnte, ihn zu hindern, den Stein weit von sich in den Fluß. „Durchstoßt ihn!" rief der Sultan und riß, zitternd vor Wut, sein Schwert aus der Scheide. „Ich thu's selbst!" sagte Assad und zückte den Dolch gegen die eigene Brust. Da ertönte auf einmal ein leises „Ach", es war nur ein Laut, aber ein Laut, der in Assad das innerste Leben noch im Angesicht des Todes zur ungestümen Flamme auftrieb, er ließ den erhobenen Arm sinken und stand, wie in ein Wunder verloren, regungslos. „O Fatime, Tochter, so sehe ich dich endlich wieder?" rief der Sultan aus und that einen Schritt vorwärts, hielt dann aber plötzlich an, als ob er fürchtete, die

teure Erscheinung möchte sich in nichts auflösen, sobald er sie zu fassen versuchte. „Allah sei gelobt!“ jauchzten die erstaunten Trabanten und warfen sich, ihr Angesicht verhüllend, zu Boden. „Vater, führe mich zu meiner Mutter!“ rief die süße Stimme, die Assad in jener Mitternacht vernahm, und leidenschaftlich-ängstlich umschlang die Jungfrau den alten Mann. Schmerz und Freude vermischten sich in Assads Brust, er seufzte laut auf, da trat die Prinzessin zu ihm heran, faßte errötend seine Hand und sagte, indem sie ihn zu ihrem Vater führte: „Hier ist mein Retter!“ Der Sultan blieb eine Weile stumm und ernst, dann sprach er zu Assad: „Ich wollte dich töten!“ — „Ja“, erwiderte Assad, „aber noch leb' ich.“ — „Und du sollst leben bis ans Ende deiner Tage“, versetzte der Sultan mit erhöhter Stimme, „und wenn du mein Reich forderst, so will ich dir's zu Füßen legen und mir nichts ausbedingen, als einen Turban, ein Schwert und ein Grab!“ — „Ich habe nichts zu fordern!“ entgegnete Assad düster und dumpf. Dann fuhr er, sich zu der Prinzessin wendend, langsam und gemessen fort, wie einer, der über sich selbst ein Todesurteil ausspricht: „Ich hätte gern für dich den letzten Tropfen meines Blutes verspritzt, aber es ward mir nicht vergönnt, ich konnte dich nicht erlösen, ich konnte dich bloß beklagen, und das konnte jedermann. Und heute — heute war ich sogar nichtswürdig genug, den Stein, der dein holdes Selbst umschloß, in die schlammige Tiefe hinabzuschleudern, als der Mann, der, wie ich jetzt sehe, dein Vater ist, und in dem gewiß nur ahnungsvolle Sehnsucht den Wunsch nach seinem Besitz so heftig entzündete, ihn von mir verlangte. O, ich verachte mich selbst, und du mußt mich auch verachten!“ — „Du thust dir Unrecht“, sagte Fatime, „denn dadurch, daß du den Rubin, den du bisher, wie alle früheren Besitzer, nur zu starrsinnig festgehalten hattest, freiwillig und aus eigenem Antriebe von dir warfst, ward meine Entzauberung vollbracht; dies war ja eben die schlimme Bedingung, die dieselbe, obgleich ein jeder sie an jedem Ort und zu jeder Stunde erfüllen konnte, ungewisser machte wie ein Kampf

mit Ungeheuern und Drachen." — „So ward ich denn glücklich, weil ich erbärmlich war!" versetzte Assad. Fatime schaute ihn zugleich bittend und fragend an, denn sie verstand ihn nicht mehr, der Sultan aber trat hinzu und sagte: „Du bist von nun an mein Sohn; tritt nicht zurück, ein Mann muß sich nicht schämen, das von dem Zufall als Geschenk anzunehmen, was er, wenn's nötig wäre, dem Schicksal abtrotzen würde durch Kraft und Beharrlichkeit. Jetzt aber begleitet mich in meinen Palast, es ist nicht recht, daß wir uns so lange allein freuten, Fatime hat noch eine Mutter."



Der Schneidermeister Nepomuk Schlägel auf der Freudenjagd.

Wenn dir, lieber Leser, in der Augustinergasse der Stadt München um die Zeit, wo ein ordnungsliebender Bürger ins Bierhaus zu gehen pflegt, nämlich in der Winterabenddämmerung zwischen vier und fünf Uhr, ein Mann von untersetzter Statur begegnen sollte, an dem dir ein ungewöhnlich großer Mund mit trefflichem Gebiß und ein plötzliches Stehenbleiben nebst der damit verbundenen scharfen Musterung deiner Rückseite auffällt, so fürchte nur nicht etwa, daß er ein Gauner sei, dem dein sorgloses Schlendern böse Gedanken einflößte; es ist kein anderer als der ehrsame Schneidermeister Nepomuk Schlägel, der in dem Albrecht-Dürer-Hause[1] zu Nürnberg geboren und erzogen, aber noch nie, sei es auch nur für eine Nacht, auf die Wache gesetzt, geschweige in ein Gefängnis gebracht wurde, und bloß um sich zu ärgern, bloß um sich zu sagen: was sind das Stiefel! welch ein Rock gegen den deinigen, Nepomuk, und ein silberner Knopf auf dem Stock! schenkt er dir seine Aufmerksamkeit. Langsam schreitet er die Straße entlang, und sein spürender Blick weiß an jedem Vorübergehenden einen Vorzug aufzufinden, der ihm die Galle rege macht; an dem alten Bettler dort, der sich ermüdet an die Ecke lehnt, wird ihm die blautuchene Hose, die dem fast Erstarrten zu Mittag ein mitleidiger Student zuwarf, gewiß nicht entgehen, wohl aber, daß sie einige Löcher hat; der Stelzfuß selbst, der eben pfeifend vorüber stapft, gibt ihm zu einem Fluche Grund genug, denn er denkt: „Es wäre die Frage, ob du ein hölzernes Bein bezahlen könntest, wenn du, wie der

---

[1] Das Albrecht-Dürer-Haus in Nürnberg sah Hebbel im März 1839 auf seiner Wanderung von München nach Hamburg („Tagebücher", Bd. 1, S. 309).

da, das fleischerne einbüßtest.“ Als er einmal vom Lande einen Dieb einbringen sah, verdroß es ihn sehr, daß der kränkliche Mensch, den der Arzt für den Fußtransport zu schwach befunden hatte, auf einen Leiterwagen gepackt war, und er fragte einen Bekannten giftig, ob er glaube, daß man ihn in gleicher Lage ähnlich behandeln werde; ich würde es für ein Wunder halten, wenn ihm nicht selbst der Raubmörder, der kürzlich durch Vermittlung des Scharfrichters das Zeitliche mit dem Ewigen gesegnete, durch irgend etwas zum Murren über die Ungerechtigkeit und Stiefmütterlichkeit des Glücks gegen ihn, den Vernachlässigten, immer hintangesetzten Schneidermeister, Anlaß gegeben hätte. Eben begegnet ihm sein einziger Kunde, der Unteroffizier, dem er zuweilen die Zivilhose flickt, weil keiner seiner Kollegen sich aus gerechtem Kleidermacherstolz damit befassen will. Nepomuk grüßt ihn, aber unmöglich könnte ein Prinz von Geblüt den kahlen Hut des Schneidermeisters mit größerem Abscheu berühren, als der Schneidermeister selbst, er scheint ihn nur abzuziehen und zu schwenken, um ihn von sich zu schleudern. Jetzt tritt er in einen Bäckerladen, nicht um Brot einzukaufen — Geld hat er nicht — sondern weil er gehört hat, die reiche Tante des Bäckers, den er noch von seinen Gesellenjahren her kennt, sei gestorben und habe dem Manne ihr Vermögen hinterlassen; nun will er kondolieren und gratulieren und hofft dabei zu erfahren, daß alles, zum wenigsten das Beste, nämlich die Erbschaft, erstunken und erlogen sei. Bettelkinder könnt' er durchprügeln, weil sie ihn nicht anbetteln; woher weiß das Gesindel — denkt er — daß ich ein Lump bin; könnte ich nicht auch ein Sonderling sein, ein Engländer, der sich aus Grillenhaftigkeit in nichtswürdige Kleider steckt? — Was hat der Kerl für Schultern und Fäuste — ruft er aus, indem er in die laute, vom Steinkohlenfeuer lustig und hell erleuchtete Werkstatt eines Schmiedes hineinlauscht und auf den riesenhaften Gesellen, der eben den schweren Hammer schwingt, grollende Blicke wirft — ich glaube, er könnte den Amboß zerschmettern wie Glas, wenn er wollte. Aus dir, Nepo=

muk, hätte nie ein tüchtiger Schmied werden können, denn du bist aus Lappen zusammengepfuscht; pfui über die Wirtschaft! — Dem liebenden Paare, das, innig in sein süßes Geschwätz verloren, vorüberschleicht, folgt er auf dem Fuß, nicht aus Neugier, oder um es zu stören, sondern um sich bei Laternenlicht aus des Mädchens Gesicht die Impertinenz zu abstrahieren, mit der sie ihn würde ablaufen lassen, falls er sich zum Seladon[1] antrüge. „Daß ich längst ein Weib habe", denkt er, „sieht mir keine an, aber wohl, daß ich häßlich bin wie die Nacht." — „Jung freilich, aber jungfräulich?" ruft er dann und schießt vorbei. Einer alten Frau, die die Gosse zur rechten Hand hat, rennt er gegen den knöchernen Arm, damit sie ihm seine krummen Säbelbeine und den Ansatz zum Höcker vorwerfe, oder doch wenigstens, falls sie wider sein Vermuten nicht zu dem streitbaren Korps gehört, das bei Tage Äpfel oder Fische feilbietet, seine Tölpelhaftigkeit. Wenn der Pudel, der, auf seiner Abendpromenade begriffen, eben, ein Bild der personifizierten Zufriedenheit, die Straße herunterkömmt, dem Schneidermeister nicht beizeiten ausweicht, so versetzt er ihm gewiß einen derben Stoß mit dem Fuße, denn das wohlbeleibte Tier ist Schlägel, dem nichts der Art entgeht, schon eine Minute lang ein Dorn im Auge. „Solch eine Kreatur", denkt er, „die die Garderobe mit auf die Welt bringt, frißt und säuft und macht sich Pläsier und krepiert zuletzt ohne Qual und Krankenbett." Der Pudel stiehlt sich, geschickt und hurtig am herausgerückten Tisch in einer offenen Metzgerbude aufspringend, eine Groschenwurst. „Heda, halt!" ruft Nepomuk, „diebische Hunde", brummt er dann mit einem Ingrimm, als ob er selbst bestohlen wäre, „sollten so gut aufgeknüpft werden wie Menschen, die das siebente Gebot nicht respektieren; warum haben sie mehr Recht zu einer schlechten Aufführung wie ich?" — Dem Fleischer, der gerade, die messingne Brille auf der Nase, in

[1] So nennt man einen schmachtenden Liebhaber nach einer Person des französischen Romans „Astrée" (1619) von Honoré d'Urfé.

der „Bayrischen Landbötin“[1] liest, ist das crimen[2] entgangen; Nepomuk macht ihm schleunige Mitteilung und lächelt, da jener verdrießlich die Nachtmütze ins Gesicht schiebt und einen Fluch ausstößt, an diesem Abend zum erstenmal. „Das Kind hat die Wassersucht!“ sagt er zu einer Magd, die einen blassen, weinerlichen, in dicke Tücher eingewickelten Knaben über die Straße trägt; „schützt der Doktor immer noch ein heilbares Übel vor? Drei Brüder verlor ich daran!“ — „Also der ist richtig davongekommen!“ ruft er aus und biegt, um seinem ehemaligen Schulkameraden, dem schon aus der Ferne gutmütig mit der Hand grüßenden Seifensieder, nicht zu begegnen, in ein Nebengäßchen ab; „ja, das sag' ich ja nur, der Kerl, so schmächtig er scheint, ist aus Eisen gegossen, jeder andere, z. B. ich, erliegt hitzigen Gallenfiebern, wenn sie ihn packen, ihn ficht's nicht an, er darf schon wieder in der Abendluft herumlaufen, obgleich sie wahrlich rauh und kalt ist; nun, ich will mich nicht erbosen, wenn ich mich auch nicht darüber freuen kann, daß der einzige Zeuge meines ersten und letzten Tuchdiebstahls, denn an die Wiederholung ist nicht zu denken, da niemand etwas Neues bei mir machen läßt, just ein Katzenleben hat!“ — Es ist ihm völlig recht, daß der rußige Schornsteinfeger mit seinen weißen Augen, der gerade, die lange, schmutzige Leiter unterm Arm und den Kehrbesen in der Hand, aus einem Winkel hervortritt, ihm im engen Gäßchen beim besten Willen nicht auszuweichen vermag; „verfluchter Kittel“, denkt er und wirft auf seinen Rock einen schnöden Seitenblick, „dir geschieht, was dir gebührt!“ Einem weinenden, blondhaarigen Mädchen von sieben Jahren, das den Sechsbätzner[3], wofür es das Nachtbier holen sollte, verloren hat und sich nicht zum jähzornigen Vater zurückgetraut, gibt er, statt der Münze, die das Kind für die Erzählung seiner Jammer-

[1] Diese Zeitung las Hebbel täglich während seines Münchener Aufenthalts. Beppi brachte sie ihm jeden Morgen mit dem Kaffee auf das Zimmer.

[2] Verbrechen.

[3] Der Batzen (4 Kreuzer) war früher in Süddeutschland Scheidemünze.

geschichte erwartete, den Rat, ein ander Mal die Hand fester zuzuhalten und sich nicht wieder am Juwelierladen durch Betrachtung der blitzenden Goldsachen und Edelsteine zu zerstreuen; er möchte des Strafamts wegen wohl eine Viertelstunde Vater zum Mädchen sein. Einige Wonne würd' er spüren, wenn einmal plötzlich unter seinen Augen ein großes Verbrechen — ein Totschlag wäre groß genug — begangen würde, er müßte aber zu spät kommen, um die That zu verhüten, aber früh genug, um den Missethäter der Gendarmerie zu überantworten. So war, da einst in einem Dorfe, wo er übernachtete, Feuer ausbrach, niemand geschäftiger, schrecklichen, d. h. erschreckenden Lärm zu machen und die Sturmglocke zu läuten als Nepomuk, nachdem er sich vorher überzeugt hatte, daß das Löschen bei dem starken Winde und der Gebrechlichkeit der Spritzen unmöglich sei. Ebenso ist er jeden Sonnabend der erste, der der alten halbblinden Tischlerswitwe, die neben ihm in einem elenden Dachkämmerlein wohnt und leidenschaftlich in der Zahlenlotterie spielt, weil sie Sarg und Leichenhemd gern herausbringen möchte, mit zuvorkommender Dienstfertigkeit es anzeigt, daß ihre Nummern wieder ausgeblieben sind. Die schöne Militärmusik beim Aufziehen der Hauptwache am Schrannenplatz ergötzt ihn zuweilen sehr, aber nur dann, wenn es grimmig kalt ist oder viel Schnee fällt, so daß den Spielleuten die Finger erstarren; jetzt, denkt er, wissen sie doch, wofür der König sie löhnt. An Theaterabenden versäumt er selten, sich vor dem Schauspielhause einzufinden. Es verdrießt ihn, daß das Haus nie bei einer Oper, wie es doch in andern Städten schon geschah, in Flammen aufgeht, denn das wäre ein Schauspiel, das in seinen Augen jedes sonstige überträfe, und ein römisch-unentgeltliches obendrein. Auch ist es ihm nicht angenehm, daß so selten Ohnmächtige oder Epileptische herausgebracht werden. Doch entschädigt ihn manches, z. B. an einer Equipage junge hitzige Pferde, die der Haber so sticht, daß sie nicht stehen oder gar durchgehen wollen, während die Herrschaft aussteigt; ein plötzlicher Regenguß, der Damen, die das

Parapluie vergaßen, bis auf die Haut einnäßt; auch wohl ein leichtfüßiger Elegant, der die Stufen gar zu schnell und gar zu anmutig hinaufhüpfen will, weil die artige Kousine seine Grazie bewundern soll, und der dabei schmählich ausglitscht. Wenig beneidet er übrigens Standespersonen, die ins Schauspiel fahren, namentlich durchaus nicht den Hof, aus demselben Grunde, warum er dem Vogel seine Flügel und dem Himmel seine Sterne nicht mißgönnt, dagegen ergrimmt er gegen alles, was Parterre und Galerie füllt, „denn", sagt er, „da hinein gehörte ich so gut wie andere, wenn's in der Welt nicht so lüderlich herginge". Von Mitleid empfindet er eigentlich soviel wie gar nichts, wenn ein armes Riegelhäubchen[1], dem der Geliebte, ein Maler und Anstreicher, für den „Freischütz" ein Billet geschenkt hat, den kahlen Strickbeutel beim Eintritt ins Haus umsonst darnach durchsucht und zuletzt mit Entsetzen entdeckt, daß die Schatullenmäuse aus Hunger oder Langeweile ein Loch hineingefressen haben. Es empört ihn, daß Theaterbediente unsterblich sind, wie er sich hyperbolisch[2] ausdrückt; „der Wanst da mit der roten Nase, der an der Kasse sitzt", sagt er, „wird, wie ein Schwein, mir vor den Augen von Tag zu Tag fetter, und doch verschluckt er mehr Zugluft als die Flöhe in meinem Ärmel! Wenn junge Herren, die nur ins Theater eintreten, um es in einer Szene, die alles spannt, mit Geräusch wieder zu verlassen, anbettelnden Gassenbuben die Kontermarke verweigern, weil sie sich keine geben ließen, so vergnügt's ihn einigermaßen. Ließe sich bei der Aufmerksamkeit des zahlreichen Aufsichtspersonals an ein Einschleichen nur irgend denken, so hätte Nepomuk es längst versucht, nicht, um sich an Schiller oder Kotzebue zu delektieren — er verlacht beide und das Publikum, das sich durch sie täuschen läßt, obendrein — sondern um sich zu sagen: also die kleine geschminkte Wachspuppe

---

[1] Bürgermädchen. Vgl. auch Hebbels Brief an Dingelstedt vom 19. Dezember 1860, wo er von München als einer Stadt spricht, „in der er dritteshalb Jahre als armer Student bald mit diesem, bald mit jenem Riegelhäubchen herumgelaufen" sei.

[2] Übertreibend.

da ist Mamsell die und die, die dafür, daß sie hopst oder das Gesicht verzieht und sich stellt, als ob sie weinte, dreitausend Gulden einstreicht, und der zum Barbier herausstaffierte Narr ist Herr der und der, dem man seine Triller und Läufe, seit ihm viertausend nicht mehr genug sind, mit sechstausend bezahlt! — Festtage sind wahre Leckertage für ihn. Am heiligen Weihnachtsabend kann er sich's nicht versagen, stundenlang Gasse nach Gasse, die freundliche, im Glanz der menschlich- und göttlich-schönsten Jahresfeier schimmernde Stadt, der Gustav Adolf einst Räder wünschte, um sie nach Schweden hinüberschaffen zu können, zu durchstreifen. Dann ergeht er sich in erheiternden Phantasien, denkt zuweilen: wie wär's, wenn jener Läufer dich suchte, weil er dich in die Residenz zu Tafel bitten soll, schämt sich aber bald des materiellen Gelüstes und malt sich's aus, wie es den Konditor, an dessen prangendem Laden ihn eben sein Weg vorbeiführt, überraschen würde, wenn er ihm plötzlich die Fenster einwürfe; wär' ich der Teufel, denkt er, so macht' ich mir doch den Spaß, in jedem Hause, sowie man sich zum Schmarotzen niedersetzte, die Lichter auszublasen und den Tisch umzustoßen, oder ich verwandelte auch den Wein in ein abführendes Dekokt und den Braten in unverdauliches Sohlleder; ja daraus, daß so etwas nie geschieht, schließt er fast, daß es gar keinen Teufel gibt. Neujahrs ermuntert er mutwillige junge Leute eifrigst zum Freudenschießen, teils weil es von der Polizei verboten ist, teils weil es den unvorsichtigen Schützen oft die Hand kostet oder doch einen Finger. Am Oktoberfest[1] hält er sich am liebsten in der Nähe des sogenannten Rettungszelts für Verunglückende auf, hat aber selten die Satisfaktion, einen Erquetschten, vom Pferde Gestürzten oder sonst Beschädigten hineinbringen zu sehen, und schimpft darum das ganze Fest eine Lumperei. Am Tage Allerseelen[2] besucht er das Grab seines Vaters, nicht, um daran zu beten oder

---

[1] Über dieses bekannte Münchener Volksfest schrieb Hebbel 1836 einen Bericht für das „Morgenblatt" in Stuttgart.

[2] Das Totenfest der Katholiken am 1. November.

es gar zu bekränzen, sondern um daran zu fluchen und es dem Toten vorzuwerfen, daß er ihm nichts hinterlassen hat. Wer weiß, denkt er, wie weit die Macht der Toten geht, und ob sie einem nicht Schätze anzeigen oder Glücksnummern eingeben können! Fleißigst besucht er die Kirchen und macht, da alle ihn auf gleiche Weise erbauen, keinen Unterschied zwischen protestantischen und katholischen. „Da hocken sie alle", murrt er, indem er die vollen Sitzbänke und Betstühle mustert, „dickbäuchig und mit strotzenden Vollmondgesichtern, gleich gemästeten Hühnern auf der Latte; da stammeln sie wie Gäste, die vom Schmaus aufstehen, fürs genossene Gute den Dank heraus und bitten um ferneres gütiges Gedenken; da gehen sie selbstzufrieden und zuversichtlich davon und sind sicher, nicht, wie ich, der Schneidermeister, vergessen zu werden! Vater unser, gib ihr doch" — er faßt, während er dies sagt, ein tief in Gebet und Gebetbuch versunkenes schönes Mädchen mit auf die Seite geneigtem, gesundblassem Madonnengesicht ins Auge — „gib ihr doch, was sie verlangt, gib ihr den Geliebten, und dann gib ihr auch etwas, was sie nicht verlangt!" Zuweilen geht er bei sich selbst zu Gast und beneidet sich seiner frühern Jahre wegen. Da ich ein Knabe war, denkt er, und es nicht zu schätzen wußte, mangelte mir's an nichts; meine Hemden mußten immer etwas feiner sein als die der Nachbarskinder, kein Sonntagsmorgen ging vorüber, wo ich nicht mit Lebkuchen vor die Thür oder ans Fenster treten und auf die rothaarige Böttcherstochter, die ihre trockene Semmel verzehrte, stolz herabschauen konnte, und wenn mir die Mittagskost nicht behagte, so buk die Mutter mir heimlich einen leckeren Pfannkuchen. Wurde nicht damals mein Geburtstag so gut gefeiert wie der des Königs, und gab's dann nicht Gänse mit Äpfeln und Rosinen gefüllt und mit herrlicher brauner Sauce übergossen? O verflucht und dreimal verflucht sei jene Zeit! Hätt' ich solche Gänse nie gefressen, so würde mir jetzt nicht das Maul darnach wässern! Bier- und Speisehäuser sind Bet-, d. h. Fluchhäuser für ihn; seine nah' an den Atheismus streifende

Überzeugung von der gebrechlichen Einrichtung der Welt hat er in dieser trüben Atmosphäre und im eigentlichsten Verstande aus Bierkrügen, aus solchen nämlich, die er nicht stürzen durfte, geschöpft. Was muß er aber auch nicht alles aushalten, ehe er nur dazu kommt, seine Andacht zu verrichten! Für dich, lieber Leser, der du, die Abendpfeife oder die Zigarre im Munde und das bare blanke Geld im Sack, dich nach einem Gespräch und einer Zeitung oder nach reellern Dingen sehnst, ist der Eintritt in ein Wirtshaus freilich kein Heldenstück. Du gehst einem wahren Bombardement von Genüssen entgegen: devote Bücklinge, die dich an der Thür empfangen; interessante Neuigkeiten, die, gerade wie du eintrittst, erzählt werden; ein Herzensfreund, den du erst in acht Tagen von seiner Reise zurückerwarten durftest, und der deiner mit Ungeduld harrt; ein anderer, der dir noch vor einer Stunde sagte, er könne den Akten heute gewiß keinen Augenblick abmüßigen, und der nun doch lächelnd hinter dem Tisch sitzt; dies und wieviel mehr noch verwirrt dir den Kopf und stürzt dich mitten in jenen süßen Taumel hinein, in dem alle Wollustknospen der Sinne und des Herzens aufbrechen, und bloß zur Erinnerung an die Unvollkommenheit alles Irdischen mischt sich der kleine Verdruß darunter, daß heute abend jeder Braten, nur kein Rehbraten, auf den du dich doch gerade gespitzt hattest, auf der Speisekarte paradiert. Wie anders verhält es sich mit Nepomuk! Es steckt etwas Rätselhaftes in einem Wirt. Er trieft von Artigkeiten, wenn er von Schweiß trieft; quäle ihn bis aufs Blut, laß ihn hundert Dinge aus allen Ecken und Winkeln seines Hauses herbeischleppen, finde nichts gut genug, sondern verlange immerfort das Bessere und das Beste: ihm dünkt's nicht unverschämt; er wird nicht verdrießlich, er lächelt dazu, seine Heiterkeit steigt mit seiner Mühe, und er kreiert dich, ohne Pfalzgraf zu sein, zum Baron, zum Grafen, zu allem, was du nicht bist. Wehe aber stillen, genügsamen Leuten wie Nepomuk, die sich, mit einem Trunk Luft zufrieden, so gut oder so schlecht sie zu haben ist, bescheiden in eine Ecke drücken und sich ein Gewissen

daraus machen, ihn oder den Kellner zu plagen. Sie sind ihm in tiefster Seele zuwider, und er hat des kein Hehl; da er sie durch Blicke nicht vergiften kann, so sucht er sie dadurch zu vertreiben, und die Römerseele, die dies kleine Gewehrfeuer erträgt, halte darum den Sieg nur nicht für schon entschieden, sondern bereite sich auf die schnödeste Kriegslist vor, denn die Niederlage beugt den Feind nicht, sie macht ihn grimmig und tückisch. Wer hat dies schmerzlicher erfahren als der Schneidermeister Nepomuk Schlägel! Er hielt, man muß es sagen, im Stachusgarten[1] aus, was Menschen aushalten können. Augen, aus denen die ganze Hölle flammte; schnödes Einpalissadieren mit leeren Krügen und Flaschen; verachtungsvolles Wegnehmen des Lichts von dem Tisch, an dem er, in fast kindlicher Unbefangenheit mit seinem Hut spielend, einsam saß; sogar ein Tritt des groben Aufwärters auf seine Leichdornen, dem keine Bitte um Entschuldigung folgte — standhaft ertrug und verbiß er alles, wie jener Holländer die Greuel der französischen Revolution, und tröstete sich wie dieser: es hat ein Ende, und jeden Abend lebt' ich noch, wenn ich zu Bett ging. Was half's? Einmal war er kaum eingetreten, da setzte der Wirt gräßlich-freundlich in eigner Person einen übermächtigen Braten samt Zubehör und zwei helle Festkerzen vor ihn hin und sah dann mit inhaltschwerem Gesicht auf seine Tasche. Als er den Mann gutmütig aufmerksam machte, er habe nichts bestellt, fuhr der Grobian ihn an, das wisse er wohl und eben darum solle er sich zum Teufel scheren, er habe noch nie etwas bestellt. Seitdem schleicht er sich ins Wirtshaus wie eine Maus in die Speisekammer. Wenn's nur glücken will, mischt er sich als einzelnen bitteren Tropfen in eine Welle willkommner Gäste, die hineinströmt. Geht das nicht, so gibt er sich beim Eintritt das Ansehen, als ob er jemanden suche, frägt auch wohl nach einem Herrn mit metallenen Knöpfen auf'm Rock oder mit rotem Schnurrbart und schlüpft dann mit der Geschwindigkeit

[1] Ein Münchner Gasthof.

einer Eidechse in den dunkelsten Winkel. Wahrlich, Nepomuk, wer dich so mit unendlicher Geschicklichkeit das Kunststück, dich in einer räucherigen Wirtshausecke unterzubringen, ausführen sieht, der ahnt nicht, daß es bloß darum geschieht, damit du jedem Gast die Bissen in den Mund zählen und dich dabei der kalten Kartoffeln, die dich zu Hause erwarten, mit Zähneknirschen erinnern kannst. Und wird dir, wenn du's aufrichtig bedenkst, etwas anderes zu teil? Ein zerbrochenes Glas kann dich wenig trösten, denn selten oder nie trifft das Unglück einen, der den letzten Heller schon ausgegeben hat und es nicht bezahlen kann; geschäh's aber auch einmal, so würde es dir zu nichts als zu der Überzeugung verhelfen, daß es, dich ausgenommen, niemandem bei Wirtsleuten an Kredit fehlt. Prügeleien entstehen freilich beim Biere ebenso oft als ewige Freundschaften, aber wen verdrießt denn ein Faustschlag, da er zwei zurückgeben darf, wer macht sich viel aus einer gepletschten[1] Nase, wenn er zu seiner Satisfaktion das abgerissene Ohr des Gegners in der Hand behielt? Im trunkenen Zustande wird allerdings manches ausgeschwatzt, was besser verschwiegen bliebe, aber ist jemals in deiner Anwesenheit von einer längst vergessenen Mordthat oder einer Brandstiftung etwas zum Vorschein gekommen, und was hattest du also von deiner Nüchternheit, deinem Aufhorchen? Das Bierhaus ist unstreitig der Boden, wo Wassersuchten und andere Totkrankheiten lustig wie Pilze zu Dutzenden aufschießen; ist aber, frage dich einmal, deine Phantasie flügelkräftig genug, dir, wenn du irgend einen Hans ohne Sorgen frisch und wohlgemut das sechste Glas hinunterstürzen und das siebente fordern siehst, flink als niederschlagendes Pulver das Krankenbett vorzuführen, wo ihm ein Arzt kopfschüttelnd das Bier als Wasser wieder abzapft und im stillen das Leben abspricht? Nichts bleibt dir als das wohlthuende Gefühl glücklich überwundener Hindernisse und der Triumph, doch auch da zu sein, nichts als der leidige Trost,

[1] Pletschen = breit drücken.

daß, sowie die Polizeistunde eintritt, jeder fortgewiesen wird gleich dir, und daß dann dir das Gehen besser fleckt als den meisten. Und nun zu Hause! Freilich sollst du aus dem Munde deiner Frau noch die erste Klage über die bittere Armut hören, die sie mit dir teilen muß; sie wartet geduldig auf dich in der ungeheizten Kammer, solange du auch ausbleiben magst, sie geht, wenn du endlich mit leeren Händen kommst, hungrig zu Bette, wie sie hungrig aufgestanden ist, und beschwert sich mit keinem Wort über ihr Schicksal. Aber nie wirst du sie dahin bringen, daß sie sich ihre schönen schwarzen Haare abschneiden läßt, und da du, seit dein Nachbar, der Friseur, dir zwei Kronenthaler dafür bot, keinen Gedanken mehr spinnst, der nicht an diese Haare geknüpft wäre, so hast du ebensoviel Qual und Pein von ihr, als wenn sie tobte und lärmte. Umsonst ziehst du sie schmeichelnd auf deinen Schoß, nennst sie dein Täubchen und fragst sie, indem du ihre Locken kosend durch die Finger gleiten lässest, ob sie dich glücklich machen will; umsonst suchst du sie durch den Triumphzug von gebratenen Gänsen, dampfenden Nudeln, schäumenden Bierkrügen, den du mit dichterischer Glut und Kraft vor ihre Phantasie heraufbeschwörst, zu betäuben, um dann gleich einem Stoßvogel die Bemerkung: „Und das alles kann man für zwei Kronenthaler haben!“ hinterdrein fliegen zu lassen; umsonst machst du's ihr plausibel, daß man ohne langes Haar leben kann, aber nicht ohne Geld. Sie erwidert sanft, aber bestimmt: „Im Sarg magst du mich scheren, früher nicht!“ Und da sich, wie du versucht hast, im Schlaf nichts bei ihr ausrichten läßt, so wirst du durch dieses Hauskreuz vielleicht dein ganzes Leben lang für die Freuden, die du dir auf der Straße erjagst, den Zoll abtragen müssen. Und ist's denn so ganz ungerecht?

Pauls merkwürdigste Nacht.

Die Uhr schlug eben Neun. Paul saß hinter dem Ofen an einem kleinen runden Tische und las eine Räubergeschichte, in deren Besitz er kürzlich auf einer Auktion gekommen war, weil er sie auf eine Nachtmütze mit in den Kauf hatte nehmen müssen. Wenn er eine Seite des Buches beendigt hatte, befühlte er jedesmal den Ofen und zog die Hand dann kopfschüttelnd zurück; als guter Hauswirt wollte er vor dem gänzlichen Erkalten des Ofens nicht zu Bette gehen, und dieser hielt noch immer einige Wärme fest. Zu seinen Füßen, träge in einen Knäuel zusammengerollt und laut schnarchend, lag sein Hund, ein wohlgenährter, weißgefleckter Pudel, der sein Fett weniger der Freigebigkeit seines Herrn als seiner diebischen Gewandtheit in Metzgerbuden verdankte. Wenn Paul im Buche an ein Kapitel kam, das ihn wenig interessierte, oder wenn er in die spärlich unterhaltene Lampe, die alle Augenblick zu erlöschen drohte, ein paar Tropfen Öl gießen mußte, so bückte er sich wohl zu dem Hund nieder, ließ denselben, vielleicht weil er ihn um seinen frühen Schlaf beneidete, allerlei Künste machen, Schildwache stehen oder den unfreiwilligen Toten spielen, brach ihm zuweilen aber auch ein Stück Brot ab und belohnte ihn damit für seine Folgsamkeit. Die Uhr schlug halb Zehn. Paul stand auf, um sich zu entkleiden, da klopfte es ans Fenster. „Komm herein", rief Paul, in dem Klopfenden einen Straßenbuben vermutend, der ihn necken wolle, „dann kannst du hinaussehen!" Draußen ward gelacht und noch einmal geklopft. Ärgerlich blies Paul die Lampe aus und schlug sein Bett zurück. „Mach' auf, ich bin's!" rief jetzt eine bekannte Stimme. „Du noch, Bruder Franz?" entgegnete Paul; „was willst du denn so spät?" Verdrießlich suchte er sein Feuerzeug, zündete die Lampe wieder an und öffnete die Thüre. „Du mußt noch zur Stadt", sagte der Bruder eintretend und legte einen großen Brief auf den Tisch, „wir haben im Amt alle

Hände voll zu thun, ich werde die ganze Nacht am Pult zubringen müssen!" – „Das ist nicht dein Ernst!" versetzte Paul und schaute seinen Bruder mit einem naiven Lächeln an. Er besorgte bei Tage für das Amt, wo sein Bruder Schreiber war, recht gern einen Brief, denn er erhielt einen guten Botenlohn, aber in der Nacht war das noch niemals vorgekommen, und er hatte keine Lust, statt zu Bette zu gehen, im Finstern einen Weg von zwei Meilen zu machen. „Wie sollte es nicht mein Ernst sein!" entgegnete der Bruder; „mach' hurtig, die Sache hat Eile und kein Augenblick ist zu verlieren!" – „Spute dich, Paul!" rief die Mutter, die einer Erkältung halber schon seit einer Stunde im Bette lag; „das kommt uns trefflich zu statten, denn morgen ist Markttag!" — „Such' dir einen andern Boten", sagte Paul nach einer Pause halb leise, „ich gehe nicht!" Der Bruder, der sich gefreut hatte, Paul den kleinen Verdienst zuwenden zu können, wurde gereizt. „Du sollst!" rief er mit Heftigkeit; „wer das Geld bei Tage verdienen will, der muß auch nachts bei der Hand sein!" — „Thu', was du willst!" erwiderte Paul mit großer Ruhe; „es sollte mich wundern, wenn du mich so weit brächtest." Er trat an den Tisch und blätterte in dem Räuberromane; mitunter warf er einen scheuen Blick auf den Bruder. Dieser schwieg eine Weile still, dann sagte er: „Ich werde den Bettelvogt zu dir schicken!" und wollte fortgehen. Der Bettelvogt war ein Mann, den Paul fürchtete, weil er den Umfang seiner Macht nicht kannte; er vertrat seinem Bruder daher den Weg und sprach: „Franz, sei nicht unvernünftig, du würdest es ebensowenig thun wie ich!" Jetzt regte sich die Mutter wieder in ihrem Bett. „Junge!" rief sie zornig, „wem gleichst du nur! Deinen Vater verdroß keine Mühe, und auch ich, so alt ich bin, rühre mich wie ich kann. Du aber kommst vor Faulheit um!" — „Faulheit?" versetzte Paul ärgerlich und stellte seine Pfeife, die er bisher noch nicht hatte ausgehen lassen, vor das Fenster; „als ob's Faulheit wäre!" — „Was ist es denn?" fragte der Bruder. „Das weißt du recht gut!" erwiderte Paul und stützte, sich niedersetzend, den

Kopf auf den Tisch. „Erst neulich stand eine Mordgeschichte im Wochenblatt!“ Der Bruder mußte unwillkürlich lächeln, dann sagte er: „Paul, sei kein Narr! sieh auf deine kahle Jacke und tröste dich. Dich wird niemand umbringen; denn daß du nichts in der Tasche hast, das sieht dir jeder an.“ — „Haben sie“, entgegnete Paul mit einem Blicke herausfordernder Angst, „nicht einmal einen ums Hemd kalt gemacht?“ Dabei zog er seine Jacke aus, um mit That und Wort zugleich gegen das ihm zugemutete Heldenstück zu protestieren. Der Mutter, die dies bemerkte, floß die Galle über; sie richtete sich, ohne etwas zu sagen, im Bett auf und warf Paul ihren Pantoffel an den Kopf. Der Bruder, der jetzt erst sah, daß Paul im stillen Anstalt gemacht hatte, zu Bett zu gehen, faßte ihn bei der Brust, schüttelte ihn weidlich und rief: „Erkläre dich, ob du willst oder nicht!“ — „Ich will!“ sagte Paul in weinerlichem Tone; „laß mich nur los!“ Dann kehrte er sich um und rief der Mutter zu: „Gott wird richten! Du bist an meinem Unglück schuld! Der Mond ist nicht einmal ordentlich durch!“ Thränen stürzten aus seinen Augen, doch sagte er jetzt kein Wort weiter, sondern zog schweigend und schnell die schon abgelegte Jacke wieder an, setzte die Mütze auf, steckte Tabakspfeife und Brief in die Tasche, griff zum Stecken und ging, dem Hunde pfeifend, aus der Thür. Eine kurze Weile machte er nur sehr langsame Schritte, weil er zurückgerufen zu werden hoffte. Dann setzte er sich mit einem Fluch in seinen gewöhnlichen Trab. Bevor er die Landstraße erreichte, kam er an einem vom Dorf abgesondert liegenden Hause vorbei, welches als eine Diebesherberge berüchtigt war und von einem alten Weibe samt ihren drei Söhnen bewohnt wurde. „Wenn die alle drei“, dachte Paul, „sind, wo sie sein sollen, so will ich mich beruhigen!“ und schlich sich mit leisen, leisen Schritten unter die erleuchteten Fenster, die nur schlecht mit einigen zerrissenen Schürzen verhängt waren und den Blick ins Innere gestatteten. Die Diebsmutter saß am Ofen und spann, zwei ihrer Söhne spielten Karten mit einem berüchtigten Herumstreifer, einem Musikanten,

der dritte war nicht sichtbar, aber im Hintergrunde des Zimmers lag auf einer Streu ein Kerl, von dessen Gesicht man nichts erkennen konnte als den starken schwarzen Backenbart, der sich verwegen von dem einen Ohre bis zum andern hinzog. „Der lange Hans ist nicht zu Hause", dachte Paul, und kalte Schauer liefen ihm über den Rücken; „der wird der erste sein, der mir unterwegs begegnet!" Er lauschte wieder hinein. „Wie grimmig der rothaarige Marquard aussieht!" sagte er und wußte nicht, daß er seinen Gedanken Worte gab. — „Und der einäugige Jürgen, wie er die Zähne zeigt, wenn er lacht! Doch, was sind sie alle beide gegen den Hans!" Ein Geräusch entstand, vorsichtig zog Paul sich zurück und setzte seinen Weg fort. Er kam an einer Mühle vorbei; der Müllerhund, seine Kette schüttelnd, bellte ihn an. „Belle nur zu!" rief Paul kühn und schwang seinen Stock. „Wie man doch zuweilen ein Thor ist!" fuhr er nach einer Pause fort; „sonst fürchte ich mich wie ein Kind vor Hunden, jetzt möchten mir ihrer zwanzig in den Weg kommen, ich nähme es lieber mit ihnen auf als mit einem einzigen Menschen!" Nun befand er sich auf der Landstraße. Wie eine ungeheure Riesenschlange dehnte sie sich mit den unheimlichsten Krümmungen und Windungen vor ihm aus; es war still, so totenhaft still, wie es nur in einer Winternacht voll Schnee und Frost sein kann; der Mond spielte Versteckens mit den Wolken und schien zuweilen hell, zuweilen gar nicht; die ringsum liegenden Dörfer waren in Nebel und Finsternis begraben; nur hier und da brannte in einem Hause noch ein trübes Licht, als trauriger Gesellschafter eines Kranken, der den Schlaf ruft und oft den Tod kommen sieht; eine dumpfe Kirchenuhr schlug in der Ferne, und Paul zählte ängstlich ihre feierlichen elf Schläge. Paul war kein Atheist, aber er schlief manchen Abend ohne sein Nachtgebet ein. Jetzt faltete er andächtig die Hände und betete ein Vaterunser. Eine Krähe flog mit häßlichem Geschrei dicht vor ihm auf. Er fluchte auf seinen unnatürlichen Bruder. Ein Kirchhof lag hart am Wege, auf dessen beschneite Leichensteine der Mond zwei Sekun=

den lang ein grelles Licht warf. Paul schwur, daß er des Morgens nie wieder vor seiner Mutter aufstehen und ihr den Kaffee kochen wolle. Ein Reiter sprengte stumm an ihm vorüber. „Wie glücklich“, rief Paul, der noch nie geritten war, „ist ein Mensch, der ein Pferd hat!“ Schon floß ihm der Schweiß von der Stirne herab, denn seit ihm der Kirchhof im Rücken lag, war er wütend gelaufen. Jetzt wagte er zum ersten Male, sich umzusehen, er entdeckte nichts Bedrohliches und zündete deshalb, mit Ruhe Feuer schlagend, die Pfeife an. „Hätt' ich doch“, dachte er, als er die ersten Züge that, die ihn bis ins Innerste hinein belebten, „irgend einen meiner Bekannten, der auch noch in die Stadt müßte, zur Seite! Wie angenehm ließe sich mit dem die Zeit verplaudern! Aber freilich, nachts zwischen Elf und Zwölf wandern nur Räuber und Mörder und Thoren, die beraubt und gemordet sein wollen. Wer ein Christ ist, der schläft zu dieser Stunde!“ Er sah sich wieder um, denn er hatte seinen Hund, der bisher nicht von ihm gewichen war, auf einmal verloren. Er rief, so laut er konnte: „Spitz! Spitz!“ Da war es ihm, als ob er selbst laut beim Namen gerufen würde. Mit fieberischer Gespanntheit horchte er auf und fand, daß er sich nicht getäuscht habe, denn „Paul! Paul!“ erscholl es hell und deutlich hinter ihm, und in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten bemerkte er eine auf ihn zueilende hohe Mannsgestalt, die, wie zum Wink, ihren Knittel schwang.[1] „Wer wird's sein?“ dachte Paul, „als der lange Hans aus der Diebsherberge! Jedem im Dorf ist's bekannt, daß ich fürs Amt zuweilen Geld in die Stadt trage; nun denkt er, es sei auch heute der Fall und rennt hinter mir drein! Ja, ja, Ort und Zeit sind gelegen! Wenn er mich nicht bloß morden, wenn er mich gemächlich schlachten wollte,

[1] In einer ähnlichen Lage befand sich Hebbel im März 1839 auf seiner Fußwanderung von München nach Hamburg. Als er in Thüringen hinter Hildburghausen einem Waldweg sich näherte, verfolgte ihn ein „rothaariger, höchst widerwärtiger Kerl“. Wie von dem vermeintlichen langen Hans in unserer Erzählung, heißt es unter anderm von ihm: „Dann schwang er, indem er weiter schritt, seinen keulenförmigen Knittel um den Kopf“ („Tagebücher“, Band I, S. 310).

hier wäre der Platz dazu. Aber man hat Beine!" Paul zog instinktmäßig sein Messer aus der Tasche und stürzte wie rasend fort. Sein Hund, der eine Weile in die Kreuz und Quer gerannt und wahrscheinlich einem Hasen auf der Spur gewesen war, folgte ihm und hatte das Mißgeschick, ihm vor übergroßer Eile zwischen die Beine zu geraten. Paul stolperte über ihn und wäre fast gefallen. „Verfluchter Köter!" rief er aus, „morgen ersäuf' ich dich!" Dabei stieß er mit dem Fuß nach dem treuen Tiere, welches eben, um seine Ungeschicklichkeit wieder gut zu machen, schmeichelnd an ihm hinaufsprang. Einer seiner Handschuhe entfiel ihm, er nahm sich nicht die Zeit, ihn aufzuheben, doch der gut abgerichtete Pudel that's für ihn mit dem Maul. Der Brief flog ihm aus der Jackentasche, er fluchte, während er sich aber notgedrungen niederbückte und ihn wieder aufnahm, blickte er zugleich scheu und ängstlich rückwärts und bemerkte zu seinem Troste, daß dem Verfolger bereits ein sehr bedeutender Vorsprung abgewonnen sei. „Im Laufen", dachte er, „nimmt's so leicht keiner mit mir auf; das wußte der Unhold, darum versuchte er's, mich durch Rufen zum Stehenbleiben zu verleiten. Ha! ha! als ob ich einfältiger wäre wie ein Hase, der wahrhaftig nicht umkehrt, wenn der Jäger ihm pfeift! Ich weiß gar nicht, warum ich die Pfeife nicht wieder anzünde, schon sehe ich die Türme der Stadt!" Der Lange, der es bemerken mochte, daß Paul nicht mehr so eilte wie vorher, rief abermals: „Heda! So warte doch!" – „Nimmt er nicht", dachte Paul, „ordentlich eine fremde Stimme an? Das ist die seinige nicht, die ist durch den Branntwein längst verdorben. Aber ruf' du, wie ein Engel ruft, mich fängt man nicht durch solche Künste!" Immer rüstig vorwärts schreitend, gelangte er bald an das unverschlossene Thor der Stadt. Hier sah er sich wieder um, der Lange war ihm ziemlich nahe, und er konnte im Mondschein deutlich bemerken, daß Spitz, dessen ungewöhnliches Hin- und Wiederlaufen ihm längst verdächtig gewesen war, jenen liebkoste, an ihm hinaufsprang und ihm die Hand leckte. „Bei Gott!" rief Paul grimmig aus

und ging in die Stadt hinein, „morgen ersäuf' ich den Köter im ersten Wasser, ich glaube, ich schwur's schon einmal!" Hell brannten die Laternen auf den Straßen, drei bis vier Nachtwächter wanderten umher. „Hier ist man mehr als sicher!" dachte Paul und stellte sich hinter einen Laternenpfahl. „Wagt der Gesell sich in die Stadt", dies gelobte er sich feierlich und blickte unverwandt nach dem Thore zurück, „so mach' ich die Wächter auf ihn aufmerksam, das bin ich jedem Schlafenden, den er bestehlen könnte, schuldig!" In diesem Augenblicke kam der Lange ins Thor. Paul eilte auf den ersten Nachtwächter zu und sagte in ängstlicher Hast: „Paßt auf den Menschen, der eben die Straße heraufkommt, er ist ein Räuber und Dieb und hat mich über anderthalb Stunden verfolgt!" Der Nachtwächter zog, ohne zu antworten, eine Pfeife hervor und pfiff, alsbald sammelten sich um ihn seine Kameraden und umzingelten, nachdem er sie in höchster Kürze instruiert hatte, den angeblichen Räuber, ihn mit den sonderbarsten Fragen bestürmend. Auch Paul trat herzu, wie aber ward ihm, als er in der Person, vor der er wie vor dem Teufel geflohen war, statt des langen Hans seinen guten Freund Jakob, einen Schmiedgesellen, erkannte. „Das ist er nicht!" rief er den Nachtwächtern zu; „ich habe mich geirrt, laßt diesen los!" Schimpfend und brummend ließen die Wächter von ihrer Beute ab; Paul aber trat vor Jakob hin und fragte ihn mit großem Ernst: „Warst du es wirklich, der hinter mir herkam, mir winkte und mich beim Namen rief?" Jakob, der nicht wußte, was er aus dem wunderlichen Vorfall machen sollte, versetzte übellaunig: „Wer wäre es sonst gewesen? Ich soll für meinen Meister, der plötzlich erkrankt ist, zum Arzt und erkannte dich, als du deinen Hund locktest, an der Stimme!" — „Jesus!" entgegnete Paul ruhig und hielt seinem Freunde den Tabaksbeutel hin, damit er sich eine Pfeife stopfe, „hätte ich das gewußt, so hätten wir zusammen gehen können!"

Herr Haidvogel und seine Familie.

„Nun, warum laßt ihr die Köpfe so hängen? Lustig, wie ich es bin!" Mit diesen Worten trat Herr Haidvogel, an einem Winterabend aus der Stadt zurückkommend, in seine enge Stube, in der seine Frau, von den beiden durch die Dunkelheit geängstigten Kindern endlich dazu gedrängt, eben die Lampe angezündet hatte. „Warum siehst du mich nicht an?" fuhr er fort und stellte sich vor seine Frau hin, die allerdings, ihr kleines, frierendes Kind streichelnd, keinen Blick für ihren Mann zu haben schien; „ziehst du wieder, wie gewöhnlich, im stillen einen Vergleich zwischen mir und dem Quacksalber von Doktor, der auch einmal hinter dir herlief? Danke Gott, daß du mich statt seiner bekommen hast, denn ich lebe doch wenigstens noch, ihn hat heute mittag der Teufel geholt, und eine halbe Stunde darauf, als ich gerade an seinem Hause vorbeikam, nagelte der Vergolder, der noch von nichts wußte, das neue Schild mit den ellenlangen Buchstaben, das ihm die Kundschaft verdoppeln sollte, über seiner Thür fest." „Er ist —?" fragte die Frau, ihr Auge zum erstenmal ein wenig erhebend, während ihre Hand von dem Haupte des Kindes herabglitt. „Tot!" versetzte Herr Haidvogel schadenfroh schnell, „so gewiß tot, als ob er eins seiner eigenen Dekokte[1] verschluckt hätte. Ja, der wird mich mit seinen ostindischen Taschentüchern nicht mehr ärgern, die er, wenn er des Morgens hier vorüberging und mich am Fenster stehen sah, immer im Winde flattern ließ! Sicher hat er sich zu Weihnacht wieder einen neuen Rock bestellt, denn bloß meinetwegen schaffte er sich dreimal soviel Kleider an, als er brauchte. Möchte der

[1] Eine durch Abkochen erhaltene Flüssigkeit.

Schneider ihn doch schon zugeschnitten haben! Die Rechnung wär' ein hübsches Weihnachtsgeschenk für sein hochmütiges Weib, die es ganz zu vergessen scheint, wie gern sie, als mein Vater noch lebte, mit mir getanzt und wie oft sie mir dabei die Hand gedrückt hat." — „Mein Gott! Achtunddreißig Jahr'!" sagte die Frau, ohne sich um ihren Mann zu bekümmern, und starrte vor sich hin. „Und auch ihr", begann Herr Haidvogel aufs neue und wandte sich zu den Kindern, „warum hockt ihr immer in der Stube, warum springt ihr nicht herum, warum find' ich euch nie auf der Eisbahn wie die andern? Munter, Junge, tanz' mit der Schwester, ich will pfeifen!" — „Sie haben den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen", unterbrach die Frau ihn bitter, „die paar Kartoffeln, die du nach Hause brachtest, liegen noch da, es fehlte an Holz, sie zu kochen!" — „Und war da nicht zu helfen?" erwiderte Herr Haidvogel, indem er zugleich einen der beiden um den Tisch stehenden alten Stühle bei der Lehne packte und mit ihm so stark gegen den Boden stieß, daß er fast zerbrach, „ich sollte doch meinen!" — „So machtest du's stets", versetzte die Frau, „und nur darum sind wir soweit heruntergekommen! Den letzten Stuhl, der noch für einen Einsprechenden übrigblieb, denn den andern füllst du aus, und den Kindern gehört ohnehin nicht mehr als mein Schoß und deine Lende! Warum nicht auch die Bettlade! Ein Glas Wasser konnten wir längst keinem Menschen mehr anbieten, weil das Glas uns mangelt! Wenn's nach dir ginge, so würde morgen auch niemand mehr einen Sitz bei uns finden!" — „Wär' das ein Unglück?" entgegnete Herr Haidvogel; „läßt sich ein Hund bei uns sehen, als wenn er etwas von uns zu fordern hat? und trollt sich so einer nicht um so eher wieder, wenn er sich nicht breit zum Predigen niederlassen kann? Doch gleichviel! Es gibt andere Mittel! Wir wollen uns heut abend etwas zu gute thun! Es geht ein Gerücht über mich — — leider ist es falsch, du siehst — —" Er unterbrach sich, nahm den Hut, den er bisher aufbehalten hatte, ab und deutete auf eine Beule

am Kopf. „Woher hast du die?“ fragte die Frau und erhob sich. „Woher?“ versetzte Herr Haidvogel und bedeckte sich schnell wieder. „Herausgeworfen bin ich einmal wieder beim Onkel. Alles beim alten!“ — „Mensch! Mensch!“ fuhr die Frau erschreckt auf, „willst du uns noch um das Letzte bringen? Was mein Onkel uns jährlich zufließen läßt, ist ohnehin wenig genug. Aber wir erhalten es nur unter der Bedingung, daß du nie sein Haus betrittst, daß du bei Tage nicht einmal daran vorbeigehst! Und nun! — — Ich zittre! Ich zittre!“ Sie preßte ihre Kinder an sich. „Ei was!“ sagte Herr Haidvogel, „mit dem Tode hat jede Dummheit ein Ende. Eine Pflicht hab' ich erfüllt, als ich hinging, eine Pflicht gegen die da und gegen dich! Ich hörte, den Alten habe der Schlag gerührt, und er sei gestorben, ohne ein Testament zu hinterlassen. Wenn das sich so verhalten hätte, würdest du doch wohl die Erbin gewesen sein, nicht wahr?“ — „Aber es verhielt sich nicht so!“ versetzte die Frau, „und das konntest du wissen!“ — „Das konnte ich nicht wissen!“ fuhr Herr Haidvogel gereizt auf; „es unterhielten sich zwei davon auf offener Straße, die es gar nicht sahen, daß ich in einer Ecke stand und an meinen Stiefelriemen knöpfte, die es also auf einen Spaß mit mir auch nicht abgesehen haben konnten. Als ich zum Vorschein kam, zogen sie den Hut vor mir, und der eine sprang sogar gleich herzu und hob mir den Stock auf, den ich noch überflüssigerweise zur Probe fallen ließ. Das war mir Beweis genug, und ich eilte ins Sterbehaus, um die aufsichtslosen Schurken, die Köchin und den Bedienten, am Verschleppen der Sachen zu verhindern. Gleich auf der Diele kam mir auch die Köchin mit dem Silberzeug entgegen. — ‚Wohin damit?‘ fuhr ich die Person an. ‚Nicht von der Stelle! Oder — Und Er da‘, rief ich dem Schlingel, dem Johann, zu, der eben, einen Rebhuhnflügel in der Hand, aus der Küche heraufkam, ‚warum war Er noch nicht bei mir? Hat Er den Kalender vielleicht erst verbrannt, worin der Tote die Vorschüsse notierte, die Er ihm abzuschwatzen wußte? Das wird Ihm übel bekommen!‘“ —

„Gott! Gott!" seufzte die Frau, „der ist zehn Jahre und die acht! Was wird aus den armen Kindern, wenn" — „Was würde aus ihnen", unterbrach Herr Haidvogel sie mit Unwillen, „wenn sie einmal eine Erbschaft machten und ihr Vater wäre weniger eifrig, ihre Rechte wahrzunehmen, als ich es bin! Diesmal freilich war ich etwas zu voreilig, denn kaum hatte ich meine letzte Drohung ausgesprochen, als der Alte erschien und zornig fragte, wer einen solchen Lärm erhöbe. Da nun die Köchin, boshaft, wie sie ist, erwiderte, daß ich ihr verböte, das Silberzeug zum Aufputzen für die bevorstehende Geburtstagsfeier des gnädigen Herrn zum Goldschmied zu bringen und der Bediente noch ärgere Dinge hinzufügte, ereiferte er sich natürlich gewaltig, sein Gesicht wurde blau, seine Hände flogen und — — genug, der tückische Wunsch, den er mir nachrief, daß ich auf der Treppe den Hals brechen möchte, ist nicht in Erfüllung gegangen, so gut der Johann seinen plumpen Auftrag auch ausführte, und wir wollen von dem Gerücht Vorteil ziehen, solange wir es noch können! Flink, Theodor, spring' du zum Schlächter hinüber und hole einige Pfund Fleisch, und du, Auguste, lauf' zum Krämer und besorge die Butter. Wenn sie uns noch nie geborgt haben, so borgen sie uns jetzt! Nicht diese Stirnfalten, Weib! Es gibt mehr Kinder, die nach sieben über die Straße geschickt werden und doch keinen Husten mit nach Hause bringen! Wasche du inzwischen die Kartoffeln ab, ich will Holz schaffen! Vater zahlt morgen, er ist beim Onkel!" Mit diesen Worten trieb er den Knaben und das Mädchen, die sich nur zögernd zum Gehorchen anschickten, weil sie solche Botschaften nicht zum erstenmal ausrichten sollten und den Erfolg schon kannten, aus der Thür und folgte ihnen nach, während die Frau in ein Gelächter, halb der Verachtung, halb der Verzweiflung, ausbrach und sich nicht von der Stelle rührte. Er that aufs Geratewohl einen Gang durch das abgelegene Quartier, wo er wohnte, und musterte manchen Zaun und manche alte Hecke, sogar hie und da einen Fensterladen, der im Winde klapperte, weil er nicht ge-

hörig befestigt war. Aber wenn er eben Hand anlegen wollte, schien ihm bald der Mond zu hell, bald gingen ihm zu viel Leute über die Straße, bald störte ihn ein Hund, der ihn anbellte. Endlich sagte er zu sich selbst: „Ich will mir die Mühe gar nicht machen, denn es ist doch immer noch sehr zweifelhaft, ob wir Fleisch und Butter erhalten, und wenn, so liefert der Stuhl Holz genug.“ Sogleich nahm er seine gewöhnliche stolze Haltung, deren er sich als angehender Dieb bereits abgethan hatte, wieder an und kehrte um. Kaum aber hatte er einige Schritte gemacht, als er mit dem Fuß an etwas Hartes stieß; er hob es auf, und siehe da, es war ein Beutel mit Geld. Vorsichtig sah er sich nach allen Seiten um, ob ihn jemand bemerkt habe, dann steckte er den Beutel zu sich und setzte, jedoch nicht eben schneller als vorher, seinen Weg fort. Als er zu Hause wieder anlangte, fand er seine Frau nicht mit Zurichtung eines Bratens beschäftigt, sondern mit Entkleidung ihrer Tochter. Der Knabe kam ihm entgegen und richtete ihm eine Impertinenz vom Schlächter aus; auch das Mädchen wollte sprechen, doch die Mutter unterbrach sie und sagte: „Euer Vater weiß alles, was ihr ihm melden könnt, nun zu Bett mit euch, damit ihr hineinkommt, bevor die Lampe erlischt!“ — „Nichts da! Ihr bleibt auf!“ rief Herr Haidvogel jetzt und warf den Beutel mit Geld auf den Tisch. Blanke Thaler rollten, die Frau sah ihren Mann mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an. „Mensch“, sagte sie endlich langsam und ein schlimmer Verdacht stieg in ihr auf, „woher kommt dir dies Geld?“ — „Wenn's nun ein Lotteriegewinn wäre“, erwiderte er, „würdest du dann endlich einräumen, daß ich recht that, als ich die zwölf Kreuzer, die ich Montag fand, zum Kollekteur trug, statt sie zu Brot herzugeben?“ — „Nein“, versetzte sie, „aber ich würde mich freuen, daß eine Schlechtigkeit ausnahmsweise einmal gute Folgen gehabt hätte. Ist es denn so?“ — „Laß uns weiter reden“, rief Herr Haidvogel, „wenn wir satt sind! Dann fördert's die Verdauung. Wir leben in einer Welt, worin einem Menschen

plötzlich eine Königskrone auf den Kopf fallen kann, der bis dahin kaum eine wollene Mütze besaß, sich ihn damit zu bedecken. Das sagte ich dir schon oft, erinnere dich daran und mach Feuer, jetzt wird dir der Stuhl wohl nicht mehr zu kostbar scheinen! Ich selbst hole, was sonst nötig ist, ich muß die Hunde ärgern, die mir den Kredit versagten, sie sollen glauben, daß ich bloß ihre Gesinnungen gegen mich auf die Probe gestellt habe, und da sie von meinen guten Zeiten her wissen, wie viel ich daraufgehen lasse, wenn ich nur kann, so wird sie's verdrießen, in dieser nicht besser bestanden zu sein!" Jetzt setzte die Frau sich emsig in Thätigkeit, während Herr Haidvogel sein Geld wieder einstrich und ging. Er kam an einer Schenke vorbei; es war die nämliche, in der er den größten Teil seines väterlichen Erbteils mit dem Leichtsinn und der Liederlichkeit eines verhätschelten einzigen Sohns verpraßt hatte, denn er war keineswegs immer ein armer Schlucker gewesen, er hatte ein für seine Verhältnisse ganz ansehnliches Vermögen hindurchgebracht und sich eben dadurch die Verachtung des Onkels, seiner Frau aber, die aus Pflichtgefühl nicht von ihm lassen wollte, den Haß desselben zugezogen. „Da sitzen nun", dachte er, „die meisten von denen, womit ich sonst zusammen zu sitzen pflegte, da schwatzen sie, wenn ihnen nichts Besseres einfällt, von mir, da lachen oder spotten sie auf meine Kosten oder bedauern mich, wenn's gut geht, zucken die Achseln und — ich muß hinein!" Er legte die Hand auf die Thür. „Was sie sagen werden, wenn ich so plötzlich erscheine, wie sie anfangs vor mir zurückweichen, dann, sowie sie Geld sehen, mir zunicken und vertraulich näher rücken werden! Ha, ginge einer von ihnen so weit, mich um ein Darlehn anzusprechen, ich würde es hergeben, wär's auch nur, um ihnen von der Größe der Summe, die mir zu Gebote steht, einen guten Begriff beizubringen." Er trat ein. Drinnen war eine lärmende Gesellschaft beisammen, die alten Kameraden grüßten gleich freundlich und wisperten dann miteinander, es war offenbar, daß das Gerücht von Herrn Haidvogels plötzlicher Erbschaft bereits

zu ihnen gedrungen war, und daß sie es jetzt für vollkommen bestätigt hielten, selbst der Wirt war höflich. Herr Haidvogel, der in der allgemeinen Aufmerksamkeit, die er erregte, und in dem Geflüster, das ringsumher entstand, eine hinreichende Genugthuung für alle Entbehrungen der letztverstrichenen Jahre fand, durchschritt, um seinen Triumph vollständig zu genießen, den Saal seiner ganzen Länge nach, ehe er sich niederließ, dann setzte er sich an einen Tisch, an dem der einzige Mensch saß, den er nicht kannte, und der keine Notiz von ihm nahm. Dies verdroß ihn fast, und er faßte ihn darum scharf ins Auge; es schien nach dem ledernen Gurt, den er um den Leib trug, ein reisender Viehhändler zu sein, er hatte den Kopf auf den Tisch gestützt und starrte trübsinnig vor sich hin. „Dem ist ein Ochse gefallen!" dachte Herr Haidvogel; „und nun erinnert er sich mit Verdruß der vielen Schlächter, bei denen er das Tier um leidlichen Preis hätte anbringen können. Gebührende Strafe für die übertriebene Habsucht!" Dann forderte er sich mit lauter Stimme ein Glas Wein. Der Wirt brachte es eilig in eigener Person und putzte zugleich das Licht, das etwas trüb vor dem Fremden brannte; nun erst sah man's ganz deutlich, wieviel Niedergeschlagenheit in den an sich so mannhaft trotzigen Zügen desselben lag. „Ist Euch nicht um Eure Zeche bange?" fragte Herr Haidvogel den Wirt halblaut und deutete auf den Fremden, „der scheint darüber nachzugrübeln, wie er Euch darum bringen will!" — „Das wäre noch ein Ding der Unmöglichkeit", versetzte der Wirt lustig, „denn sie beläuft sich noch auf nichts, das Glas Bier, das er sich geben ließ, steht unberührt vor ihm." — „Damit Ihr das nicht auch von mir sagen könnt", sagte Herr Haidvogel, „will ich meinen Wein trinken!" Er that's und zog dann eine Handvoll Thaler hervor, die er hastig nach kleiner Münze zu durchsuchen begann, weniger, weil er so eifrig aufs Bezahlen erpicht war, als weil es ihn kitzelte, seinen Reichtum zu zeigen. „Ei du mein Himmel", versetzte der Wirt abwehrend, „als ob das nicht Zeit hätte! Ihr denkt doch nicht schon wieder

zu gehen? Von einem alten Freund, der sich so lange nicht mehr bei mir sehen ließ, würde mich das beleidigen, und noch mehr als das, es würde mich kränken!" — „Nun", erwiderte Herr Haidvogel, „ich werde bleiben! Aber schickt schnell ein gutes Nachtessen zu den Meinigen hinüber! Sie wollen sich selbst was bereiten, wozu die Umstände!" — „Freilich, freilich, wozu! Ich kochte ja gern für die ganze Stadt! Was soll's nur sein? Hier ist die Speisekarte, beliebt's Euch, auszuwählen?" — „Schickt alles, was darauf steht", versetzte Herr Haidvogel, „dann schickt Ihr jedenfalls das Rechte mit! Bildet Euch übrigens nicht ein, daß Eure Küche die meinige übertrifft. Pah! Wenn ich den Schneider, der dort in der Ecke sitzt — Heda, Meister, Ihr habt nun genug genickt und am Käppel geschoben, kommt morgen früh zu mir herüber und nehmt mir Maß! — wenn ich den zuweilen durch ein Loch im Ärmel oder den Schuster durch einen zerrissenen Stiefel ärgerte, so geschah das ja bloß, weil ich meinem Magen nichts abgehen ließ, denn wenn mein Onkel auch nicht alle Tage Verlangen trug, mich zu umarmen, so fiel es ihm doch noch weniger ein, mich hungern zu lassen, und wenn er mir auch einmal in seinem bekannten Jähzorn verbot, zu ihm zu kommen, so kam er dafür reuig bei nächtlicher Weile zu mir. Betrachtet den da! Ist er magerer geworden, seit ich keine Bratwürste mehr bei Euch aß?" Hiebei klopfte er sich auf den Bauch, der allerdings trotz der nüchternen Ätzung mit Kartoffeln und trockenem Brot die ehemalige Rundung bewahrt und ihm auch immer für einen Ableiter erniedrigender Gedanken über die Beschaffenheit seines Tisches gegolten hatte. „O, sicher nicht", entgegnete der Wirt, obgleich trotz seiner Geschmeidigkeit nur mit mühsam unterdrücktem Lächeln, „was fällt Euch ein! Doch ich will dem Kellner Auftrag geben!" Er sprang fort, um nicht zu bersten. „Ob wirklich nichts Kleines mehr darunter ist?" sagte Herr Haidvogel mit einem langen Blick auf den Fremden, der noch dasaß wie vorhin und dessen Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit gegen alles, was um ihn her vorging, ihn förmlich zu

empören anfing. „Freilich, das Bettelgesindel.“ Er warf mit diesen Worten das Geld mit Geräusch auf den Tisch und schickte, den Rest in der Tasche, Handvoll nach Handvoll hinterdrein, fortwährend zwischen den Thalern rührend und mit ihnen klappernd. Jedermann wurde aufs neue aufmerksam auf ihn, der Wirt rief dem Kellner einmal über das andere „Hurtig! hurtig!“ zu, zwei von den ehemaligen Kameraden, die ihr schnödes Benehmen gegen ihn in der Zwischenzeit in Vergessenheit zu bringen wünschten, stießen, scheinbar unbekümmert um ihn, aber laut genug, daß er es hören konnte, auf sein Wohl miteinander an, nur der Fremde verharrte in seiner vorigen Lage. Herr Haidvogel wollte aber durchaus auch von ihm beneidet werden, er trat ungeduldig zu ihm heran und bat um Erlaubnis, sein Licht einen Augenblick nehmen zu dürfen, weil das seinige so düster brenne und zwei überhaupt heller leuchteten als eins. Der Fremde bewilligte es durch eine Kopfbewegung und sah nun endlich auf. Doch kaum hatte er auf den im Glanz der Lichter flimmernden und schimmernden Schatz des Herrn Haidvogel einen Blick geworfen, als er wie besessen auffuhr, den bisherigen Besitzer mit einem mächtigen Stoß beiseite schleuderte und mit einer Donnerstimme ausrief: „Des Todes ist, wer dies Geld berührt, es ist mein! Hundert Thaler! Die russische Schaumünze, an der ich mein Eigentum erkenne! Und ein lederner Beutel! Zähle nach und vergleiche, wer zweifelt!“ Der Wirt, die ganze Gesellschaft, vor allem aber Herr Haidvogel selbst, standen einen Moment wie versteinert, der letztere faßte sich jedoch gleich wieder, weil er fühlte, daß er in den allerschnödesten Verdacht geraten werde, wenn er lange im Stillschweigen verharre, und antwortete dem Fremden, der unwillkürlich sein breites Schlächtermesser gezogen und sich mit halbem Leibe über das Geld hingelehnt hatte, kalt und spöttisch: „Ihr habt die Lumperei verloren, und ich habe sie gefunden! Könnt Ihr das nicht ruhig sagen? Da ist der Lederbeutel, den Ihr wohl noch vermißt! Eine Schaumünze! Ei, die hatte ich noch gar nicht bemerkt! Hübsch! Der Übergang über

die Beresina! Ein Andenken?“ Der Fremde maß Herrn Haidvogel mit einem zweideutigen Blick, und da er entdeckte, daß der Rock desselben etwas kahl war, zählte er sein Geld sorgfältig nach. Als er fand, daß an der Summe nicht das geringste fehlte, reichte er ihm die Hand und sagte: „Verzeiht mir meine Heftigkeit und setzt Euch zu mir, daß wir zusammen trinken!“ — „Trinkt mit wem Ihr wollt“, entgegnete Herr Haidvogel vornehm, „aber haltet Euch ein andermal auf bessere Taschen!“ Stolz, wie ein Sieger den Wahlplatz, verließ er nun die Gaststube und überrannte in der Thür fast den schwer bepackten Kellner, der, bei einer so unerwarteten Wendung der Dinge vom Wirt eiligst wieder umgerufen, eben hineintrat. „Ich will's selbst mitnehmen!“ rief er diesem zu und griff nach dem Eßkorb, den der verblüffte Mensch, der den Zusammenhang nicht kannte, auch ohne Widerstand fahren ließ, den der Wirt Herrn Haidvogel aber wieder entriß. „Ah, so war's gemeint“, sagte dieser, „gut, da ist hier denn auch für mein Glas Wein!“ Er warf die letzten vier Groschen hin, die er besaß und die er zum Ankauf von Glanzwichse bestimmt hatte, versuchte den Wirt durch einen Puff, den er ihm im Vorbeischießen beibrachte, umzustoßen, was ihm freilich nicht gelang, und eilte fort. Leise, leise stahl er sich in sein Haus und in seine Wohnstube hinein. Seine Frau war in der Küche, wie er durch ein kleines, in der Thür angebrachtes Fenster sehen konnte, mit dem Abkochen der Kartoffeln beschäftigt, das Feuer brannte lustig auf dem Herd, und die Kinder standen mit heiteren Gesichtern umher. „Ich kann's nicht ändern!“ fluchte er und begann, sich schleunig zu entkleiden. Er war damit glücklich zu Ende gekommen und stieg eben ins Bett, als seine Frau, die schon mit Ungeduld auf ihn wartete, in die Stube trat. „Mein Gott!“ rief sie aufs höchste überrascht aus, „du gehst zu Bett?“ — „Thu' du es auch“, entgegnete er und setzte, indem er die Decke über sich hinzog, gähnend hinzu: „Ehrlich währt am längsten!“ Die Frau hatte aber noch kaum die Zeit gehabt. ihr Erstaunen durch einen unartikulierten Laut auszu-

drücken, als an die Thür gepocht wurde. „Riegel vor!“ rief Herr Haidvogel, und als er sah, daß die Thür bereits aufging, griff er nach seinem Stock, der zu häupten des Bettes stand. Der Kellner trat mit seiner Last herein; die Gesichter der Kinder, die sich schon verfinstert hatten, klärten sich wieder auf, denn der leckere Duft, der sich im Zimmer verbreitete, und das fröhliche Klappern der Schüsseln verkündete ihnen den Inhalt des Korbes. „Reue? Gewissensbisse?“ fragte Herr Haidvogel den Menschen, der den Korb stillschweigend auf den Tisch stellte; „hätt's kaum erwartet.“ — „Mich schickt der Viehhändler“, entgegnete dieser, „er hat alles bezahlt!“ — „Der!“ rief Herr Haidvogel. „Was untersteht der Kerl sich! Mir, der ich schon an einem Abende mehr verspielt habe, als er in einem Jahr gewinnt! Nun wohl! Ein Finderlohn! Aber wohl gemerkt, nur für die Kinder! Ich berühre nichts davon! Ehrenwort!“ Der Kellner wollte sich wieder entfernen, die Frau trug ihm eine herzliche Danksagung auf. „Kein Wort von Dank!“ fuhr Herr Haidvogel dazwischen. „Er hat seine Schuldigkeit gethan, und kaum. Aber deinem Herrn kannst du melden, daß ich ihm mit den Schüsseln, wenn er sie etwa zurückverlangt, die Fenster einwerfen werde!“ In diesem Augenblick wurde abermals gepocht. „In Europa nimmt man im Bett keine Visiten an!“ rief Herr Haidvogel, aber die Thür wurde trotzdem langsam geöffnet, und mit verstörtem Gesicht trat etwas verlegen der Bediente Johann herein. „Nun, Halunke“, schrie Herr Haidvogel ihm entgegen und schwang seinen Stock, „willst du die Zahlung haben für —?“ Er berührte hiebei mit einer unzweideutigen Gebärde seinen Rücken. „Herr Haidvogel“, stotterte Johann, „Sie wissen, daß ich nichts that, als was der Herr mir befahl, dessen Brot ich aß!“ — „Aß?“ fragte Herr Haidvogel gespannt. „Ja“, fuhr Johann fort, „der gnädige Herr ist am Schlag“ — „Am Schlag?“ unterbrach ihn Herr Haidvogel verdrießlich und enttäuscht. „Kerl, bist du verrückt? Es war ja eine niederträchtige Lüge, mit eigenen Augen überzeugte ich mich davon!“ —

„Heute nachmittag, ja", versetzte Johann, „aber jetzt nicht mehr! Leider!" — „Leider?" rief Herr Haidvogel, „gottlob!" — „Freilich, gottlob!" entgegnete Johann geschmeidig; „denn es war nicht mehr zum Aushalten! Wenn Sie wüßten, wie oft ich Fußtritte vom Alten erhielt, weil ich eine Fürbitte für Sie einlegte. Noch dieses Loch im Kopf — —" — „Hast du vor sieben Stunden von dem Thürpfosten bekommen", unterbrach ihn Herr Haidvogel, „an den du dich stießest, als du mit mir bosseln[1] wolltest. — Was kümmert's mich noch! Hast du gehört, Frau?" — „Ist es denn wahr, Johann?" fragte sie schüchtern und schob dem Bedienten einen Stuhl hin, auf den er sich aber nicht niederließ, weil die Dame, die er schon lange nur noch über die Achsel angesehen hatte, plötzlich wieder eine Respektsperson für ihn geworden war. „Wie kannst du nur noch fragen", eiferte Herr Haidvogel, dem dies nicht entging, „siehst du nicht, daß er mit krummem Rücken und eingeknickten Beinen vor dir steht? Aber, wie kam's denn?" — „Wahrscheinlich", entgegnete Johann zögernd, „von dem Ärger, den —" — „Den ich ihm machte?" fragte Herr Haidvogel jubelnd. — „Ja? Ist's so? Das freut mich! O, das freut mich! Maß für Maß! Kerl, ich schenke dir alles, was du heute abend gestohlen hast! Verbeugst dich? Bravo! Nun, Frau, war's gut, daß ich da war? He, was sagst du?" — „Laß ihn doch zu Wort kommen", erwiderte sie unwillig, „noch wissen wir ja von nichts!" — „Der Auftritt mit Ihnen", begann Johann wieder, „hatte ihn in die furchtbarste Aufregung versetzt, er schäumte vor Wut —" — „Das sah ich noch!" warf Herr Haidvogel ein, „o, das sah ich!" — „Und er schrie: ‚Gleich mach' ich mein Testament, ich warte meinen Siebzigsten (Geburtstag meinte er vermutlich) nicht ab, und ich enterbe sie vollständig!'" — „Es war also noch nicht geschehen", versetzte Herr Haidvogel, „wie ihr Hunde ausgebracht hattet! Niederträchtig! Das gab meinem Kredit den Todesstoß!" —

[1] Kugelschieben; der Bediente hatte ihn die Treppe hinunterwerfen sollen.

„Wir sagten“, erwiderte Johann kleinlaut, „was wir hörten und glaubten! Hätten wir das Gegenteil gewußt — —“ — „So hättet Ihr“, unterbrach die Frau ihn bitter, „meinen Theodor zur Kirschenzeit zuweilen in den Garten gelassen, wenn der Onkel abwesend war, und er darum bat, weil die roten Beeren ihn so lockten!“ — „Gewiß!“ entgegnete Johann mit einem dummen Gesicht, „das hätten wir gethan!“ — „Weiter!“ drängte Herr Haidvogel. „O“, sagte Johann, „es ist gleich aus! Ich mußte zum Advokaten springen, und als ich zurückkam, lag er schon sprachlos da. Dann — Genug, es ist vorbei! — „Für ihn!“ versetzte Herr Haidvogel, „und für uns fängt's an. Hast du Geld bei dir?“ — „Zu Befehl!“ entgegnete Johann und griff dienstfertig in die Tasche. „So bezahl' dem Menschen da, der Maulaffen an der Thür feilhält, das Essen. Heda, Kellner, dem Viehhändler seinen Thaler, oder sind's zwei? zurückgebracht und über alles, was du hier gehört hast, auf deine gewöhnliche Weise reinen Mund gehalten! Ah, sieh! hättest du deine Mütze gleich beim Eintritt abgezogen, wie sich's gebührt, so könntest du sie jetzt wieder aufsetzen! Nun mußt du's freilich umgekehrt machen! Gute Nacht!“ Der Kellner ging, auch Johann schickte sich zum Fortgehen an, vorher aber sagte er noch, die Köchin habe sich ins Bett gelegt und stelle sich krank, es sei aber nicht wahr, ihr fehle nichts, dann entfernte er sich. „Nun Frau“, rief Herr Haidvogel und zog sich an, „kann ich mein väterliches Haus jetzt wieder kaufen, von dem ich den Kindern einst, als wir mit ihnen daran vorbeigingen, zu deinem Verdruß weismachte, es sei noch mein und ich hätte nur den Thürschlüssel verloren, sonst würde ich sie hineinführen? Kann ich —“ — „Nichts kannst du“, versetzte die Frau, die inzwischen ihr dünnes Umschlagetuch umgenommen und sich zum Fortgehen angeschickt hatte, „nichts ohne mich, ohne meine Einwilligung kommt kein Pfennig in deine Hände, und ich werde dafür sorgen, daß das Jammerleben, das jetzt zu Ende ist, nicht wieder anfangen kann!“ — „Wie? Was?“ rief Herr Haidvogel mit offe-

nem Munde, und war so überrascht, daß er den schon halb angezogenen Rock ganz anzuziehen vergaß und mit dem possierlich an der rechten Seite seines Leibes niederbaumelnden Kleidungsstück wie eine Vogelscheuche dastand. „Gewiß“, fuhr die Frau im bestimmtesten Ton fort, „du sollst mir thun, was dir gefällt, wenn dir mittags jemals wieder ein guter Braten auf dem Tisch fehlt, und wenn du des Abends wieder kalte Kartoffeln essen mußt!“ — „Pah“, erwiderte Herr Haidvogel giftig, „wenn man nicht selbst Bankerott macht, so thun's andere, und man verliert sein Geld. Das ist das beste!“ — „Darauf lass' ich's ankommen!“ versetzte die Frau und ging. „Schöne Aussichten!“ rief Herr Haidvogel und wandelte einige Male stillschweigend die Stube auf und ab. „Schmeckt's?“ rief er dann den Kindern zu, die sich längst über das Essen hergemacht hatten, und setzte sich zu ihnen. „Galle macht Appetit. Ein neuer Beweis dafür!“ murmelte er nach einer kleinen Pause der Unthätigkeit und griff auch seinerseits zu. „Was ist's auch weiter?“ monologisierte er nun käuend fort, „ich bedinge mir ein Monatliches, das thaten andere auch, und ehe sie's ins Wochenblatt setzen läßt, daß sie für meine Schulden nicht haftet, kann ich genug auf ihren Namen zusammenborgen! Heisa! Lustig! Was für Not?“



Revision des Textes.

Für den Text unserer Ausgabe wurden nach den Grundsätzen der Meyerschen Klassiker-Bibliothek, da eine Gesamtausgabe letzter Hand nicht vorliegt, die ersten Drucke verglichen. Das geschah, um die zahlreichen Druckfehler zu verbessern, die infolge eines Setzerausstandes in die sonst sehr verdienstliche, von H. Krumm besorgte 2. Auflage der „Sämtlichen Werke" (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1891) gekommen sind (vgl. darüber auch R. M. Werner in der „Deutschen Litteraturzeitung", XIII. Jahrgang, Nr. 28, und XIV. Jahrgang, Nr. 9). Ein neuer Abdruck dieser 2. Auflage (ohne Jahreszahl, Leipzig, Gustav Fock) ist sonderbarerweise auch insofern völlig unverändert, als er dieselben Fehler, sogar die in den Druckfehlerberichtigungen angegebenen, wiederbringt. Von einer Angabe dieser in die späteren Auflagen hineingekommenen Versehen kann hier wohl abgesehen werden.

Nur in einem Fall, nämlich bei den Gedichten nach 1857, die erst nach Hebbels Tod im Zusammenhange veröffentlicht wurden, sind die Handschriften verglichen worden. Nur einmal ist dabei eine vom Text der ersten Gesamtausgabe abweichende Lesart angenommen worden.

Das Gedicht „Der Bramine" (S. 118 unserer Ausgabe) wurde zum erstenmal gedruckt im Feuilleton der Zeitung „Die Presse" vom 20. Dez. 1863 und zwar mit der Anmerkung der Redaktion: „Eines der letzten, der Redaktion der ‚Presse' von der Witwe des Dichters zum ersten Abdruck überlassenen Gedichte Hebbels, in Gmunden im August dieses Jahres unter den stärksten Qualen gedichtet. Am Fuß des Manuskripts steht: ‚In schweren Leiden'." Zeile 6 hat hier die Fassung: „Die in ihm den Göttern dienen". In der Handschrift aber, die in einer besonderen roten Tektur von Felix Bamberg dem „Goethe- und Schiller-Archiv" in Weimar überliefert wurde, steht: „Die den ew'gen Göttern dienen"; „in ihm" ist hier durchgestrichen.

Alphabetisches Verzeichnis der Überschriften und Anfangszeilen der Gedichte.

Inhalt.

Epigramme und Verwandtes.

Mutter und Kind.

Erzählungen und Novellen.



Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.





